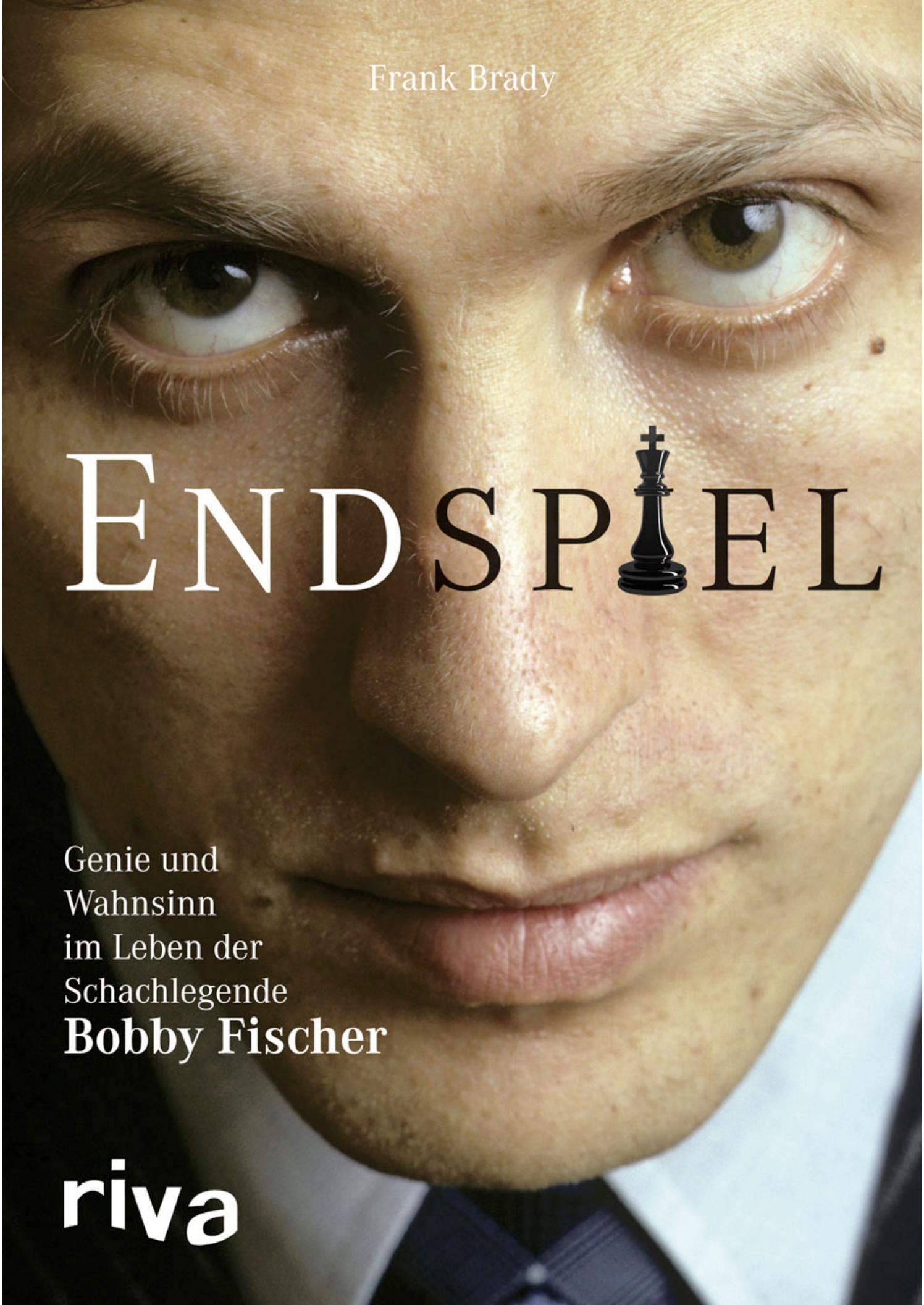
Frank Brady



ENDSPIEL

Genie und
Wahnsinn
im Leben der
Schachlegende
Bobby Fischer

riva

Frank Brady

ENDSPIEL

Genie und Wahnsinn im Leben der Schachlegende

BOBBY FISCHER

riva

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Für Fragen und Anregungen:
frankbrady@rivaverlag.de

1. Auflage 2012
© 2012 by riva Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH,
Nymphenburger Straße 86
D-80636 München
Tel.: 089 651285-0
Fax: 089 652096

© der Originalausgabe 2011 by Frank Brady
Die englische Originalausgabe erschien 2011 bei Crown Publishing unter dem Titel *Endgame. Bobby Fischer's Remarkable Rise and Fall – from America's Brightest Prodigy to the Edge of Madness.*
This translation published by arrangement with Crown Publishers, an Imprint of the Crown Publishing Group, a division of Random House, Inc.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Übersetzung: Martin Bauer
Redaktion: Nicole Luzar
Umschlaggestaltung: Pamela Günther, München
Umschlagabbildung: © Stephen Green – Armytage/*Sports Illustrated*/Getty Images
Satz: HJR, Jürgen Echter, Landsberg am Lech

Epub: Grafikstudio Foerster, Belgern

ISBN Epub 978-3-86413-170-7

Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter
www.rivaverlag.de
www.facebook.com/rivaverlag.de
www.twitter.com/rivaverlag

Für Maxine,
die immer mein Glücksbringer ist

INHALT

Anmerkung des Autors
1. Kapitel: Aus Einsamkeit zur Leidenschaft
2. Kapitel: Kindheitstraum
3. Kapitel: Aus Zeus' Kopf entsprungen
4. Kapitel: Das amerikanische Wunderkind
5. Kapitel: Der Gladiator des Kalten Kriegs
6. Kapitel: Der neue Fischer
7. Kapitel: Einstein des Schachs
8. Kapitel: Kampf der Legenden
9. Kapitel: Der Kandidat
10. Kapitel: Der Champion
11. Kapitel: Die Jahre der Wildnis
12. Kapitel: Fischer-Spasski Redux
13. Kapitel: Grenzüberschreitungen
14. Kapitel: Verhaftung und Rettung
15. Kapitel: Leben und Tod in Island
Bildteil
Epilog
Nachwort
Danksagung
Anmerkungen
Bibliografie
Bildnachweis Bildteil
Über den Autor

ANMERKUNG DES AUTORS

Als jemand, der Bobby Fischer seit seiner Jugend kannte, bin ich Hunderte Male gefragt worden: »Wie war er denn *wirklich*?« In diesem Buch gehe ich dieser Frage nach. Doch der Leser sei vorab gewarnt: In Bobbys Leben wimmelt es nur so von Paradoxen. Bobby war geheimniskrämerisch und freimütig, großzügig und knauserig, naiv und bestens informiert, grausam und lieb, gläubig und ketzerisch. Sein Spiel strahlt Zauber, Schönheit und tiefere Bedeutung aus. Seine schockierenden Aussagen triefen vor Grausamkeit, Vorurteilen und Hass. Und obwohl er jahrzehntelang den Großteil seiner Energie und Leidenschaft in die Perfektionierung seines Spiels steckte, war er nicht der Fachidiot, als den ihn die Presse hinstellte.

Die britische Schriftstellerin Virginia Woolf hatte mit ähnlichen Widersprüchen zu kämpfen, als sie versuchte, die Lebensgeschichte des Künstlers Roger Fry aufzuschreiben. Sie erkannte: »Eine Biografie wird als vollständig betrachtet, wenn sie nur sechs oder sieben ›Ichs‹ darstellt, auch wenn Menschen bis zu tausend Persönlichkeiten haben.« Im Leben Bobby Fischers wimmelt es nur so von Persönlichkeiten. In diesem Buch möchte ich versuchen, aus Fischers Kaleidoskop von Ichs eines herauszugreifen – das des Genies, des ewigen Kriegers – und anhand dieses Ichs seine sich wandelnden Identitäten und Rollen zu erklären. Der bekannte Psychologe Alfred Binet erklärte einmal, wenn wir in das Gehirn eines Schachspielers blicken könnten, würden wir dort »eine ganze Welt von Gefühlen, Bildern, Vorstellungen, Emotionen und Leidenschaften finden«. In Bobbys Fall stimmt das sicher: In seinem Kopf steckten nicht nur Schachbytes, geisterhafte Computerverbindungen auf einem Brett von 64 Feldern, sondern auch Poesie, Musik und Zartgefühl.

Gelegentlich musste ich in diesem Buch spekulieren, dafür entschuldige ich mich. Bobbys Verhalten schreit oft nach einer Erklärung; die Stellen, an denen ich Vermutungen anstellte, sind als solche gekennzeichnet. Um Bobbys außergewöhnliches Leben angemessen darzustellen, habe ich gelegentlich Erzähltechniken des Romans verwendet. Mal beschrieb ich

Schauplätze in allen Einzelheiten, mal arbeitete ich bestimmte Details heraus, reduzierte Dialoge oder enthüllte innere Zustände. Das geschah aber immer auf der Grundlage meiner Recherchen, Erinnerungen und Studien. Ich wollte, dass die Leser – ob sie nun selbst Schach spielen oder nicht – sich fühlen, als säßen sie direkt neben Bobby, auf *seiner* Seite des Schachbretts, oder bei ihm zu Hause, um mit ihm seine Freude über Triumphe zu teilen, seinen Schmerz angesichts von Niederlagen und seinen Zorn auf die Welt.

Ich begegnete Bobby Fischer zum ersten Mal auf einem Schachturnier; er war damals noch ein Kind, ich ein Teenager. Seit jenem Augenblick verfolgte ich seine Lebensgeschichte – bis zu Bobbys Beerdigung fern seiner Heimat, in der windgepeitschten Landschaft Islands. Über die Jahre hinweg haben wir Hunderte Partien miteinander gespielt und zahllose Dinnerpartys besucht; wir sind gemeinsam zum Essen gegangen, zu Turnieren gereist und endlos durch die Straßen Manhattans gewandert. Sein Schachspiel war meinem um Lichtjahre voraus, doch wir fanden andere Gemeinsamkeiten. Ich kannte seine Familie und unterhielt mich oft mit seiner Mutter über ihn.

Bobby und ich waren Freunde, auch wenn unser Verhältnis oft schwierig war und schließlich ganz abkühlte. Ich begleitete sein Schachleben aber auch in *offizieller* Funktion fast von den ersten Anfängen an: Ich leitete eines der ersten offiziellen Turniere, an dem Bobby Fischer als Kind teilnahm. Schon damals war mir seine Hartnäckigkeit aufgefallen. Als Bobby bei der US-Meisterschaft 1963/64 seinen historischen 11-zu-0-Durchmarsch schaffte, stand ich als Schiedsrichter am Brett und konnte miterleben, wie stolz er auf seine Leistung war. Als Bobby für das Internationale Schachturnier in Havanna Reiseverbot bekam und seine Züge per Fernschreiber übermittelt werden mussten, war ich anfangs der ihm zugeteilte Schiedsrichter. Ich verbrachte etliche Stunden allein mit ihm im geschlossenen Raum des Marshall Chess Club und erlebte mit, wie sehr ihn die ungewöhnlichen Umstände anstrengten.

Viele der in *Endgame: Bobby Fischer* geschilderten Ereignisse habe ich mit eigenen Augen miterlebt. Aber hier geht es nicht um mich; ich bleibe in diesem Buch praktisch unsichtbar. Im Zuge meiner Recherchen habe ich bisher nicht ausgewertete Dokumente und Briefe durchgesehen und über Jahre hinweg Hunderte Interviews mit Leuten geführt, die Bobby gekannt

hatten. Dieses Material hat mir dabei geholfen, Bobbys Charakter und Entwicklung in allen Facetten darzulegen. Ich versuchte zu ergründen, durch welchen seltsamen Zauber Bobby es schaffte, Schach populär und sogar hip zu machen. Aber auch, wie dieser gänzlich unpolitische Mensch es schaffte, in die Mühlen der internationalen Politik zu geraten.

Als Bobby den Weltmeistertitel gewann, machte er Furore. Nie hatte eine breite Öffentlichkeit ein Schachereignis derart interessiert, ja leidenschaftlich verfolgt. Woran lag das? An den politischen Begleitumständen – Bobby besiegte mitten im Kalten Krieg die Sowjets in ihrer Paradedisziplin –, an seinem mitreißenden Spiel, aber auch an seiner Ausstrahlung und seinen von der Presse begierig aufgenommenen Sperenzchen. Bobby lechzte nach öffentlicher Anerkennung – und haderte gleichzeitig mit seiner plötzlichen Berühmtheit. Irgendwann hasste er den Rummel um seine Person nur noch. In späteren Jahren zog er sich von der Welt zurück und führte ein fast schon einsiedlerisches Leben, um dem dreisten Blick der Öffentlichkeit zu entgehen.

Bei meinen Recherchen durfte ich auch Teile der KGB- und FBI-Akten über Bobby und seine Mutter einsehen. Aus ihnen erfuhr ich einiges Neue und fand Belege, warum bisher veröffentlichte Versionen von Bobbys Leben so nicht stimmen konnten.

Im Zuge meiner Recherchen zu diesem Buch grub ich auch einen autobiografischen Essay aus, den Bobby als Teenager geschrieben hatte. Natürlich fehlte es dem Aufsatz an Eleganz, aber er bot einen hochinteressanten Einblick in Bobbys Innenleben zu jener Zeit. Man erfährt, wie Bobby seinen Aufstieg erlebte und wie er sich von verschiedenen Schachorganisationen behandelt fühlte. Auch dieser Aufsatz erlaubte mir, einige gängige Fehlannahmen über Bobby zu korrigieren. Darüber hinaus erhielt ich Zugang zu den persönlichen Archiven seiner Mutter, Regina Fischer, und seines Schachmentors Jack Collins. Dieser unbezahlbare Schatz an Briefen, Fotos und Zeitungsausschnitten stellte eine wichtige Quelle für dieses Buch dar. Vor allem halfen mir diese teilweise jahrzehntealten Briefe Bobbys, ihn vor meinem geistigen Auge wiedererstehen zu lassen.

Egal, ob man Bobby Fischer nun bewundert oder verachtet (oder beides gleichzeitig): Meiner Ansicht nach war Bobby ein zutiefst verstörter

Mensch, aber auch ein großer Künstler, den eine große Leidenschaft umtrieb: zu *wissen*.

Wir müssen Bobby seine Tiraden gegen Politik und Religion nicht vergeben, vielleicht *dürfen* wir das nicht einmal. Dennoch sollten wir nie vergessen, wie absolut brillant er Schach spielte. Ich kann meine Leser nur ermuntern, sich seine Partien anzusehen. Sie sind sein wahres Testament, sie bezeugen, was er war, sie sind seine bleibende Hinterlassenschaft.

Es war einmal ein begnadeter Schachspieler, ein halbes Kind noch, der gab an, sein Erfolgsgeheimnis beruhe darauf, dass alle Figuren bei jedem Zug mit wetterleuchtendem oder beweglichem bunten Lichtschweif vor seinem inneren Auge erschienen und ihm ein lebendiges Muster aller denkbaren Züge vorspielten: Er wähle dann jeweils den Zug aus, dessen Lichtreflex die Spielsituation am stärksten, die Spannungen auf dem Brett am meisten beeinflusse. Fehler unterliefen ihm nur dann, wenn er sich bei der Wahl seiner Lichtschweife statt von deren Schlagkraft von seinem Schönheitssinn leiten ließ.1

1 Aus: A. S. Byatt: *Die Jungfrau im Garten* (dt. Übersetzung von Christa E. Seibicke), Insel Verlag, 1998.

1. KAPITEL
AUS EINSAMKEIT ZUR LEIDENSCHAFT

»Ich ersticke! Ich ersticke!« Bobby Fischers Schreie drangen nur gedämpft durch den schwarzen Sack, der fest über seinen Kopf gezogen worden war. Er bekam keine Luft mehr, glaubte sich dem Tode nah. Wie wild schüttelte er den Kopf im Versuch, sich zu befreien.

Zwei japanische Wärter drückten ihn auf den Boden der grell beleuchteten Zelle; einer setzte sich auf Bobbys Rücken und fixierte seine Arme, der andere hielt seine Beine fest. Liliputaner auf dem gestürzten Gulliver. Bobbys Lungen wurden zusammengepresst, er konnte kaum atmen. Sein rechter Arm schmerzte, als wäre er gebrochen. Aus seinem Mund rann Blut.

So geht es also zu Ende, dachte er. *Ob wohl je ans Licht kommen wird, wie ich ermordet wurde?*

Bobby konnte nicht fassen, was gerade passiert war. Sein ganzes Leben war an diesem 13. Juli 2004 innerhalb von Sekunden in Scherben gegangen. Wie schon häufig zuvor wollte er von Japan auf die Philippinen fliegen. Wie immer war etwa zwei Stunden vor Abflug am Tokioter Flughafen Narita eingetroffen. Wie gewohnt hatte er dem Zollbeamten seinen Pass gereicht. Doch diesmal ertönte nach Eingabe der Passnummer ein diskreter Warnton. Ein rotes Licht begann langsam zu blinken. »Mr. Fischer, setzen Sie sich doch bitte, bis wir das hier geklärt haben.«

Bobby war besorgt, aber nicht ängstlich. Seit zwölf Jahren zog er in der Welt herum, hatte unter anderem Ungarn, die Tschechoslowakei, Deutschland, die Philippinen, Japan und Österreich besucht und war immer

reibungslos durch alle Zoll- und Passkontrollen gekommen. Sein Pass hatte um Zusatzseiten erweitert werden müssen, weil der Platz für Ein- und Ausreisestempel ausgegangen war, aber das hatte die amerikanische Botschaft in Bern bereits im November 2003 erledigt.

Plötzlich beschlich ihn die Angst, dass die amerikanische Regierung ernst gemacht haben könnte. 1992 hatte Bobby das US-Wirtschaftsembargo gegen Jugoslawien gebrochen, als er in Sveti Stefan (Montenegro) zu einem Wettkampf gegen Boris Spasski antrat. Damals war Haftbefehl gegen ihn ergangen, in den USA drohten ihm bis zu zehn Jahre Gefängnis.

Also kehrte Bobby nach dem Wettkampf 1992 nie mehr nach Amerika zurück. Ende der 1990er erkundigte sich ein Freund beim amerikanischen Außenministerium, ob Bobby heimkommen könne. »Klar kann er«, beschied man ihm dort. »Aber nach der Landung wird er sofort verhaftet.« Als Heimatloser ließ Bobby sich vorübergehend in Ungarn nieder und wagte sich von dort erst zaghaft, dann immer selbstsicherer auf Reisen. Inzwischen waren zwölf Jahre seit dem Vorfall vergangen, und Bobby hatte nie wieder etwas von der amerikanischen Justiz gehört. Solange er nur nicht in die USA zurückkehrte, dachte er, sei er sicher.

Bobby setzte sich wie geheißen. Allmählich wurde ihm mulmig. Ein Beamter forderte ihn auf, ihm in den Keller zu folgen. »Aber ich verpasse meinen Flug!«, protestierte Bobby. »Das *wissen* wir«, herrschte der Beamte ihn an. Wärter führten ihn durch einen langen, schmalen, schlecht beleuchteten Korridor. Bobby verlangte zu erfahren, was denn los sei. »Wir wollen nur mit Ihnen reden«, antwortete der Beamte. »Worüber reden?«, fragte Bobby. »Einfach reden«, lautete die Antwort. Da weigerte sich Bobby weiterzugehen. Ein Übersetzer wurde geholt, um Missverständnisse auszuschließen. Bobby redete auf Englisch und Spanisch auf ihn ein. Weitere Sicherheitsleute kamen zu Hilfe, bis der ehemalige Schachweltmeister von einem guten Dutzend grimmig blickender, stummer Männer umringt war.

Schließlich kam ein weiterer Beamter hinzu und zeigte Bobby einen Haftbefehl. Darin hieß es, Fischer reise mit einem ungültigen Pass und stehe deswegen unter Arrest. Bobby beteuerte, seine Papiere seien völlig in Ordnung und noch zweieinhalb Jahre gültig. »Sie dürfen einen Vertreter der amerikanischen Botschaft anrufen und um Hilfe bitten«, beschied man ihm. Bobby schüttelte den Kopf. »Die US-Botschaft ist das Problem, nicht die

Lösung«, murmelte er. Die Vertretung Amerikas, fürchtete er, würde nur alles versuchen, ihn in die USA ausliefern zu lassen – wo ihn ein Prozess erwartete. Bobby bat darum, einen seiner japanischen Schachfreunde anrufen zu dürfen, doch der Beamte ließ ihn nicht telefonieren.

Da wandte Bobby sich um, als wolle er zurück in den öffentlichen Teil des Flughafens. Ein Sicherheitsmann verstellte ihm den Weg. Ein zweiter versuchte, ihm Handschellen anzulegen, und Bobby drehte und wand sich, um das zu verhindern. Einige Wärter begannen, mit Stöcken und Fäusten auf ihn einzuschlagen. Bobby wehrte sich, trat um sich, brüllte und biss einen Wärter in den Arm. Schließlich ging er zu Boden. Ein halbes Dutzend Wärter hob ihn hoch und trug ihn an Armen und Beinen fort. Bobby leistete weiter Widerstand. Er strampelte wie verrückt und hätte beinahe seine Hände frei bekommen. Danach stülpte man ihm die schwarze Kapuze über den Kopf.

Bobby wusste, sein Pass war gültig. Was ging hier also vor? Klar, seine Hasstiraden gegen Juden und die USA hatten einigen Staub aufgewirbelt, doch schützte nicht die amerikanische Verfassung sein Recht auf Meinungsfreiheit? Und was hatten seine öffentlichen Aussagen überhaupt mit seinem Pass zu tun?

Vielleicht lag es ja an den Steuern. Seit Fischer 1976 einen Prozess gegen die Zeitschrift *Life* verloren hatte, ekelte ihn das amerikanische Rechtssystem derartig an, dass er sich weigerte, Steuern zu zahlen.

Nach Luft schnappend, versuchte Bobby sich durch Meditation zu beruhigen und seinen Geist frei zu machen. Er gab seinen Widerstand auf, sein Körper entspannte sich. Die Wachleute bemerkten die Veränderung. Sie gaben seine Arme und Beine frei, standen auf, nahmen ihm vorsichtig die Kapuze ab und verließen die Zelle. Sie hatten seine Schuhe mitgenommen, seinen Gürtel, seine Brieftasche und – zu seiner großen Bestürzung – die Pass-Hülle aus Büffelleder, die er vor Jahren in Wien gekauft hatte. Doch er lebte… noch.

Als Bobby aufblickte, sah er einen Mann mit Dutzendgesicht, der ihn durch die Gitterstäbe wortlos mit einer Videokamera filmte. Nach ein paar Minuten verschwand der Mann. Bobby spuckte ein Stück Zahn aus, das während der Rauferei abgesplittert war, und steckte es sich in die Tasche.

Er lag auf dem Betonboden und spürte den Schmerz durch seinen Arm pulsieren. Was wäre der nächste Zug? Und wer würde ihn machen? Er

dämmerte weg.

48 Jahre zuvor, im August 1956

Bobby Fischer, 13 Jahre alt, visualisierte auf einem imaginären Schachbrett seinen weißen Bauern vor seinem König und verkündete seinen ersten Zug: »Bauer auf König vier.« Dabei verwendete er eine Art der Schachnotation, bei der alle Züge aus Sicht des jeweiligen Spielers beschrieben werden. Beim Sprechen bewegte er den Kopf unbewusst, er nickte fast unmerklich, als wolle er den unsichtbaren Bauern nach vorn schieben.

Jack Collins, sein Gegner in dieser Partie, hatte verkümmerte Beine. In seinem Rollstuhl bahnte er sich einen Weg durch das Gedrängel auf New Yorks Bürgersteigen, geschoben von seinem schwarzen Butler Odell. Der Butler war so stark, dass er Collins mitsamt Rollstuhl hochheben und über Treppen in Häuser oder Restaurants tragen konnte – in jenen Zeiten ohne Zufahrtsrampen eine sehr wichtige Fähigkeit. Odell redete nicht viel, aber er war freundlich und äußerst loyal. Er hatte Bobby schon bei der ersten Begegnung ins Herz geschlossen.

Neben Collins ging seine jüngere Schwester Ethel einher, eine untersetzte, hübsche Krankenschwester, die ihn fast überallhin begleitete. Sie betete ihren Bruder an und verzichtete auf alles – selbst auf eine eigene Familie –, um für ihn sorgen zu können. Bobby hatte Jack und Ethel zwar erst in jenem Sommer kennengelernt, doch sie waren ihm rasch zu Ersatzeltern geworden.

Das Quartett, das aus einem Fellini-Film hätte stammen können, redete in einer obskuren Sprache über kaum bekannte Adlige, die Jahrhunderte zuvor gelebt hatten. Wenn sie den langen Brooklyner Straßenzug von der Lenox Road Ecke Bedford Avenue zur gelegentlich lärmenden Flatbush Avenue hinuntergingen, wurden sie von anderen Passanten neugierig beäugt. Doch das machte ihnen nichts aus; sie waren tief in ihre eigene Welt versunken, die mehrere Kontinente und Tausende Jahre umspannte, in der sich Könige und Höflinge tummelten, Radschas und Prinzen. Ziel der Gruppe war das Chinarestaurant *Silver Moon*.

»Bauer auf Damenläufer vier«, antwortete Collins in seiner Basso-profondo-Stimme, die man noch auf der anderen Straßenseite gut hörte.

Genau wie ein erfahrener Musiker beim Lesen einer Partitur die Musik in seinem Kopf »hört«, so kann ein starker Schachspieler mit gutem Gedächtnis eine ganze Partie ohne Brett spielen. Von dem Komponisten Antonio Salieri heißt es, ihm seien schon beim Lesen von Notenblättern mit der Musik Mozarts die Tränen gekommen. Auf ähnliche Weise kann es für Schachspieler höchst ergreifend sein, im Geist eine brillante Partie eines großen Meisters nachzuspielen.

In diesem Fall jedoch ließ Fischer keine historische Partie wiederaufleben. Nein, er schuf eine neue Partie, er komponierte sie »blind« als eine Abfolge von Zügen in seinem Kopf. Während er und Collins die Flatbush Avenue hinabwanderten, spielten sie sogenanntes »Blindschach«, eine seit Jahrhunderten praktizierte Form des Spiels. Es gibt Beschreibungen von arabischen Nomaden, die im Jahr 800 auf Kamelen reitend eine Art Schach ohne Brett und Figuren spielten. Viele erfahrene Schachspieler – von Laien ganz zu schweigen – finden es erstaunlich, zwei Menschen zuzusehen, die ohne Ansicht des Bretts gegeneinander spielen. Vielen kommt es fast mystisch vor, welche Gedächtnisleistung da erbracht wird.

Collins war ein hervorragender Schachtheoretiker und hatte die aktuellste Ausgabe der modernen Schachbibel, *Modern Chess Openings*, mitverfasst. Das Buch enthielt Tausende Stellungen, Varianten, Analysen und Empfehlungen. Schon lange, bevor er Collins' Schüler wurde, hatte Bobby angefangen, historische und aktuelle Schachpartien zu analysieren. Seit Neuestem schlug er immer öfter Dinge in Collins' Schachbibliothek nach, die Hunderte Fachbücher und -zeitschriften enthielt.

Es war schwül, Regen lag in der Luft. Einige Monate zuvor war Fischer auf einem Turnier in Philadelphia amerikanischer Juniorenmeister geworden, aktuell kam er gerade von der offenen amerikanischen Meisterschaft in Oklahoma zurück. Dort war er mit 13 Jahren der jüngste Teilnehmer aller Zeiten gewesen. Der 44-jährige Collins war ein äußerst erfahrener Turnierspieler, ehemaliger Meister des Staates New York und ein hoch angesehener Schachlehrer.

Das seltsame Paar spielte weiter seine unsichtbare Partie. Bobby zog im Geist die weißen Figuren, Collins die schwarzen. Die Partie wogte hin und her, beide Spieler waren mal Jäger, mal Beute.

Noch maß Bobby, der für sein Alter immer klein gewesen war, nur 1,60 Meter, hatte aber in letzter Zeit begonnen, aus seinen Kleidern zu wachsen und in die Höhe zu schießen. Im Alter von 18 Jahren erreichte er eine Größe von 1,88 Metern. Er hatte helle, haselnussbraune Augen und ein strahlendes, breites Lächeln, mit einer kleinen Lücke zwischen den Schneidezähnen. Sein breites Grinsen wirkte wie das eines um Anerkennung buhlenden Kindes. An jenem Abend trug er ein Polohemd, braune Cordhosen (trotz der Augusthitze) und abgelatschte schwarz-weiße Fünf-Dollar-Turnschuhe. Beim Sprechen näselte er leicht; möglicherweise hätte man ihm besser die Mandeln oder Polypen entfernt. Seine Frisur wirkte, als hätte ihm seine Mutter Regina oder seine Schwester Joan vor langer Zeit einen Bürstenschnitt verpasst, der jetzt langsam verwilderte. Bobby sah eher aus wie ein Bauernjunge aus Kansas als ein Kind aus den Straßen Brooklyns.

Gewöhnlich lief er einige Schritte voraus, als wäre er lieber schneller gegangen. Nur widerwillig bremste er sich, um seine Züge zu verkünden oder die Antwort seines Lehrers zu hören. Seine Reaktion auf Collins' Züge kam sofort, als bräche sie tief aus seinem Unterbewusstsein hervor, wo Läufer über Diagonalen huschten, Springer über Figuren setzten und Türme entscheidende Felder besetzten. Gelegentlich schweifte er im Geist aber auch ab, dann stellte er sich vor, einen Baseballschläger zu schwingen und einen unsichtbaren Ball auf die linke Tribüne des Ebbets Field zu dreschen. Denn am allerliebsten wäre der junge Bobby Fischer ein zweiter Duke Snider geworden, ein legendärer Baseballheld für die Brooklyn Dodgers.

Es war erstaunlich, dass Fischer im Alter von 13 Jahren im Blindschach brillieren konnte. Selbst viele erfahrene Spieler beherrschen die Kunst nie. Dabei *bevorzugte* Bobby gar nicht, ohne Brett zu spielen. Er wollte nur einfach immer und überall spielen, und der 20-minütige Spaziergang von Collins' Haus zum *Silver Moon* wäre ihm eine zu lange Pause gewesen. Den Verkehrslärm, die Kakophonie aus Stimmen und Musik blendete er völlig aus.

Trotz seines jungen Alters hatte Bobby schon Tausende Partien gespielt, viele davon in einer Form namens »Blitzschach« oder kurz »Blitz«. Von Blitzschach spricht man, wenn beide Spieler für eine Partie insgesamt maximal 15 Minuten Bedenkzeit haben, statt, wie sonst üblich, Stunden. Oft vereinbaren die Kontrahenten sogar eine kürzere Bedenkzeit von fünf

oder noch weniger Minuten, um die Sache interessanter zu machen. Dazu wurde manchmal vereinbart, dass man für keinen Zug länger brauchen durfte als eine Sekunde. In diesen Fällen blieb keine Zeit fürs Nachdenken, für diesen vertrauten inneren Monolog: *Wenn ich meinen Turm dorthin ziehe und er seinen Läufer hierhin, dann sollte ich vielleicht meine Königin dorthin – nein, so geht's nicht! Denn dann schlägt er meinen Bauern. Stattdessen sollte ich lieber ...* In jahrelanger Übung und Tausenden Blitzschach-Partien hatte Bobby einen überaus scharfen Blick für die aktuelle Lage auf dem Brett entwickelt.

Bei ihrem Spaziergang über die Straßen Brooklyns tauschten Fischer und Collins während des Spiels wissende Blicke aus, als nähmen sie an einem geheimen Ritual teil. Fast am Restaurant angekommen, wollten die beiden die Partie noch schnell zu Ende bringen. Als sie den Eingang erreichten, waren etwa 25 Züge gespielt, und Collins bot Fischer ein Remis an. Es war eine Geste der Höflichkeit, doch Bobby wirkte getroffen, fast beleidigt. Für ihn kam ein Remis fast einer Niederlage gleich, und er sah sich im Vorteil. Er wollte kämpfen. Trotzdem nahm er aus Respekt vor seinem Mentor das Angebot an. Er sang seine Antwort fast: »Okaaay.« Danach wandten sich seine Gedanken sofort dem Essen zu. Bobby bestellte sein Lieblingsmenü: Eierflockensuppe, Chop Suey, Pistazieneis, dazu wie immer ein Glas Milch.

Bobbys Mutter Regina Fischer (geborene Wender) stammte aus der Schweiz, war aber schon im Alter von gerade zwei Jahren mit ihrer Familie nach Amerika gekommen. Nach ihrem Uni-Abschluss – sie war noch keine 20 Jahre alt – besuchte sie ihren Bruder in Deutschland, der dort als Seemann der amerikanischen Marine stationiert war. In Berlin fand sie eine Stelle bei dem amerikanischen Genetiker und späteren Medizin-Nobelpreisträger Hermann J. Muller, als Sekretärin und Gouvernante für sein Kind. Muller und Regina waren sich in Berlin an der Universität begegnet, wo Regina Kurse belegt hatte. Regina bewunderte seinen Verstand und Humanismus, er schätzte sie, weil sie Deutsch sprach, Steno beherrschte und sehr schnell tippte. Außerdem war sie klug genug, um seine komplexen Ausführungen auf den Gebieten Chemie und Genetik zu verstehen und korrekt niederzuschreiben. Muller ermutigte sie, Medizin zu

studieren und ihm in die UdSSR zu folgen, wo er einen Forschungsauftrag erhalten hatte. Sie ging mit ihm und studierte von 1933 bis 1938 am ersten medizinischen Institut Moskaus Medizin. Sie blieb Muller lebenslang verbunden, über 50 Jahre lang.

Eine weitere Person ging mit Muller nach Russland: sein Mitarbeiter, der Biophysiker Hans Gerhardt Fischer. Fischer hatte ursprünglich Leibscher geheißen, doch angesichts des zunehmenden Antisemitismus in Deutschland seinen Namen in das weniger jüdisch klingende Fischer geändert. Fischer bekam eine Stellung am Moskauer Hirnforschungsinstitut. Fischer und die 20-jährige Regina verliebten sich ineinander und heirateten im November 1933 in Moskau. Einige Jahre später kam ihre Tochter Joan zur Welt. Als unter Josef Stalin auch in der UdSSR der Antisemitismus um sich griff, fühlten sich die jungen Eltern im Land nicht mehr sicher. Nach sechs Jahren Medizinstudium setzte sich Regina aus dem Land ab, ohne einen Abschluss gemacht zu haben. Sie zog nach Paris und arbeitete dort als Englischlehrerin.

Hans Gerhardt zog zwar auch nach Paris, um nah bei seinem Kind sein zu können, lebte aber in einer eigenen Wohnung: Regina und er hatten sich vor der Abreise aus Moskau getrennt, blieben aber verheiratet. Als später die Nazis in Frankreich einzufallen drohten, bereitete Regina ihre Rückkehr nach Amerika vor. Joan nahm sie mit, doch Hans Gerhardt bekam als deutscher Staatsbürger kein Visum. Er flüchtete aus Europa und ließ sich schließlich in Chile nieder. 1945 ließ Regina sich von ihm scheiden, wegen ausbleibender Unterhaltszahlungen. Damals lebte sie in Moscow, Idaho. Ein örtlicher Journalist fand den Zufall, dass jemand in Moskau (englische Schreibweise: Moscow) heiratete und sich dann in Moscow wieder scheiden ließ, so witzig, dass er eine Schlagzeile daraus machte.

In den frühen Vierzigern tingelte Regina Fischer auf Arbeitssuche durch die USA. Sie zog mit Joan umher, durch ein Amerika, das noch unter den letzten Nachwehen der Weltwirtschaftskrise litt und mit dem Eintritt in den Zweiten Weltkrieg zu kämpfen hatte. Regina und Joan lebten nur knapp oberhalb der Armutsgrenze. Im Juni 1942 wurde Regina ein zweites Mal schwanger, mit Bobby. Während Reginas Schwangerschaft übernahm ihr Vater, Jacob Wender, die fünfjährige Joan. Als Bobby am 9. März 1943 im Michael Reese Hospital in Chicago geboren wurde, war seine Mutter obdachlos. Sie nannte ihr Neugeborenes Robert James Fischer und gab in

der Geburtsurkunde Hans Gerhardt Fischer als Vater an, obwohl dieser nie die Vereinigten Staaten betreten hat. Nach etwa einer Woche im Krankenhaus zog Regina mit dem Baby in das Sarah Hackett Memorial House, ein Heim für mittellose alleinstehende Mütter. Dort angekommen, rief Regina ihren Vater an und bat ihn, Joan zu ihr nach Chicago zu bringen. Doch das Heim weigerte sich, das ältere Kind aufzunehmen. Als Regina trotzdem dort wohnen blieb, nahm die Polizei sie wegen Hausfriedensbruchs fest. Regina, Joan und Bobby mussten ihr Zimmer räumen. Zu einem Prozess wegen Hausfriedensbruchs kam es übrigens nie: Regina wurde psychiatrisch untersucht und von einem Richter für unschuldig erklärt. Im Bericht des Psychiaters heißt es, Regina habe eine »gestelzte (paranoide) Art, querulatorisch, aber nicht psychotisch«. Schon bald nach Bobbys Geburt fand Regina eine Anstellung als Schreibkraft bei der Firma Montgomery Ward und zog in ein billiges Apartment in 2840 South Lake Park Avenue, Chicagos South Side.

Regina war fest entschlossen, die Kinder alleine großzuziehen. Hilfe suchend wandte sie sich an verschiedene Wohlfahrtsorganisationen, aber auch an ihren Vater und auch sonst jeden, der gutmütig genug schien. Sie erhielt zwar Hilfe, aber nie genug und nie rechtzeitig. Ständig war das Geld knapp, und der Ehemann zahlte weiter keinen Unterhalt für Joan. In den Kriegsjahren zog Regina der Arbeit hinterher. Eine von Bobbys frühesten Erinnerungen spielte in einem Wohnwagen, »irgendwo im Westen«. Infrage kämen dafür Kalifornien, Idaho, Oregon, Illinois und Arizona – dort überall lebte die Familie vor dem Umzug nach New York. Regina durfte nicht wählerisch sein, und so arbeitete sie in der ersten Hälfte der Vierzigerjahre unter anderem als Schweißerin, Lehrerin, Nieterin, Magd, Assistentin eines Toxikologen und als Stenografistin.

Der sechsjährige Bobby betrachtete das Labyrinth nur ein paar Sekunden lang. Dann setzte er seinen gelben Bleistiftstummel an und zeichnete den Weg zu der Prinzessin, die in der Mitte des Labyrinths in einem Schloss gefangen saß. Um sie retten zu können, musste man dem Ritter den richtigen Eingang und Pfad weisen. Zuerst versuchte es Bobby von der

rechten oberen Ecke aus. Rasch fuhr er durch die Gassen, Kreise, Kreisel und Hindernisse, doch immer wieder landete er in einer Sackgasse.

Frustriert radierte er seinen ersten Versuch aus und musterte das Problem erneut. Er musste es wohl von einem anderen Startpunkt aus probieren. Mit den Augen ging er alle Möglichkeiten durch, links oben, links unten und rechts unten. Dann ging er das Problem von hinten an und suchte mit den Augen einen Pfad von der Prinzessin zum Ritter. Nach ein paar Minuten hatte er ihn gefunden. Erst jetzt griff er wieder zum Stift und zeichnete ihn ein.

Auch beim nächsten Rätsel, bei dem er den Weg durch ein vertrackteres Labyrinth zu einem Goldschatz finden sollte, scheiterte er zunächst. Wieder hatte er zu voreilig losgelegt. Frustriert warf er seinen Bleistift hin und nahm einen braunen Buntstift. Diesmal nahm er sich mehr Zeit. Bald sah er die Lösung und ärgerte sich, dass er sie nicht sofort erkannt hatte. »Schau, Joanie«, forderte er seine elfjährige Schwester auf. Sie nickte anerkennend.

Eine Zeit lang begeisterte sich Bobby für Mensch ärgere Dich nicht. Er liebte es, seine Figuren durch die Blockaden seiner Gegenspieler zu ziehen, aber er wurde wütend, wenn seine Kontrahenten Würfelglück hatten, seine Figuren schlugen und zum Start zurückschickten. Wenn Pech seine Pläne zunichtemachte, regte Bobby sich fürchterlich auf und brach das Spiel ab. Irgendwann konnte er kein Spiel mit Zufallselementen mehr leiden.

Um ihren quirligen Bobby – heute würde man ihn vermutlich als hyperaktiv bezeichnen – zu beschäftigen, kaufte Regina ihm Bücher wie *50 Peppy Picture Puzzles for Girls and Boys* und *Pencil Puzzles: Sharpen Your Pencils, Sharpen Your Wits* mit Labyrinthen, Suchbildern und Wörterrätseln. Bobby stürzte sich immer zuerst auf die Labyrinthe. Später begeisterte er sich für Tangram, ein altes chinesisches Legespiel. Er nahm die sieben geometrischen Holzteile, mischte sie am Boden oder am Tisch und legte dann wie verlangt Schwäne oder sonstige Figuren. Dabei kam es ihm ebenso auf die Geschwindigkeit an wie auf die Lösung des Problems selbst.

Anfang des Jahres 1949 zog Regina Fischer mit ihren Kindern in die günstigste Wohnung, die sie hatte finden können, in der 13. Straße Ost auf

Manhattan. Die Wohnung lag gegenüber dem Hintereingang des berühmten Restaurants *Luchow*, in dem viele Top-Schachspieler gelegentlich aßen. Für die Familie Fischer kam ein Essen dort aber nie infrage. An einer rostigen Feuertreppe vorbei musste man sich in die Wohnung zwängen, die nur ein einziges Schlafzimmer hatte. Dafür betrug die Miete lediglich 45 Dollar im Monat.

In der gleichen Straße gab es einen kleinen Zeitschriftenladen, der auch Spielzeug, Eis, Süßigkeiten und Krimskrams führte. An einem regnerischen Tag im März 1949 suchte Joan nach einer neuen Möglichkeit, ihren umtriebigen Bruder zu beschäftigen, und kaufte ihm dort für einen Dollar eine Schachgarnitur. Die hohlen Plastikfiguren waren kaum höher als zwei Zentimeter, das faltbare Brett bestand aus Karton und hatte rote und schwarze Quadrate. Weder Joan noch Bobby hatten je zuvor Schach gespielt, aber sie folgten einfach den Anweisungen im Deckel der Schachtel. Joan versuchte, die Regeln zu verstehen und sie Bobby zu erklären. Erst wurden die Figuren mit ihren Namen vorgestellt, dann wurde beschrieben, wie sie zogen. »Die Dame darf sich so viele Felder in eine Richtung bewegen wie möglich. Der Springer zieht in L-Form auch über andere Figuren hinweg«, usw. Darüber hinaus bot die Anleitung nur ein paar ganz grundsätzliche Hinweise, etwa, dass Weiß begann und das Ziel des Spiels darin bestand, den gegnerischen König schachmatt zu setzen.

»Wir kannten niemanden, der Schach spielte, und hatten auch nie jemanden spielen gesehen«, schrieb Fischer später. Es lässt sich unmöglich feststellen, ob Bobby Fischer seine erste Partie gewann. Wenn man aber bedenkt, wie schnell der kleine Bobby Rätsel löste und gegen wen er antrat – seine Schwester, die sich nie recht mit Schach anfreundete –, darf man das getrost vermuten. »Anfangs war Schach nichts Besonderes für mich«, erinnerte sich Bobby. »Ein Spiel wie alle anderen, nur ein bisschen komplizierter.« Da Joan mit ihren Hausaufgaben reichlich zu tun hatte – sie war fleißig in der Schule und gehörte zu den Klassenbesten –, verlor sie schnell das Interesse an Schach. Um einen neuen Spielpartner zu bekommen, lernte Bobby Regina an. Später meinte Bobby: »Sie war zu beschäftigt, um ernsthaft spielen zu können. So schälte sie nebenher Kartoffeln oder stopfte Socken. Das nervte mich natürlich gewaltig. Wenn ich sie geschlagen hatte, drehte ich das Brett herum und spielte ihre Farbe,

bis ich sie ein zweites Mal besiegt hatte. Bald langweilte das uns beide, und ich suchte mir jemanden, mit dem ich regelmäßig spielen konnte.«

Der sechsjährige Bobby schlug seine elfjährige Schwester und seine 36-jährige Mutter, obwohl beide blitzgescheit waren. Das sagt viel darüber aus, wie gut er schon nach kürzester Zeit gespielt haben muss. Bobby erfreute sich an seinen neuen Fähigkeiten und tankte mit seinen Siegen Selbstbewusstsein. Nur hatten leider weder Mutter noch Schwester jemals wirklich Lust zu spielen. »Meine Mutter ist für Schach total unbegabt«, gab Bobby einmal in einem Interview an. »Eine Katastrophe.«

Da Bobby keinen echten Gegner hatte, spielte er meistens gegen sich selbst. Partie um Partie saß er vor dem winzigen Brett, zog erst mit Weiß und drehte das Brett dann um, wobei oft Figuren zu Boden fielen. Er hob sie rasch auf, setzte sie wieder auf ihre Felder und zog dann für Schwarz. Der Versuch, sich selbst zu überlisten, erforderte natürlich eine ganz besondere Denkweise. So wusste Schwarz ja, was Weiß vorhatte, und umgekehrt, weil Bobby Schwarz *und* Weiß spielte. Partien gegen sich selbst machten Bobby nur Spaß, wenn er das Brett nach jedem Zug völlig neu betrachtete und so tat, als spiele er gegen einen echten Gegner. Er versuchte zu vergessen, was er gerade noch geplant hatte. Eingehend musterte er die Stellung und suchte nach Fallen, die sein »Gegner« ihm gestellt hatte, nach dessen heimlichen Plänen. So manchem Leser mag diese Spielweise bescheuert, hochgradig verwirrend oder gar schizophren vorkommen. Doch sie brachte Bobby ein unheimliches Gefühl für das Brett ein, für Stellungen und die Rollen der Figuren, für die Choreografie, nach der eine Schachpartie ablief. »Irgendwann setzte ich den anderen immer schachmatt«, erzählte er später kichernd.

Im Herbst 1950 verließ Regina mit der Familie Manhattan und zog über den East River nach Brooklyn, wo sie ein günstiges Apartment an der Union Ecke Franklin Street gemietet hatte. Nur vorübergehend, wie sie sich sagte. So bald wie möglich wollte sie wieder in ein besseres Viertel ziehen. Wegen des Krieges hatte sie in der UdSSR ihr Medizinstudium ja nicht abschließen können, doch nun war sie fest entschlossen, sich zur Krankenschwester ausbilden zu lassen. Kaum hatte sie sich an der Prospect Heights-

Schwesternschule eingeschrieben, zog die rast- und heimatlose Familie Fischer erneut um. Ihr zehnter Umzug in sechs Jahren führte sie in eine Dreizimmerwohnung am Lincoln Place 560 in Brooklyn, wo die Miete 52 Dollar im Monat betrug. Regina, die keine Hemmungen kannte, um Hilfe für sich und die Kinder zu bitten, rekrutierte ein paar Nachbarn, mit denen sie die schlichten Besitztümer der Familie Karton um Karton die paar Straßenzüge zur neuen Wohnung hinübertrug. Hier, so hoffte sie, würde die Familie vielleicht ein bisschen länger bleiben können. Die Wohnung im dritten Stock war zwar klein, lag aber so günstig zur Schwesternschule, dass Regina Kinderbetreuung und Studium unter einen Hut bekommen konnte. Bobby und Joan hatten jeweils ein eigenes Zimmer, während Regina auf einer Liege im Wohnzimmer schlief. Diese Wohnung lag in Flatbush, einer besseren Gegend Brooklyns, in der vornehmlich jüdische Mittelklassefamilien lebten. Doch auch andere Minderheiten begannen, das Viertel für sich zu entdecken. Die Grünflächen des Prospect Parks ließen sich schnell zu Fuß erreichen, ebenso der botanische Garten und eine der besten Bibliotheken der Stadt an der Grand Army Plaza.

Aber Bobby war unzufrieden: Im Haus war nirgendwo Platz, wo ein Siebenjähriger sich austoben hätte können. Und auf der Straße ließ Regina ihn auch nur sehr widerwillig unbeaufsichtigt spielen. Anfangs spielte er gelegentlich mit einem Nachbarsjungen im Treppenhaus Fangen. Doch bald bekam der Hausmeister den Krach so satt, dass er jegliche laute körperliche Betätigung im Haus strikt verbot. Bobby liebte es, auf sein Bett zu steigen und von dort möglichst weit auf den Boden zu springen. Wieder und wieder verbesserte er seinen eigenen Rekord – bis die Mieter der darunterliegenden Wohnung sich beschwerten. Danach war auch damit Schluss. Als Bobby in späteren Jahren mit Freiübungen begann, schritt die Hausverwaltung selbst dagegen ein. Jahre danach konstatierte Bobby ironisch: »Wenn man mich fragt, wem ich mein [Interesse an] Schach zu verdanken habe, kann ich sagen, ›dem Vermieter‹.«

Grummeld ertrug Bobby, dass die fünf Jahre ältere Joan sich um ihn kümmerte, wenn seine Mutter lernte, arbeitete, an unterrichtsfreien Tagen als Stenografistin jobbte oder sich – in der knapp bemessenen Freizeit – politisch betätigte. Wenn sie mal keine Arbeit hatte, bekam sie Arbeitslosengeld in Höhe von 22 Dollar die Woche. Auch wenn Regina

wenig Zeit für ihren Sohn hatte, sorgte sie doch dafür, dass der kleine Bobby immer etwas zu essen hatte und beaufsichtigt wurde.

Regina wusste, dass Bobby ein helles Köpfchen war, empfand ihn aber zunächst nicht als »Wunderkind«. Klar, manche Dinge durchschaute er schneller als sie selbst. Muster und Analogien erkannte er mit erstaunlicher Geschwindigkeit. So schloss er aus der Tatsache, dass eine Bank wegen eines Feiertags geschlossen war, dass eine andere Bank wahrscheinlich auch geschlossen sein würde.

In sozialen Dingen erwies Bobby sich als deutlich weniger begabt. Schon seit früher Kindheit folgte er seinem ganz eigenen Rhythmus und entwickelte sich völlig anders als die Nachbarskinder. Am auffälligsten war seine ungeheure Starrköpfigkeit. Wenn ihm etwas gegen den Strich ging – das Essen, das Zu-Bett-gehen-Müssen (er blieb gern lange auf), ein Verbot hinauszugehen –, schimpfte er wie ein Rohrspatz. Anfangs setzte Regina sich noch durch, doch schon im Alter von sechs Jahren ließ Bobby sich nichts mehr sagen. Er wollte tun, was *ihm* gefiel, und zwar wann, wo und wie es ihm passte.

»Als Bobby sieben war«, sagte Joan einmal in einem Interview, »konnte er über Konzepte wie Unendlichkeit reden und alle möglichen mathematischen Knobeleien lösen, wenn man ihn aber fragte, wie viel zwei mal zwei sei, kam er ins Schwimmen.« Das mag zwar übertrieben sein, doch eines steht fest: Bobby hasste es, sich Dinge einzuprägen, die ihn nicht interessierten, und Multiplikationstabellen gehörten in diese Kategorie. Die Fabel, Fischer habe die Zahlentheorie und die Komplexität von Primzahlen in allen Facetten verstanden, aber selbst einfache Multiplikationen nicht hinbekommen, ist ein ebensolcher Mythos wie die Behauptung, Einstein sei an seiner Einkommensteuererklärung gescheitert.

Regina ging zu Beratungsstellen für Eltern hochbegabter Kinder, manchmal allein, manchmal mit Bobby im Schlepptau. Dort hoffte sie auf Ratschläge, wie sie ihren Sohn durch die Schule bringen und ihm dabei helfen könne, Kontakte zu Gleichaltrigen zu knüpfen. Bildung hielt sie für das Allerwichtigste. Sie spürte, dass Joan daheim genug Anregung bekam, doch Bobby schien von ihren Versuchen, ihn geistig zu fördern, völlig unberührt. Er zeigte kein Interesse an den Bücherstapeln im Haus. Regina, eine eifrige Leserin, hatte zwar keinen Uniabschluss, aber doch lange Medizin studiert, sie war Lehrerin gewesen und ewige Studentin. Ihr

Zuhause war ein Treffpunkt für Intellektuelle. An Abenden und Wochenenden trafen sich oft Freunde, meist jüdische Intellektuelle, an ihrem Küchentisch und redeten sich die Köpfe heiß. Meistens ging es um Politik oder Kultur. Man diskutierte über Palästina und Israel und erörterte, ob Eisenhower sich um die amerikanische Präsidentschaft bewerben würde. Als innerhalb eines Monats zwei große Pädagogen starben, Maria Montessori und John Dewey, diskutierten die Freunde, ob frühkindliche Förderung nützlich oder schädlich wäre. Bobby und Joan hörten zwar zu, und Bobby mag auch das eine oder andere aufgeschnappt haben, sagte selbst aber nie etwas. Jahre später rutschte ihm heraus, dass er derartiges Geschwätz »hasste«.

Im Alter zwischen sechs und 13 Jahren verbrachte Bobby fast jeden Sommer in einem Ferienlager im New Yorker Hinterland. Einmal, es muss im ersten oder zweiten Sommer gewesen sein, fand er im Lager ein Buch mit kommentierten Schachpartien. Als man ihn 15 Jahre später löcherte, um welches Buch es sich gehandelt haben könnte, antwortete Bobby, vielleicht um *Tarrasch's Best Games of Chess*. Bobby hielt den Deutschen Siegbert Tarrasch für »einen der zehn größten Meister aller Zeiten«. Welches Buch auch immer es gewesen sein mag – Bobby lernte, die beschriebenen Züge nachzuvollziehen (die in der bereits kurz erwähnten englischen Notation niedergeschrieben waren; P-K4 steht zum Beispiel für »Pawn to King four«, Bauer auf König vier).

Auch sonst amüsierte Bobby sich im Ferienlager leidlich. Er ritt ein Pferd namens Chubb, tollte mit einem schwarz-weiß gescheckten Kalb herum, spielte hin und wieder Softball und baute im Handwerkskurs ein Boot. Doch zu Gleichaltrigen fand er keinen rechten Draht. Nach einem vollen Monat im Lager nahm er eine der fertig adressierten und frankierten Postkarten, die Regina ihm mitgegeben hatte, und flehte in Großbuchstaben: MAMA, ICH WILL HEIM.

Wenig später vergaß Bobby das Schach für eine Weile. Neue Spiele und Rätsel kamen ins Haus, und das Schachset, dem inzwischen ein paar Bauern fehlten, wanderte in eine Abstellkammer. Erst etwa ein Jahr später kehrte er wieder zum Spiel zurück. Im Winter 1950 wünschte er sich von Regina eine

neue, größere Schachgarnitur zu Weihnachten. Sie kaufte ihm ein Set mit relativ kleinen, leichten Holzfiguren, die in einer unlackierten Holzkiste mit Schiebedeckel lagen. Bobby öffnete das Geschenk sofort, ließ es danach aber etwa einen Monat lang links liegen – weil ihm ein Gegner fehlte.

Bobby war oft allein. Wenn er von der Schule kam, stand die Wohnung meistens leer. Seine Mutter arbeitete untertags und manchmal abends, und seine Schwester hatte normalerweise am Nachmittag länger Unterricht. Regina sorgte sich zwar um ihren Sohn, hatte aber keine Wahl: Bobby war ein Schlüsselkind, das sich nach seiner abwesenden Mutter sehnte. Vielleicht hätte ihm ihre Anwesenheit ein dringend benötigtes Gefühl von Sicherheit vermittelt. Die häufigen Umzüge – die der prekären Finanzlage geschuldet waren – hatten überdies verhindert, dass Bobby sich je irgendwo heimisch fühlte. Und die Abwesenheit des Vaters half natürlich auch nicht gerade.

Regina versuchte, ihrem Sohn die Bestätigung zu geben, die jedes Kind braucht. Sie ermunterte ihn, mehr Sport zu treiben, sich an Familienausflügen zu beteiligen und sich in der Schule mehr anzustrengen. Doch ganz im Gegenteil zog Bobby sich immer stärker zurück; er vergrub sich in Schachbücher und spielte historische Partien nach. Könige, Damen und Bauern schienen ihm Gesellschaft genug.

Regina hatte unerschütterliches Vertrauen in ihre Fähigkeit, alles zu erlernen und meisterlich zu beherrschen, was sie sich vornahm (von Schach vielleicht einmal abgesehen). Ihren Kindern traute sie das Gleiche zu. Die Sozialarbeiter, denen sie sich anvertraute, rieten ihr ausnahmslos, Bobby in eine kleine Privatschule zu geben, wo er besser betreut würde und sich in seinem eigenen Tempo würde entwickeln können. Doch das scheiterte wie so vieles am Geld: Sie konnte es sich einfach nicht leisten, Bobby in einer kostenpflichtigen Schule anzumelden. Von Hans Gerhardt Fischer bekam sie keinerlei Alimente, allerdings schickte ihr der Arzt Paul Nemenyi gelegentlich Schecks über 20 Dollar, eine damals nicht unerhebliche Summe. Die Schecks trafen etwa wöchentlich ein, konnten aber auch mal ausbleiben. Nemenyi und Regina hatten sich angefreundet, als sie in Denver an der University of Colorado studierte, später trafen sie sich in Chicago wieder. Möglicherweise war er Bobbys biologischer Vater, allerdings wurde die Vaterschaft nie getestet. Regina stritt nicht nur ab, dass Nemenyi Bobbys Vater sei, einmal ließ sie es auch zu den Unterlagen des Sozialamts

nehmen, dass sie im Juni 1942 nach Mexiko gereist sei und dort ihren damaligen Mann getroffen habe. Bei dieser Zusammenkunft sei Bobby gezeugt worden. Ein entfernter Verwandter vermutete, Regina habe Hans Gerhardt in der Geburtsurkunde als Vater angegeben, damit Bobby nicht als vaterlos dastand. »Höchstwahrscheinlich war Paul Nemenyi der wahre Vater«, meinte der Verwandte.

In einem Versuch, Spielpartner für Bobby zu finden, wandte sich Regina an den Schachredakteur des *Brooklyn Eagle*. In dem Brief nannte sie ihren Sohn »mein kleines Schachwunder«. Der Redakteur, Herman Helms, ein großer alter Schachmeister, lud Regina ein, an einem bestimmten Donnerstagabend im Januar 1951 mit Bobby in die Bücherei an der Grand Army Plaza zu kommen. Dort würde der Junge gemeinsam mit mehreren Schachmeistern an einem Simultanspiel teilnehmen können.

In der Regel tritt bei einem Simultanspiel ein starker Spieler gegen eine ganze Reihe von Gegnern gleichzeitig an. Die Bretter sind in Form eines Quadrats oder Hufeisens angeordnet. Der Simultanspieler geht von Brett zu Brett. Wenn er ankommt, muss der andere Spieler (der »Simultangegner«) seinen Zug machen. Der Meister antwortet darauf sofort mit einem eigenen Zug und geht rasch zum nächsten Brett weiter.

Als Bobby im Schlepptau seiner Mutter die luftige Rotunde der öffentlichen Bibliothek Brooklyn an der Grand Army Plaza betrat, hielt er verblüfft inne. Die Wände des Raumes waren von Vitrinen gesäumt, in denen ungewöhnliche und alte Schachgarnituren ausgestellt waren. Privatsammler hatten sie der Bibliothek für dieses Ereignis zur Verfügung gestellt. Die Schaukästen enthielten auch eine Anzahl populärer Schachbücher und einige auf Deutsch gedruckte Inkunabeln. Man konnte eine Garnitur aus Porzellanfiguren bestaunen, die von Tenniels Illustrationen zu *Alice im Wunderland* inspiriert waren, außerdem zwei Garnituren aus Flüchtlingslagern, das eine handgeschnitzt und das andere aus Stroh geflochten, in denen jeweils über 500 Stunden Arbeit steckten. Ein Spiel aus Guatemala erinnerte an die präkolumbianische Baukunst in der neuen Welt. Die meisten Besucher fanden all das recht faszinierend, doch Bobby Fischer war nicht gekommen, um sich alte Schachfiguren

anzusehen. »Die haben mich nicht allzu sehr interessiert«, erinnerte er sich später. Er wollte Schach spielen.

An jenem Abend wechselten verschiedene Schachmeister sich an den Brettern ab. Jeder spielte etwa eine Stunde und ließ sich dann ablösen. Bobby setzte sich und baute seine neue Garnitur mit ihren Holzfiguren auf. Sein erster Gegner war Max Pavey, ein 32-jähriger Radiologe, Meister von Schottland und dem Staat New York, der sich gerade in Bombenform befand. Pavey war der erste Schachmeister, gegen den Bobby je spielte. Vermutlich war diese Partie auch Bobbys erste gegen einen in der Theorie beschlagenen, erfahrenen Spieler. An jenem Abend befand Bobby sich in einer Lage, vergleichbar mit derjenigen eines Siebenjährigen, der ein paar Mal gegen Gleichaltrige Tennis gespielt hatte und nun gegen einen John McEnroe auf der Höhe seiner Kunst antrat.

Eine Traube von Besuchern scharte sich um das Brett und sah zu, wie der kleine Bobby gegen den selbstgewissen, Tweedjacke tragenden Max Pavey antrat. Der heilige Ernst, mit dem der Junge die Partie anging, lockte mehr und mehr Zuschauer an. Bobby kniete auf seinem Stuhl, um einen besseren Überblick über das Brett zu bekommen.

Bobby rief sich seine Erfahrungen in Erinnerung, die er beim Lösen von Rätseln gemacht hatte. Er durfte nicht zu schnell ziehen; er wusste, es gab eine Lösung, die nur gefunden werden musste. Und dafür brauchte er Zeit, Zeit und nochmals Zeit. Pavey, der hervorragend Blitzschach spielte – er war in dieser Disziplin gerade amerikanischer Meister geworden –, flitzte geradezu durch den Raum, warf nur einen kurzen Blick auf jedes Brett und machte dann seine Züge. So bald stand er wieder vor Bobbys Brett, dass dem Kind kaum Zeit zum Nachdenken blieb. An jenem Abend wurden nur acht Partien gespielt, was es für die Simultangegner relativ schwierig machte. Bei anderen Veranstaltungen dieser Art tritt der Simultanspieler oft gegen Dutzende Gegner an, entsprechend länger braucht er für eine Runde.

Der Pfeife rauchende Meister erwies sich als viel zu stark für Bobby. Nach 15 Minuten schlug er Bobbys Dame, das Spiel war vorbei. Freundlich bot er dem Jungen die Hand, lächelte und gratulierte: »Gut gespielt«. Bobby starrte das Brett einen Moment lang fassungslos an, murmelte, »Er hat mich zerquetscht«, und brach in Tränen aus.

Trotz seines phänomenalen Schachgedächtnisses erinnerte Bobby sich als Erwachsener nicht mehr an den Verlauf jener Partie gegen Pavey. Als ein

Freund stichelte, vielleicht habe Bobby ja gehofft, den Titanen zu besiegen, erntete er scharfen Tadel. »Natürlich nicht!«, widersprach Bobby. Vielmehr habe Pavey ihn vermutlich »geschont«, sonst hätte Bobby niemals eine Viertelstunde gegen ihn durchgehalten. Der Umstand, dass Bobby nach der Niederlage in Tränen ausbrach, zeigte aber bereits, mit welcher Leidenschaft, mit welcher Intensität er das Spiel betrieb. Selbst im Alter von nur sieben Jahren betrachtete er sich nicht als Amateur. Später erklärte er, mit dieser Partie habe er so richtig Blut geleckt.

Carmine Nigro, ein kleiner, kahler, Mann Anfang vierzig, beobachtete die Partie Pavey-Fischer mit scharfem Blick. Bobbys Art zu spielen gefiel ihm. Bobby machte zwar keine brillanten, aber für einen Anfänger bemerkenswert vernünftige Züge. Völlig konzentriert, schien Bobby alles um sich herum zu vergessen. Nach Ende der Partie sprach Nigro (in Bobbys Worten ein »heiterer« Mann) Regina und Bobby an. Er stellte sich als der neu gewählte Vorsitzende des Schachclubs Brooklyn vor und lud Bobby ein, doch einmal an einem Dienstag- oder Freitagabend vorbeizuschauen. Nein, der Junge würde keine Mitgliedsbeiträge bezahlen müssen, beruhigte Nigro Regina. Schon am nächsten Abend begleitete Regina Bobby in die alte Musikakademie Brooklyns, wo der Club sich traf.

2. KAPITEL
KINDHEITSTRAUM

Als der siebenjährige Bobby und seine Mutter an jenem Freitagabend im Januar 1951 den Schachclub Brooklyn erreichten, erregten sie einiges Aufsehen. Nie zuvor hatte ein Kind den Club betreten dürfen – und außer Regina befand sich auch keine Frau im Raum. Der ganze Verein hatte damals, wie viele andere Schachclubs in Amerika, kein einziges weibliches Mitglied.

Als neuer Clubpräsident verkündete Carmine Nigro, Bobby sei sein Gast und würde als Mitglied aufgenommen. Niemand wagte es zu widersprechen. Viele Schachclubs in der ganzen Welt erlaubten traditionell keine Kinder. Auch Emanuel Lasker, der spätere Schachweltmeister, durfte trotz seines offenkundigen Talents als Kind nicht in seinem örtlichen Schachclub in Deutschland spielen.

Der Schachclub Brooklyn war kurz nach Ende des amerikanischen Bürgerkriegs gegründet worden und gehörte zu den angesehensten des Landes. Er traf sich in der beeindruckenden, würdevollen Musikakademie Brooklyn, wo Enrico Caruso und Geraldine Farrar gesungen hatten. Der Club spielte in der New Yorker Schachliga ganz oben mit. Trotzdem schien Bobby sich von den Zigarre rauchenden alten Hasen nicht einschüchtern zu lassen, die hoch konzentriert über die Bretter gebeugt dasaßen.

Im Raum herrschte Stille, nur selten durchbrochen von einem diskreten Pochen, wenn ein Spieler eine Figur entschlossen aufs Brett setzte. Nach einer Partie stellte der Unterlegene gelegentlich Fragen wie: »Wenn ich mit dem Turm gezogen wäre statt mit dem Läufer, was hättest du getan?« Oder jemand grummelte nach einem Remis: »Ich habe eine Möglichkeit

übersehen, dich schachmatt zu setzen. Glück gehabt!« Doch selbst im höchsten Eifer des Gefechts erhob niemand die Stimme. Erstaunt sah und hörte Bobby zu. Einen Teil des Jargons verstand er, den Rest versuchte er sich zusammenzureimen.

Auch im Club hatte Bobby anfangs mit einem altbekannten Problem zu kämpfen: Niemand wollte gegen ihn spielen. Keiner der alten Hasen mochte gegen einen Jungen antreten, der aussah wie fünf. Wenn sie aufgefordert wurden, »gebt Bobby doch eine Chance«, kicherten die Herren nur nervös. Sie fürchteten die Schmach, gegen einen Siebenjährigen zu verlieren. Doch Nigro drängte, und so gaben ein paar der älteren Spieler nach und spielten ein, zwei Partien mit Bobby.

Die meisten waren erfahrene Turnierspieler, einige von ihnen fast so stark wie Max Pavey. Wie sich herausstellte, hätte sich niemand vor einer Blamage fürchten müssen: Bobby verlor an jenem Abend jede Partie.

Trotzdem kam er wieder. Er wurde zum treuen Stammgast, blieb aber weiter das einzige Kind. Das Bild, wie sich ein kleiner Bub geistig mit einem Richter, Arzt oder Professor maß, der acht- bis zehnmal älter war, erregte oft Belustigung oder Staunen. »Anfangs verlor ich dauernd. Das nervte!«, erzählte Bobby später. Gnadenlos verspotteten ihn die siegreichen Gegner: »Fish«, zischten sie (amerikanischer Schachjargon für »Anfänger«), wenn Bobby einen offensichtlichen Patzer machte. Bobby hasste diesen Schimpfnamen besonders, weil er seinem Nachnamen so ähnelte. Er selbst schmähte schwache Spieler später als »weakie«, seltener auch als »duffer« oder »rabbit«.

Nigro, selbst ein hervorragender Spieler, erkannte das Potenzial des Jungen. Nigro wusste, dass Bobby keinen Vater hatte, und wurde ihm zum Mentor. Er lehrte den Jungen Schachtaktik und lud ihn samstags zu sich nach Hause ein. Dort trat Bobby gegen Nigros Sohn Tommy an, der ein wenig jünger war, aber ein bisschen besser spielte. Es machte Tommy nichts aus, gegen Bobby zu spielen, doch von seinem eigenen Vater wollte er sich nichts beibringen lassen. So musste Vater Nigro seinen Sohn mit einem massiven Taschengeld-Bonus bestechen, damit dieser sich bei den Lehrstunden für Bobby zumindest dazusetzte und zuhörte.

Sobald Bobby die Grundzüge des Schachs verstanden hatte, brachte Nigro ihm die ersten Eröffnungen bei. Schon die wenigen ersten Züge einer Begegnung können entscheiden oder zumindest beeinflussen, wie sie später

ausgeht. Bei diesen anfänglichen Zügen und Zugfolgen beschreiten die Spieler wohlbekannte Pfade, die über Jahrhunderte hinweg analysiert worden sind. Jeder, der sein Spiel verbessern will, muss sich mit den wichtigsten Standard-Eröffnungen beschäftigen. Weil es aber eine Unmenge von Variationen gibt, fällt es den meisten Spielern schwer, sich nur einen Bruchteil davon einzuprägen. So gibt es nach dem ersten Zug beider Spieler 400 verschiedene Stellungen und nach dem zweiten Zug schon 72 084 – wobei wohlgemerkt nicht alle sinnvoll sind. Doch Bobby stürzte sich entschlossen auf die gewaltige Aufgabe, sich zumindest die wichtigsten Eröffnungen einzuprägen. Zu seinem anspruchsvollen Lehrplan äußerte Bobby sich später: »Mr. Nigro war vielleicht nicht der beste Schachspieler der Welt, aber er war ein sehr guter Lehrer. Dank der Begegnung mit ihm konnte ich mein Schachspiel vielleicht entscheidend verbessern.«

Nigro hatte Spaß am Unterrichten, der Schüler konnte seine wöchentliche Lektion kaum erwarten und wurde bald stärker als Tommy. »Ich begann, an Samstagen zu Mr. Nigro zu gehen«, schrieb Bobby später. »An Freitagen traf ich ihn auch im Club. Meine Mutter hatte als Krankenschwester oft Wochenenddienst und war froh, wenn ich bei [ihm] war.«

1952 nahm Bobby an seinem ersten Wettkampf teil, da war er noch keine neun Jahre alt. Seine Mannschaft bestand aus mehreren Nigro-Schützlingen und gewann 5 zu 3. Bobbys Auftritt war vielversprechend: Er gewann seine erste Partie und erzielte in der zweiten ein Remis gegen den zehnjährigen Raymond Sussmann, den Sohn des Schachmeisters Dr. Harold Sussmann. Dr. Sussmann, ein Zahnarzt, war auch Amateurfotograf, und er machte einige Porträts von Bobby, die später in Büchern über Fischer veröffentlicht wurden. Passenderweise wurde Dr. Sussmann auch zu Fischers Zahnarzt. »Er hatte tolle Zähne«, erinnerte Sussmann sich.

In jenem Sommer und Herbst spielte Bobby auch gelegentlich gegen Jacob Schonberg, einen Cousin seines Großvaters. Der Mann war in seinen Siebzigern und lebte ebenfalls in Brooklyn. Regina nahm den Jungen mit, wenn sie zu Schonberg ging, um ihn zu pflegen. Der alte Mann setzte sich dann im Bett auf, und Bobby spielte gegen ihn. Im Nachhinein erinnerte Bobby sich nicht mehr daran, wie gut Schonberg gewesen war oder wie viele Partien sie gespielt hatten. Doch der Klang seiner Stimme verriet, wie

sehr sich Bobby diese Besuche eingeprägt haben. (Vielleicht lag das aber auch nur daran, dass Bobby überhaupt so selten Verwandte sah.)

Carmine Nigro war Berufsmusiker und lehrte Musik verschiedener Stilrichtungen. Als er sah, dass Bobby die Feinheiten des Schachspiels aufsaugte wie ein Schwamm, versuchte er, auch sein Interesse für Musik zu wecken. Nigro begann, Bobby Ziehharmonika-Unterricht zu geben. Er lieh Bobby ein leicht mitgenommenes Instrument mit zwölf Bass-Stimmplatten, auf dem er daheim üben konnte. Bald beherrschte Bobby mehrere Schlager wie »Rosamunde« und trat damit sogar bei mehreren Schulveranstaltungen auf. Doch nach etwa einem Jahr befand er, die Zeit, die er mit Üben verbrachte, fehle ihm beim Schachstudium. »Eine Zeit lang habe ich mich ganz gut angestellt«, meinte Bobby rückblickend. »Aber Schach reizte mich mehr und verdrängte die Musik.«

Bis Bobby zehn war, folgte seine Ausbildung dem immergleichen Muster: Am Freitagabend spielte er im Schachclub Brooklyn; Regina saß am Rand und las oder erledigte mitgebrachte Arbeiten. Am späten Samstagvormittag holte Nigro ihn mit dem Auto ab. Wenn Tommy Nigro keine Lust hatte zu spielen, was oft vorkam, fuhr Nigro mit Bobby zum Washington Square Park, wo sich an den Freiluft-Schachtischen immer Gegner fanden. Nigro machte das mit einem Hintergedanken: Anfangs spielte Bobby eher langsam, ganz anders als die Schachspieler im Park. Nigro wusste, dass sie Bobbys ewiges Grübeln nicht dulden und ihn drängen würden, schneller zu spielen (und nachzudenken).

Nach der Schule saß Bobby oft stundenlang in der Stadtbibliothek Brooklyn, wo er fast jedes verfügbare Schachbuch las. Er kam so regelmäßig und wirkte beim Lesen derart konzentriert, dass 1952 ein Foto von ihm im Infomagazin der Bibliothek abgedruckt wurde. In der Bildunterschrift erschien sein Name. Das war das erste Mal, dass sein Foto in der Presse erschien. Nach ein paar Monaten war er so weit, dass er kein Brett mehr brauchte, um die in den Büchern beschriebenen Partien und Zugfolgen nachzuvollziehen. Nur wenn Kombinationen zu komplex wurden, nahm er die Bücher mit nach Hause und spielte die Züge am heimischen Brett nach. Unermüdlich analysierte er historische Partien von Topspielern, versuchte sie zu verstehen und sich einzuprägen.

Beim Essen las Bobby nebenher Schachliteratur und abends im Bett dann wieder. Neben dem Bett stand auf einem Stuhl immer eine Schachgarnitur.

Und so war das Letzte, was er vor dem Einschlafen und das Erste, was er nach dem Aufwachen sah, eine Schachstellung. Da Bobby beim Essen spielte und beim Spielen aß, klebten bald überall an den Figuren Reste von Erdnussbutter-Marmelade-Sandwiches, Frühstücksflocken und Nudeln. Die Reste steckten in den Zinnen der Türme, den Kreuzen der Könige, den Kronen seiner Damen und den Bischofsmützen seiner Läufer. Niemand wusch diese Reste je ab. Jahre später, als ein Sammler das schmutzstarrende Spiel erwarb und reinigte, reagierte Bobby empört: »Sie haben es ruiniert!« Das war typisch für ihn.

Selbst beim Baden spielte er noch weiter. Die Fischers hatten keine Dusche, nur eine Badewanne, und wie die meisten Kinder musste auch Bobby dazu genötigt werden, wenigstens einmal die Woche zu baden. Regina machte ein Ritual daraus, ihm Sonntagabend ein Bad einzulassen und ihn mehr oder weniger in die Wanne zu tragen. Sobald er im Wasser saß, legte sie die Tür eines ausrangierten Schränkchens quer über die Wanne. Darauf stellte sie dann Bobbys Schachspiel, dazu brachte sie ihm einen Karton Milch und das Schachbuch, an dem er gerade saß. Manchmal blieb Bobby, ganz versunken in die Partien der großen Meister, stundenlang im Wasser und verließ es erst, schrumplig wie eine Dörrpflaume, wenn Regina absolut darauf bestand.

Die Neuronen in Bobbys Hirn schienen die Beschränkungen und Möglichkeiten jeder Figur in jeder beliebigen Stellung sofort zu erfassen und zur späteren Verwendung abzuspeichern. Dieses Wissen speicherte er ganz tief in seinem Hirn ab: zahllose Daten und Gedanken zu Stellungen und gemachten, verworfenen sowie übersehenen Zügen. Beim Studium der Partien alter und aktueller Meister eignete Bobby sich vieles an: Rudolf Spielmanns intuitives Kombinationsspiel, das beharrliche Ansammeln winziger Vorteile à la Wilhelm Steinitz, die fast schon mystische Kunst José Capablancas, Stellungen überschaubar zu halten, die tiefe, faszinierende Dunkelheit des Alexander Aljechin. Ein Schachmeister drückte es einmal so aus: »Bobby saugte Schachliteratur geradezu in sich auf. Er vergaß nichts, alles wurde ein Teil von ihm.« Dem Jungen – und später dem Mann – ging es in allererster Linie darum zu *verstehen*, auch wenn er das nie offen aussprach.

Er liebte es, sogenannte Miniaturen nachzuspielen, Skizzen von üblicherweise maximal 20 Zügen, in denen normalerweise genau eine

brillante Idee steckte. Er betrachtete sie als geistige Fingerübungen und als eigenständige Kunstwerke.

Bald ließ Bobby Anfängerbücher wie *An Invitation to Chess* links liegen und kämpfte sich durch Bücher für Fortgeschrittene, wie etwa *Practical Chess Openings*, *Basic Chess Endings*, *My Best Games* (dt.: *Meine besten Partien*) von Alexander Aljechin oder das ganz neu herausgekommene *500 Master Games of Chess*. Besonders interessierte ihn eine Sammlung mit dem Titel *Morphy's Games of Chess*, die die taktische Brillanz des amerikanischen Meisterspielers herausarbeitete. Paul Morphy hatte nach drei Grundprinzipien gespielt: schnelle Mobilisation der Figuren, Beherrschung der Brettmitte und Erhalt des Bewegungsspielraums seiner Figuren. Bobby machte sie sich zu eigen und spielte den Rest seines Lebens nach diesen Prinzipien. Einmal verriet er dem Schachmeister Shelby Lyman, er habe Tausende Schachbücher gelesen und sich aus allen das Beste gemerkt.

An dieser Stelle sei betont, dass diese Bücher selbst für erfahrene Schachspieler keine leichte Kost sind. Ihr Inhalt eröffnet sich nur demjenigen, der ihn sich mit großem Eifer erarbeitet. Es muss als höchst ungewöhnlich betrachtet werden, dass ein acht-, neunjähriger Junge die erforderliche Konzentration aufbrachte, sich durch diese Titel zu ackern. Dass ebendieser Junge auch noch verstand, was er da las, und es sich merkte, war schlicht bemerkenswert. Später steigerte Bobby den Schwierigkeitsgrad noch dadurch, dass er Schachbücher in verschiedenen Fremdsprachen las.

Im akademischen Bereich zeichnete Bobby sich weniger aus. Schon in seinem ersten Kindergarten, der Brooklyn Jewish Children's School, kämpfte er mit großen Anpassungsschwierigkeiten. Er sprach kein Jiddisch, fand keinen Draht zu den anderen Kindern und hasste es, die Uniform aus weißem Hemd und gebügelter Hose zu tragen. Nach ein paar Wochen nahm Regina ihn aus dem Kindergarten. Sie war zwar Jüdin, doch nicht strenggläubig. Bobby war nicht, wie sonst bei jüdischen Buben üblich, am achten Tag nach der Geburt beschnitten worden. Außerdem sei er, so erklärte er später, nie in jüdische Bräuche oder Theologie eingeweiht oder

in die Synagoge mitgenommen worden. (Vielleicht hatte er es aber auch schlicht vergessen.)

Reginas und Joans Versuche, Bobby für Schularbeiten zu begeistern, scheiterten gewöhnlich. Auf Rätsel oder Schachprobleme konnte Bobby sich stundenlang konzentrieren, aber wenn es um Lesen, Schreiben oder Rechnen ging, wurde er schnell zappelig und unkonzentriert. In der Schule erging es Bobby daher nur wenig besser als im Kindergarten: Er sonderte sich von den anderen Kindern ab, vielleicht aus Schüchternheit, vielleicht aus Angst vor Konkurrenz. Als er in die vierte Klasse kam, hatte er schon sechs Schulen hinter sich. Mal musste er wegen schlechter Leistungen die Schule verlassen, mal wollte er wechseln, weil ihm Lehrer, Mitschüler oder nur die Lage der Schule nicht passten. Frustriert meldete Regina ihn bei einer Schule für Hochbegabte an. Einen Tag lang hielt er es dort aus, am nächsten weigerte er sich, je wieder hinzugehen.

Doch schließlich fand Regina die passende Schule für ihren schwierigen Sohn. Im Herbst 1952 schaffte sie es, dass die Brooklyn Community Woodward, eine fortschrittliche Grundschule mit etwa 150 Schülern, Bobby nicht nur aufnahm, sondern ihm auch die Schulgebühren erließ. Die Schule residierte in einem stattlichen Sandsteinbau und lehrte nach den pädagogischen Prinzipien Johann Heinrich Pestalozzis. Der 1746 in Zürich geborene Pestalozzi hatte stures Auswendiglernen und strenge Disziplin abgelehnt und Kinder mithilfe einer Fülle neuartiger Methoden individuell gefördert. Die Schule vertrat das Konzept der *Anschauung*, wonach Lerninhalte persönlich erfahrbar vermittelt werden sollten. Pulte und Bänke waren nicht, wie in den meisten Schulen, am Boden fixiert, die Grenzen zwischen Spiel und Unterricht verliefen fließend. Um beispielsweise frühe amerikanische Geschichte zu vermitteln, verteilte der Lehrer Kostüme aus jener Zeit an die Kinder und brachte ihnen bei, wie man Garn spann, häkelte und mit Gänsekielen schrieb.

Sein Schachspiel war es, das dem neunjährigen Bobby den Weg an die Community Woodward ebnete: Die Schule nahm ihn unter der Bedingung auf, dass er den anderen Schülern Schachunterricht erteile. Bei der Aufnahme spielte sicher auch der astronomische Wert eine Rolle, den Bobby in einem Intelligenztest erzielte: 180.

Ein Glanzlicht seiner Integration in der Community Woodward wurde gesetzt, als er in die Baseballmannschaft aufgenommen wurde und sich

allmählich zu öffnen begann. Er begeisterte sich für das Spiel und konnte von daheim wie von der Schule aus den Radau des Publikums vom nahen Ebbets Field herüberhören, dem Stadion der Brooklyn Dodgers. Manchmal besuchte die ganze Klasse gemeinsam ein Heimspiel. Beim Schlagen und im Feldspiel bewies Bobby Geschick, und er lief schnell, auch wenn ihm beim Ablaufen der Bases ein wenig die Koordination fehlte. »Er weckte hier großes Interesse an Schach«, erinnerte sich einer seiner Lehrer später. »Ganz mühelos fertigte er seine Gegner ab, auch die Lehrkräfte. Er wollte immer unbedingt gewinnen, egal, ob er jetzt Schach, Baseball oder Tennis spielte. Wäre Bobby neben einem Swimmingpool zur Welt gekommen, wäre er Schwimmchampion geworden. Es wurde nur zufällig Schach.«

Einmal kam Bobby nach der Schule heim und fand die Wohnung wie so oft leer vor. Joan war noch in der Schule, Regina in der Schwesternschule; hinterher musste sie zum Lernen in die Bibliothek, danach hatte sie Nachtschicht. Auf einem Küchenstuhl stand ein aufgestellter kleiner blauer Notizblock mit Spiralbindung. Auf dem Blatt stand:

> Lieber Bobby, iss Reis und Suppe auf. Milch im Kühlschrank. Vielleicht komme ich nach drei kurz vorbei, um Einkäufe abzuladen, dann geh ich lernen.
>
> Deine M.

Allein daheim – das war der Normalfall in Bobbys Leben, seit Regina entschieden hatte, sie könne ihren Sohn jetzt unbeaufsichtigt in der Wohnung lassen. Gut möglich, dass dieses ständige Alleinsein Bobby zum Schach trieb. Wenn er vor dem Brett saß, oft am Küchentisch, wurden die Figuren zu seinen Gefährten. Und das geöffnete Schachbuch daneben wurde sein Mentor. Dennoch litt Bobby unter der Einsamkeit. Gern hätte er einen Freund gehabt, einen Jungen, mit dem er herumtoben und Abenteuer hätte erleben können. Da Schach in seinem Leben aber eine überragende Rolle spielte, hätte dieser Freund das Spiel auch beherrschen müssen, und zwar richtig gut, damit Bobby nicht gleich wieder das Interesse verlor.

Etwas in Bobby drängte ihn zwanghaft, immer tiefer in die Geheimnisse des Schachs einzudringen. Stundenlang konnte er völlig versunken vor dem

Brett sitzen. Er war froh, wenn die grelle Wintersonne nicht mehr durch die kaputte Jalousie des Küchenfensters schien; sie störte ihn beim Denken. Wenn Joanie oder Geenie – wie sie von ihren Freunden genannt wurden – am späten Nachmittag oder frühen Abend heimkamen, saß Bobby oft im Halbdunkel und starrte auf das Brett, völlig in Gedanken versunken.

Einerseits kam Bobbys Selbstständigkeit Regina zupass, andererseits fürchtete sie, er verbringe zu viel Zeit allein daheim. Deswegen suchte sie jemanden, der ihm Gesellschaft leisten sollte. Geld war wie üblich keines da; selbst eine eher symbolische Bezahlung für eine Aufsicht hätte Regina kaum zusammenbekommen. Deshalb setzte sie folgende Anzeige in die Campuszeitschrift des nahe gelegenen Brooklyn College:

> Babysitter gesucht für Schuljungen, 8 Jahre alt. Abende, gelegentlich Wochenenden, im Austausch gegen Zimmer und Küchenbenutzung. Sterling 3-4110, 19 bis 21 Uhr.

Ein junger Mathematikstudent meldete sich – er konnte sogar Schach –, doch aus unbekannten Gründen nahm er den Job nicht an. Bobby blieb also allein.

Anders als Joan schien Bobby sich nicht besonders für die Schule zu interessieren, seine Hausaufgaben hudelte er möglichst schnell hin, um wieder zum Schach zurück zu können. Regina schaffte es kaum mehr, sich gegen ihn durchzusetzen. »Ich will *Schach* spielen!«, forderte er mit der Bestimmtheit eines Kronprinzen. Und ging zum Schachbrett, mit oder ohne Erlaubnis seiner Mutter. Die Schularbeiten blieben halb erledigt.

Dabei konnte Bobby genauso hart arbeiten wie Schwester und Mutter, aber eben nur auf einem Feld: dem Schachbrett. Ihn interessierte einfach, wie man mit Turm und Bauer einen König schachmatt setzte, nicht, welche die drei Gewalten in einem Staat waren oder wo man in einer Division das Komma setzte. Alle drei Fischers saßen ständig über Büchern und lernten, wie ideale Talmudschüler: Joan brütete über Schulbüchern, Regina über Medizinlehrbüchern, Bobby über Schachbüchern. Oft herrschte in der Wohnung die Atmosphäre einer Bibliothek.

Ganz unerwartet entdeckte Bobby im Sommer 1951 eine völlig neue und ganz anders geartete Leidenschaft: das Schwimmen. Regina sandte den Achtjährigen auf Ferienfreizeit in die Vandermeer Nursery School.

Während der Sommerferien nahm das Institut, eigentlich eine Kindertagesstätte, auch Schulkinder auf. Regina oder Joan brachten ihn morgens hin und holten ihn abends ab. Bobby war fest entschlossen, die Ferienfreizeit zu hassen. Doch wider Erwarten fand er Gefallen an den vielfältigen Sportmöglichkeiten. Im großen Freischwimmbecken des Instituts lernte er schwimmen.

In den folgenden Jahren trainierte Bobby jeden Sommer im Feriencamp für ein weiteres Schwimmabzeichen – wenn er nicht gerade über einem Schachbrett grübelte. Die Prüfungen zum »Freischwimmer«, dann zum »Fahrtenschwimmer« bestand er mühelos. Er liebte das Wasser und den Wettkampf. Er war schnell, ehrgeizig und reaktionsschnell. Kaum blies der Schwimmlehrer in seine Pfeife, sprang er bereits ab und tauchte oft schon ins Wasser ein, während die anderen Kinder noch mitten im Sprung waren. Das Schwimmen erlaubte ihm körperliche Ertüchtigung nach all den Stunden, die er still vor einem Schachbrett oder einem Buch gesessen hatte. Er fand großen Spaß daran, durch das Wasser zu pflügen. Doch außer Schach und Schwimmen bereitete ihm tatsächlich kaum etwas Vergnügen.

Regina fürchtete um Bobbys Zukunft, wenn er nicht bald anfinge, seine Schularbeiten ernster zu nehmen. Außerdem fand sie, dass sein Interesse für Schach krankhafte Ausmaße erreichte. War er am Ende gar schachsüchtig?

Doch bei Nigro stieß sie mit ihren Ängsten auf taube Ohren. Ganz im Gegenteil ermutigte Nigro Bobby nur, mehr zu spielen, mehr Theorie zu lernen und Spielpraxis auf Turnieren zu sammeln. Bobby wurde Nigros Schützling und Schachkumpan. Da Nigro wusste, wie es um Reginas Finanzen stand, verlangte er nie Geld für Bobbys (Musik- und Schach-) Unterricht. Nigro und Bobby begannen, unter Turnierbedingungen gegeneinander zu spielen, mit Schachuhr und einer Bedenkzeit von insgesamt zwei Stunden pro Partie. Bobby schien von Tag zu Tag stärker zu werden. Wie besessen paukte er Theorie, bis er schließlich die Mehrzahl seiner Partien gegen Nigro gewann.

Bobby reagierte fassungslos, als Regina ihm erklärte, sie wolle psychologischen Rat einholen, ob man etwas gegen seine Schachmanie tun könne oder müsse. Sie schleppte den Jungen zu Dr. Harold Kline von der kinderpsychiatrischen Abteilung des jüdischen Krankenhauses Brooklyn. Da Bobby sich unkooperativ zeigte, verzichtete Dr. Kline auf die üblichen Persönlichkeits-, Intelligenz- oder Interessentests, die man sonst zur

Einschätzung von Kindern verwendete. Stattdessen unterhielt er sich einfach mit dem Jungen. »Ich weiß nicht«, antwortete Bobby missmutig auf die Frage, warum er so viel Zeit mit Schach und so wenig mit Hausaufgaben verbringe. »Ist halt so.« Dr. Kline ermahnte den Jungen nur, die Schule nicht zu vernachlässigen, und bat ihn, das Zimmer kurz zu verlassen. Dann erklärte er Regina, sie müsse sich keine Sorgen um den Jungen machen. Kinder seien oft phasenweise fasziniert oder geradezu besessen von Spielen, Spielzeugen, Sportarten und anderen Dingen, aber diese Obsessionen legten sich von selbst wieder. Dr. Kline hielt Bobby nicht für neurotisch und empfahl keine Therapie. »Neurotisch« erkläre ohnehin überhaupt nichts, fügte er hinzu und betonte, Bobby schade weder sich noch anderen, außerdem sei Schachspielen vermutlich gut fürs Gehirn. Regina solle ihn nur gewähren lassen. Und Bobbys Allergie gegen Hausaufgaben sei ja beileibe nichts Außergewöhnliches. Vielleicht, schlug er vor, könne Regina einen Teil seiner Hausaufgaben als eine Art Spiel organisieren. Möglicherweise wecke das sein Interesse.

Damit gab sich Regina nicht zufrieden; sie holte eine zweite Meinung ein. Sie wusste von einem Psychiater, der gleichzeitig Schachmeister war. Dr. Ariel Mengarini war nichtanalytischer Neuropsychiater im Staatsdienst und liebte das Spiel ebenso sehr wie Bobby. Er verriet Regina, wie fasziniert er selbst von Schach sei, und sagte ihr noch etwas anderes, das sie nicht gerne hörte: »Ich sagte ihr, es gebe viel Schlimmeres, als sich dem Schach zu verschreiben, sie solle Bobby nur seinen Weg gehen lassen.«

Allmählich verbesserten sich Bobbys Leistungen im Schachclub Brooklyn. Nach ein paar schwierigen und gelegentlich entmutigenden Jahren gewann er nun die Mehrzahl seiner Partien. Seine Gegner zeigten sich beeindruckt von seiner Hartnäckigkeit und den deutlich sichtbaren Fortschritten. Später erinnerte sich Bobby: »Die meisten Bücher der örtlichen Bibliothek hatte ich damals bereits durch. Ich wünschte mir eigene Schachbücher.« Nigro lieh oder schenkte ihm Bücher, und Regina erlaubte ihm gelegentlich, wenn sie ein wenig flüssig war, ein Buch zu kaufen. Mit seinem Taschengeld von 32 Cent am Tag kam er nicht weit. Auch später, als sein Taschengeld auf 40 und dann 60 Cent stieg, ging fast alles für einen Kakao zum Mittagessen und einen Schokoriegel nach der Schule drauf.

Immer wenn Nigro seine aktuellen *Chess Review*- und *Chess Life*-Hefte ausgelesen hatte, reichte er sie an Bobby weiter, der sie geradezu

verschlang. Bobby liebte die Hefte nicht nur wegen der vielen darin beschriebenen spannenden und lehrreichen Partien, sondern auch wegen der Geschichten über die Großmeister des Schachs. Sie dienten ihm als Inspiration, so wie Plutarchs Lebensbeschreibungen römischer Generäle angehende Soldaten inspirierten oder Vasaris Künstlerbiografien angehende Künstler.

Im Sommer 1954 eröffnete sich Bobby dann die Möglichkeit, einige der Großen live zu erleben, die er bisher nur aus Zeitschriften kannte: Die sowjetische Schachmannschaft kam nach Amerika, zum ersten Mal überhaupt.

Zu jener Zeit herrschte in Amerika eine antikommunistische Hysterie, in der man schon als Kommunist galt, wenn man nur eine rote Krawatte trug. Der Vorsitzende des amerikanischen Schachbunds, Harold M. Phillips, erklärte dann auch fast schon genüsslich, er erwarte, wegen der Einladung des sowjetischen Schachteams vor das Komitee gegen unamerikanische Umtriebe zitiert zu werden. (Was nicht geschah.)

An dieser Stelle muss betont werden, dass das amerikanische und das sowjetische Schachteam damals Welten trennten. Die Sowjets waren allesamt Berufsspieler und Großmeister. Die Bezeichnung Großmeister stammt aus dem 19. Jahrhundert; seit 1950 verleiht der Weltschachbund diesen Titel offiziell an Topspieler, die sich in internationalen Turnieren ausgezeichnet haben.

Die Sowjet-Spieler bezogen ein regelmäßiges Gehalt und bekamen in vielen Fällen auch sogenannte Datschen, also kleine Landhäuser, in denen sie ungestört nachdenken und sich auf Turniere vorbereiten konnten. In den 1950ern genossen die sowjetischen Großmeister daheim ein Prestige wie heute bei uns Filmstars oder Goldmedaillengewinner. Wenn Michail Botwinnik, der spätere Schachweltmeister, das Bolschoitheater betrat, bekam er stehende Ovationen. Mitte der 1950er hatte der sowjetische Schachbund vier Millionen Mitglieder, und Schachspielen gehörte nicht nur zum Lehrplan der Grundschulen, sondern auch zum Pflichtprogramm am Nachmittag. Vielversprechende Nachwuchsspieler erhielten eine gezielte Förderung, oft sogar Einzelunterricht durch Großmeister. So wuchs die nächste Generation von Weltmeistern heran. Das Schachspiel galt in der UdSSR nicht nur als Staatssport, es war auch ein echter Volkssport, tief in der Kultur verwurzelt. Praktisch jeder – Mann, Frau oder Kind Bauer,

Beamter oder Arzt – schien Schach zu spielen. Einmal meldeten sich zu einem Turnier in der UdSSR über 700 000 Spieler an!

Die Welt befand sich 1954 mitten im Kalten Krieg; jeder Wettkampf zwischen Amerikanern und Sowjets war auch ein Kampf um die politische Vorherrschaft. Drei Tage vor dem Turnier kommentierte die *New York Times*: »Ihre Gegner sind sich schmerzlich bewusst geworden, dass die Russen auch am Schachbrett die Leidenschaft, Fähigkeit und Begeisterung für ihre Sache demonstrieren, die ihr Außenminister Molotow auf diplomatischem Parkett zeigt. Sie sind gekommen, um zur höheren Ehre der Sowjetunion zu gewinnen. Gelingt ihnen das, jubeln ihnen daheim die Massen zu, und in der Welt verbuchen sie einen Propagandaerfolg.«

Der amerikanische Schachbund hatte zu jener Zeit nur 3000 Mitglieder, kein nationales Programm zur Jugendförderung und nur einen einzigen Großmeister, Samuel Reshevsky. Sein Titel brachte Reshevsky ein Stipendium privater Förderer von monatlich 200 Dollar ein. Darüber hinaus verdiente er mit Schaukämpfen und Vorträgen etwa 7500 Dollar im Jahr. Es hieß (fälschlicherweise) sogar, er sei so arm, dass er nicht einmal eine eigene Schachgarnitur besitze.

Es war, als träten Drittligakicker gegen die erste Mannschaft des FC Barcelona an: Theoretisch bestand zwar die Möglichkeit, dass die Amateure gewannen, doch rein statistisch lagen ihre Chancen bei deutlich unter eins zu tausend.

Am 16. Juni 1954, einem Mittwoch, fuhr Bobby zum Roosevelt Hotel, um sich gemeinsam mit Nigro die erste Runde dieser historischen Begegnung anzusehen. Bobby betrat zum ersten Mal im Leben ein Hotel und bestaunte die große Uhr in der Lobby. Er erblickte einige vertraute Gesichter: Etliche Mitglieder des Schachclubs Brooklyn waren gekommen, ebenso ein paar Stammgäste des Washington Square Parks. Gespannt setzte Bobby sich in den Zuschauerraum. Nigro vermerkte, Bobby habe »mit staunend aufgerissenen Augen« auf die Bühne gestarrt, als stünde die Verleihung der Oscars bevor.

Auf der Bühne hingen vor einem Samtvorhang zwei Fahnen: das Sternenbanner und die unverkennbare blutrote Sowjetflagge mit Hammer und Sichel. Darunter standen, über die Breite der Bühne verteilt, acht Schautafeln, an denen die Züge der Partien angezeigt würden. Dahinter befanden sich die acht Tische mit Schachbrettern und Figuren. 1100

Zuschauer hatten sich eingefunden, mehr als je zuvor bei einem amerikanischen Schachturnier.

Die Spieler standen schon auf der Bühne und warteten auf das Signal des Schiedsrichters, ihre Plätze einzunehmen und zu beginnen. Der sowjetische Spieler David Bronstein bat um ein Glas Zitronensaft – nein, keine Limonade, reinen Zitronensaft, bekräftigte er – und leerte es in einem Zug. Jemand bemerkte, das amerikanische Team wirke nervös. Und es gab auch allen Grund für Nervosität: Amerika hatte die letzten zwei Begegnungen mit den Sowjets verloren, außerdem befanden sich die Sowjets in Topform. Das hatten sie gerade erst in Buenos Aires und Paris bewiesen, wo sie die dortigen Nationalteams vernichtend geschlagen hatten. Donald Byrne, der Gewinner des jährlichen Schachturniers American Open, erzählte, er sei derart angespannt gewesen, dass er am Tag vor dem Match eine Liebesgeschichte gelesen habe, um sich vom Schach abzulenken.

Bevor es endlich losging, wurden noch ein paar Reden geschwungen, wie das Schach zur Völkerverständigung beitragen könne. Stolz beobachtete Nigro, wie aufmerksam sein Schützling alles um ihn herum verfolgte und aufsog.

Verstand Bobby die politische Tragweite der Begegnung? Drückte er seinem Team die Daumen? Träumte er davon, selbst einmal auf einer ähnlichen Bühne zu stehen und gegen die besten Spieler der Welt anzutreten? Das darf man getrost vermuten, auch wenn Bobby nie öffentlich über diese Begegnung sprach.

Bobby verfolgte die Partien gebannt, bekam aber mit, wie Schachfans draußen vor dem Saal fachsimpelten. Andere Zuschauer verließen den Ballsaal nur, um sich schnell Thunfisch- oder Schinken-Käse-Sandwiches zu holen. Ganz begeistert war Bobby, als er Dr. Reuben Fine im Publikum erspähte, den damals wohl zweitstärksten Spieler Amerikas. Seine Schachbücher verehrte Bobby fast wie Bibeln. (Dr. Fine spielte nicht selbst mit, weil er sich 1948 vom Wettkampfschach zurückgezogen hatte.) Auf der Bühne erkannte Bobby auch Max Pavey, der ihn drei Jahre zuvor in einer Simultanschachpartie geschlagen hatte.

Als Nigro Bobby mit dem Journalisten Murray Shumach von der *New York Times* bekannt machte, starrte der schüchterne Junge nur betreten auf seine Schuhe. Auch der Schachmeister Allen Kaufman traf Bobby an jenem Tag zum ersten Mal. Über ein halbes Jahrhundert später erinnerte Kaufman

sich: »Er schien ein netter Junge zu sein, etwas schüchtern. Nichts ließ erahnen, dass ich mit einem zukünftigen Weltmeister redete.« Am nächsten Tag charakterisierte Shumach das Publikum humorig: »Schachfans sind wie Dodgers-Anhänger mit Kehlkopfentzündung – leidenschaftlich mitfiebernde Männer, die aber nur flüstern können.«

Je komplexer die Partien wurden, desto intensiver tuschelten die Zuschauer miteinander. In der Summe klangen diese gewisperten Unterhaltungen wie eine leichte Winterbrise oder ein sommerliches Meeresrauschen. Gelegentlich, nach einem umstrittenen Zug, während eines besonders komplexen Schlagabtauschs oder wenn der klein gewachsene Lokalmatador Reshevsky 70 Minuten für *einen* Zug brauchte, schienen sich 2200 Augenbrauen gleichzeitig zu heben. Wenn der Lärm zu sehr zunahm, musterte der äußerst förmliche niederländische Schiedsrichter Hans Kmoch das Publikum finster und mahnte streng: »Ruhe bitte!« Betreten hielten sich die Ermahnten dann ein paar Minuten lang zurück.

Bobby genoss das Ereignis und schrieb die Ergebnisse mit, als wäre er im Baseballstadion. Sorgfältig verzeichnete er die Resultate der Partien: 0 für eine Niederlage, 1 für einen Sieg und ½ für ein Remis. Er ging zu allen vier Runden der Begegnung, nicht ahnend, dass er innerhalb nur weniger Jahre gegen 14 der hier versammelten 16 Weltklassespieler antreten würde.

Bobby verfolgte nicht nur gebannt das Geschehen im Ballsaal, auch der Analyseraum faszinierte ihn. Dort, außer Hörweite der Teams, kommentierten und analysierten Spitzenspieler jede Partie Zug für Zug, noch während sie lief. Noch hatte Bobby nicht das Gefühl, bei der Analyse mitreden zu können. Doch es freute ihn, wenn er Züge korrekt vorhersah – oder hinterher verstand, warum ein anderer Zug gemacht worden war.

Nach vier Spieltagen endete die Begegnung mit einer deutlichen Schlappe für die Amerikaner; sie verloren mit 12 zu 20. Das Publikum applaudierte den Siegern anerkennend, doch insgeheim fragten sich viele Zuschauer gepeinigt: »Was ist nur mit dem amerikanischen Schach los?« Ein Kommentar in *Chess Life* beklagte die Niederlage und versuchte sich an einer Erklärung: »Der Wettkampf zwischen dem amerikanischen und dem sowjetischen Team hat erneut gezeigt, dass Amateure schlicht nicht mit Profis mithalten können. Egal, wie begabt ein Amateur auch sein mag, gelegentlich geht ihm die brutale Präzision ab, die den Spitzenprofi als Meister seines Fachs auszeichnet. Der Profi beherrscht das Geschehen so

sicher, fast instinktiv, weil er seine Kunst ständig übt, unter wechselnden Bedingungen und gegen die verschiedensten Gegner.« Niedergeschlagen fuhren Nigro und Bobby mit der U-Bahn nach Brooklyn zurück. Eines hatte die Veranstaltung Bobby unmissverständlich gezeigt: Die Sowjets stellten die besten Spieler der Welt. Diese Erkenntnis stachelte seine Entschlossenheit nur noch mehr an.

Das Rückspiel in Moskau entschieden die Sowjets 1955 noch deutlicher für sich, mit 25 zu 7. Die Presse berichtete breit über die Begegnung; das Bild der amerikanischen Spieler erschien auf den Titelseiten der *New York Times* und etlicher anderer Zeitungen in aller Welt. Der Grund für das Medienecho: Nikita Chruschtschow und Nikolai Bulganin waren überraschend auf der Gartenparty erschienen, die in Moskau für das amerikanische Schachteam ausgerichtet wurde. Chruschtschow, der Chef der KPdSU, erklärte dort: Die Sowjetunion sei gefestigt wie noch nie und bereit zu einer Entspannung des Verhältnisses zu den USA, solange Amerika zu einem »ehrlichen« Dialog bereit sei.

In jenem Sommer, als das amerikanische Schachteam in Moskau so unter die Räder kam, schlug der zwölfjährige Bobby seine eigenen Schlachten am Brett. Er nahm an einem Turnier quasi in seinem Hinterhof teil: im Washington Square Park. Die Szenerie in Greenwich Village war ihm wohlvertraut; hier an den Freiluft-Schachtischen ging es deutlich quirliger und bunter zu als im ruhigen, fast schon meditativen Ambiente des Schachclubs Brooklyn. Im Park maß sich eine wilde Mischung aus Nachbarschafts-Bohemiens, Spielern mit Turnierstärke und Zockern, die um Geld spielten. Unter freiem Himmel wurde geflachst, gewettet und gespielt, manchmal von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang. An den Schachtischen gab es keine Klassengrenzen, hier traten Wall-Street-Banker gegen Obdachlose an und Intellektuelle gegen Schulabbrecher. Der Park selbst war die amerikanische Version eines nahöstlichen Basars, mit Straßenmusikanten, Geschichtenerzählern, Bettlern, Freiluft-Rednern und gelegentlich sogar einem Schlangenbeschwörer. Die lockere Atmosphäre im Park förderte Risikofreude und Kreativität, hier konnte man frei seinen eigenen Stil entwickeln.

In den 1950er-Jahren wurde im Park fast jeden Tag Schach gespielt, entweder spontan oder in Form organisierter Turniere. An Wintertagen trugen die Spieler dicke Mäntel, Schals, Mützen und Handschuhe, weshalb es ihnen gar nicht so leicht fiel, ihre Figuren zu bewegen. »Anfangs fand ich nie Gegner«, erinnerte Bobby sich später. »Die Spieler waren alle erwachsen, zum Großteil alte Männer. Niemand hatte Lust, seine Zeit an einen Buben zu verschwenden. Mr. Nigro führte mich in den Kreis ein. Als ich dann besser wurde, fand ich auch leichter Partner.« Bobbys Erinnerung an einen Haufen »alter Männer« ist vermutlich durch seine damalige Jugend verzerrt. Tatsächlich spielten an den Tischen Leute fast jedes Alters, nur so junge Kinder wie ihn gab es kaum.

In jenen Tagen sah man im Park nur wenige Schachuhren, an den meisten Tischen wurde Blitzschach mit einer Bedenkzeit von nur wenigen Sekunden pro Zug gespielt. Dachte man mal ein paar Sekunden länger nach, forderte der Gegner – oder ein vorher festgelegter Zeitwächter – »zieh!«. Zog man dann nicht sofort, hatte man die Partie verloren. Dieses tausendmal wiederholte »Zieh!« schallte jeden Tag durch den Park. Bobby spielte Blitzschach nur, weil Nigro ihn dazu drängte, und er stellte sich anfangs auch nicht besonders gut an. Aber er lernte im Park rasch, Stellungen flott einzuschätzen und seinen Instinkten zu vertrauen.

Auch am Tag des Turnierbeginns nahm Bobby auf einer Holzbank Platz und zog seine Figuren über die rötlichen und grauen Quadrate der Steintische. Sobald die Lage vertrackt oder kritisch wurde, brauchte der Junge übermäßig viel Bedenkzeit. Oft musste er auf der Bank knien, um den Überblick zu behalten. Gelegentlich schwebten rosafarbene und weiße Blütenblätter von spät blühenden Kirschbäumen auf das Feld oder Bobbys Kopf herab. Hunde liefen vorbei und schnüffelten unter den Tischen herum, während ihre Herrchen verzweifelt an der Leine zogen oder Kommandos brüllten. Manche Kiebitze gaben hartnäckig (unerwünschte) Ratschläge, bis der Turnierleiter, José Calderon, sie verscheuchte.

Während der Partien verschwand Nigro regelmäßig für ein paar Minuten und besorgte dem Jungen in einem nahe gelegenen Restaurant einen Hamburger, Fritten und einen Schokomilchshake. Geistesabwesend verdrückte Bobby sein Mittagessen, die Augen immer aufs Brett geheftet. Wie immer spielte er mit einer Ernsthaftigkeit und Konzentration, die die Zuschauer beeindruckte. Einmal flüsterte Bobby eine halbe Stunde nach

dem Mittagessen: »Mr. Nigro, wann gibt es was zu essen?« Er hatte gar nicht gemerkt, dass er seinen Burger längst verdrückt hatte.

1955 nahmen am Turnier im Washington Square Park 66 Spieler verschiedenster Stärke und Begabung teil. Da die Anmeldegebühr nur zehn Cent betrug (die gesammelten 6,60 Dollar wurden dem Roten Kreuz gespendet), konnte wirklich jeder teilnehmen. So kamen blutige Anfänger, die kaum die Regeln kannten, aber auch erfahrene Vereinsspieler, die ihr Leben lang Schach gespielt hatten, sowie einige wenige Topspieler. Bobby war so in seine Partien vertieft, dass er gar nicht mitbekam, wie einige der besten Spieler Amerikas vorbeischauten und das Geschehen an seinem Brett verfolgten: Sie hatten sich in New York getroffen, um anschließend zusammen in die Sowjetunion zu fliegen, zu einem weiteren Wettkampf gegen die Sowjets.

Bobby gewann eine Reihe von Partien gegen schwächere Teilnehmer, doch als er im Klassement aufstieg, bekam er härtere Nüsse vorgesetzt und verlor mehrmals. Harry Fajans, ein gertenschlanker Schlaks mit schlechter Haltung, erzählte später, Bobby sei nach der Niederlage gegen ihn in Tränen ausgebrochen. Dabei gab es keinen Grund zur Scham: Fajans war ein sehr starker Turnierspieler und Mitglied des hoch angesehenen Marshall Chess Club. Als Bobby Jahre später auf diesen Vorfall angesprochen wurde, wies er Fajans' Darstellung entrüstet zurück.

Das Turnier zog sich bis in den Oktober hinein, und in den letzten Wochen war es oft kalt und regnerisch. Einmal hatte Bobby eine viel zu dünne Jacke dabei, hielt aber dennoch durch. Manchmal glitten seine Figuren vom Betontisch, so rutschig war er vom Regen. »Wir waren froh, als es vorüber war«, erinnerte Fischer sich.

Er wurde Fünfzehnter und gewann als Preis einen Kugelschreiber, vielleicht als jüngster Teilnehmer. Später erzählte er: »Ich war enttäuscht, als man mir den Stift überreichte, denn er sah aus wie ein Vierteldollar-Kuli.« Einige Wochen später spazierten er und seine Mutter aber an einem Drugstore vorbei, wo Regina einen identischen Kugelschreiber im Schaufenster sah. Auf dem Preisschild stand zehn Dollar. »Danach fühlte ich mich besser«, scherzte Bobby.

Sein gutes Abschneiden im Washington Square Park brachte Bobby seine erste namentliche Erwähnung in einer größeren Zeitung ein: Die *New York Times* berichtete kurz über die Ergebnisse des Turniers, auf der Seite mit

den Nachrufen. Die Überschrift lautete: »Eastman siegt am Washington Square – Bub, 12, vorn dabei.«

Obwohl Charles Eastman das Turnier gewonnen hatte, bekam Bobby mehr Platz im Artikel. Großes, manchmal überwältigendes Interesse der Medien an Bobby – dieses Phänomen sollte ihn von nun an bis zum Lebensende begleiten. Der Reporter schrieb: »Viele der 400 Zuschauer befanden, die beste Show habe Bobby Fischer abgeliefert. Trotz starker Konkurrenz durch reifere und erfahrenere Spieler war er bis gestern ungeschlagen und kam dem Turniersieg bis auf 14 Ränge nahe.«

Nach dem Tod Jacob Wenders fand man in seinen Papieren den vergilbten *Times*-Artikel. Wehmütig, aber auch betroffen kommentierte Bobby: »Mein Großvater hat nur wenig Interesse an [mir] gezeigt. Und von Schach verstand er gar nichts.« Die Ironie dürfte Bobby nicht entgangen sein: Er spürte, dass der Großvater seine Schachkarriere wahrscheinlich von Anfang an mit Stolz verfolgt, es ihm aber nie gesagt hatte.

3. KAPITEL
AUS ZEUS' KOPF ENTSPRUNGEN

Im Sommer 1955 geriet Bobby zufällig in einen Treffpunkt für Schachverrückte. Sein Schachspiel erhielt dadurch einen gewaltigen Schub. Nigro fuhr gelegentlich mit Bobby nach Manhattan, um im Central Park ein Boot zu mieten und ein, zwei Stunden auf dem stillen See herumzupaddeln. See, Boot, Mann, Kind, Seerosen – eine Szenerie wie aus einem impressionistischen Gemälde. Meistens ruderte Bobby, um seine Schultern zu kräftigen.

Eines Samstagnachmittags fiel Bobby auf dem Heimweg an einem eleganten Gebäude direkt am Park ein Messingschild auf. Darauf stand in schlichter Gravur MANHATTAN CHESS CLUB. Der Junge blieb wie angewurzelt stehen. Er sah sich um und entdeckte ein offenes Fenster im Erdgeschoss. Bobby ging hin, spähte hinein – und erstarrte: Er stand nur wenige Zentimeter von zwei Schachspielern entfernt, die drinnen an einem Tisch saßen und hoch konzentriert Figuren über das Brett zogen. Das Fenster hatten sie geöffnet, um an diesem brüllend heißen Sommertag ein wenig frische Luft hereinzulassen. Der Club sah einladend aus. Zaghaft wandte sich Bobby an Nigro: »Können wir hineingehen?« Sein Lehrer antwortete schlicht: »Probieren wir's halt.«

»Wir versuchten, der Hitze zu entkommen«, erinnerte sich Bobby. »Kaum hatte ich das Schild gesehen, wollte ich hinein, und kaum war ich drin, gefiel es mir.« Im Club standen Trophäen, an den Wänden hingen Porträts legendärer Spieler wie Lasker, Morphy und Capablanca sowie Fotografien

aktueller Topspieler. In den Bücherschränken drängten sich Schachwälzer. Als die beiden eintraten, wurde an ungefähr einem Dutzend Tischen gespielt. Kinder sah Bobby keine.

Walter Shipman, einer der Direktoren des Clubs, ging auf die Besucher zu, die schüchtern im Eingangsbereich warteten. Shipman, ein 26-jähriger frischgebackener Anwalt und angehender Internationaler Meister, hieß die Gäste willkommen und wies Bobby sofort einen Gegner zu. Bobby fertigte ihn ruck, zuck ab. Der Besiegte rief einen Kollegen, der solle sich doch mal an dem Jungen versuchen. Auch der verlor. Noch hatten die Clubmitglieder nicht erkannt, dass sie einem Wunderkind gegenüberstanden. Aber ihnen war sehr wohl bewusst, dass Bobby etwas Besonderes war. Sie scharten sich um seinen Tisch und fragten ihn aus: »Wo hast du Schach spielen gelernt?«, »Wie alt bist du?«, »Wo wohnst du?«, »Wo hast du diese Eröffnung gelernt?«

Das war Bobbys Debüt in der erlesensten Schach-Bruderschaft New Yorks. Einigen Mitgliedern fiel sofort auf, dass Bobby anders als die meisten Anfänger das Brett in seiner Gesamtheit betrachtete. (Dabei war Bobby damals gar kein Anfänger mehr, schließlich hatte er schon vier Jahre im Schachclub Brooklyn gespielt.) Nicht, dass er bei jedem Zug die beste Wahl getroffen hätte, aber er verzichtete fast vollständig auf Fallen (minderwertige Züge, die den Gegner zu einem Fehler verleiten sollen). Und auf Fallen seines Gegenübers fiel er auch kaum je herein.

Shipman, der unter den 20 besten Spielern Amerikas rangierte, erkannte das Potenzial des Jungen sofort. Voller Begeisterung spielte er eine ganze Serie von Blitzpartien gegen ihn, mit einer Sekunde Zeit pro Zug. Bobby gewann etwa ein Drittel davon. Shipman erinnerte sich: »Sein Spiel beeindruckte mich so sehr, dass ich den Jungen dem Vorsitzenden des Clubs, Maurice Kasper, vorstellte. Kasper, ein Kleidungsfabrikant und Millionär, bot Bobby großzügig eine kostenlose Junior-Mitgliedschaft an. Bobby sagte sofort zu.« So wurde er zum jüngsten Mitglied in der Clubgeschichte. Bobby strahlte wie ein Kind, das über Nacht in einem Süßwarenladen eingesperrt wurde.

Der Manhattan Chess Club war der zweitälteste und damals beste Schachclub des Landes. Er war 1877 gegründet worden, drei Jahre nach dem Mechanics' Institute Chess Club of San Francisco, und viele Jahre lang gehörte praktisch jeder große amerikanische Spieler dem Club an.

Schachverrückte aus anderen Bundesstaaten und selbst aus dem Ausland zogen nach New York, nur um Mitglieder des Manhattan Chess Clubs zu werden, ihr Spiel zu verbessern und gegen die Großen ihrer Disziplin anzutreten. Für Schachspieler war der Club das, was das Paris der 1920er für Künstler gewesen war: eine Pilgerstätte, zu der man zog, um unter Anleitung der dort tätigen Meister seine Kunst zu perfektionieren. Der Club war Austragungsort von zwei Titelkämpfen um die Schachweltmeisterschaft gewesen (Steinitz-Zukertort 1886 und Steinitz-Gunsberg 1890/91), und seit den 1930ern wurde hier jährlich der amerikanische Meister ermittelt. Unter den Mitgliedern befanden sich weit überproportional viele Juden, was wohl daran lag, dass Schach bei Juden eine ungeheure Popularität genoss. Damals lebten in New York über eine Million Juden, die meisten von ihnen Immigranten. Und viele von ihnen hatten ihre Leidenschaft für Schach aus ihrer ehemaligen Heimat mitgebracht. 1974 mutmaßte Anthony Saidy in *The World of Chess*, dass »vielleicht jeder zweite Topspieler der vergangenen hundert Jahre Jude war.« Auf die Frage, ob er Jude sei, antwortete Bobby damals: »Teilweise. Meine Mutter ist Jüdin.«

Wenn, was selten genug vorkam, untertags keine angemessenen Gegner im Schachclub greifbar waren, wanderte Bobby in den Central Park und spielte dort an den Steintischen nahe der Wollman-Eislauffläche. Bei einem zum Verzweifeln langen Endspiel setzte einmal Regen ein, doch weder Bobby noch sein Gegner ließen sich davon abbringen, die Partie zu Ende zu spielen. Bobby war bald klatschnass, spielte aber unbeirrt weiter. Als er mit quietschenden Turnschuhen und klatschnassen Haaren nach Hause kam, hielt Regina ihm eine Standpauke. Doch ihr Zorn hielt nie lange an.

Der Schachclub Manhattan teilte die Mitglieder nach Spielstärke in vier Gruppen ein: Zur erlesenen Gruppe »A« gehörten die etablierten Spitzenspieler, dahinter folgte die »A-Reserve« mit vielversprechenden Spielern, dann »B« und schließlich »C«, das Sammelbecken für die schwächeren Spieler. Viele Mitglieder in den unteren Gruppen hofften darauf, sich nach oben zu spielen. Nach ein paar Wochen im Club meldete sich Bobby für ein Turnier der C-Spieler an und gewann es mühelos. So stieg er in die B-Gruppe auf. Dort spielte er so lange Turniere, bis er schließlich eines gewann und in die A-Reserve aufstieg. Schließlich, nach nicht einmal einem Jahr, setzte er sich auch in dieser Gruppe an die Spitze.

Bald ging er jeden Tag in den Club und blieb dort vom frühen Nachmittag bis spätabends. Im Sommer wollte Regina ihn wie gewohnt in ein Ferienlager schicken, doch Bobby weigerte sich rundweg. Für ihn war der Schachclub Manhattan das Paradies. Er konnte sich nichts Schöneres vorstellen, als den ganzen Sommer hindurch immer nur zu spielen. Der Schachclub Brooklyn traf sich nur Freitagabend und gelegentlich am Dienstag, für jeweils vier Stunden. Im Manhattan konnte Bobby zwölf Stunden täglich spielen, sieben Tage die Woche.

Das Spiel beschäftigte nicht nur Bobbys Verstand, es linderte auch seine Einsamkeit. Er fühlte sich lebendig, wenn er am Brett saß. In den Sommerferien stand er spät auf, lange nachdem Mutter und Schwester die Wohnung verlassen hatten, frühstückte in einem Imbisslokal und fuhr mit der U-Bahn nach Manhattan, zum Club. Regina sah jeden Tag nach dem Rechten und brachte ihm zum Abendessen in Alufolie gewickelte Leberwurst-Sandwiches und Milch. Ansonsten hätte Bobby, ganz in seine Partien versunken, wahrscheinlich schlicht vergessen zu essen. Jeden Tag kam sie gegen Mitternacht in den Club, schnappte sich den widerstrebenden Bobby und fuhr mit ihm die Stunde nach Hause.

In jenem Sommer und über die nächsten Jahre hinweg freundete sich Bobby mit etlichen Clubmitgliedern an. Anfangs waren diese Freunde in der Regel deutlich älter, doch mit der Zeit traten immer mehr vielversprechende junge Spieler in den Club ein (wobei nicht klar ist, ob der Club seine Aufnahmepolitik nach Bobbys Eintritt änderte oder ob die jungen Spieler kamen, weil schon ein Gleichaltriger dort spielte). Jedenfalls fand Bobby zunehmend auch gleichaltrige Kameraden. Viele von ihnen blieben lebenslange Freunde und Konkurrenten. William Lombardy, der später Juniorenweltmeister wurde und als Großmeister ins Pantheon einging, war sechs Jahre älter als Bobby und schlug ihn anfangs meistens. William war ein ehrgeiziger, hochintelligenter junger Mann mit einem herausragenden Gespür für Stellungen. Bernard Zuckerman, der fast ebenso eifrig wie Bobby Schachtheorie lernte, insbesondere Eröffnungen, war fast auf den Tag gleich alt wie Bobby und wurde später Internationaler Meister. Asa Hoffmann, wie Bobby Jahrgang 1943, war der Sohn zweier Spitzenanwälte und wurde später Meister. Er beherrschte auch andere Brettspiele wie Scrabble und Backgammon meisterlich und erwarb sich den Ruf, ein ausgemachter Zocker zu sein: Je höher der Einsatz stieg, desto

stärker wurde er. Jackie Beers, ein kleiner junger Mann mit charmantem Lächeln und aufbrausendem Temperament, errang sich Bobbys Respekt, weil er ihm im Blitzschach fast das Wasser reichen konnte. James Gore, ein rothaariger Lulatsch, der sich schon als Teenager kleidete wie ein Banker und seine unterlegenen Gegner von oben herab behandelte, übte einen großen Einfluss auf Bobby aus. Später ließ Fischer all diese jungen Spieler weit zurück, aber mit ihrem risikofreudigen und fantasievollen Stil stellten sie ihn vor interessante Herausforderungen und halfen ihm so, besser zu werden.

Bobby spielte täglich bis zu hundert Blitzpartien gegen seine Freunde und Rivalen. Mit der Zeit, als die Buben zu jungen Männern heranwuchsen, entwickelte sich Bobby zu ihrem Anführer: Wenn er etwas wollte, bekam er es; wohin er auch ging, seine Jünger folgten ihm. »Noch eine«, forderte er unersättlich und baute die Figuren neu auf. Niemand lehnte ab. Dr. Stuart Margulies – ein späterer Schachmeister – war einige Jahre älter als Bobby und erinnerte sich gerne: »Ich habe es genossen, gegen Bobby zu spielen, echt *genossen*.« Gegen Bobby anzutreten, das war, wie die Poesie Robert Frosts zu lesen oder ein langes, heißes Bad zu nehmen. Hinterher fühlte man sich wunderbar. Mal lernte man etwas dazu, mal wurde man Zuschauer oder Opfer eines grandiosen Spektakels. Was machte es da, dass man die meisten Partien gegen ihn verlor? Viele Spieler lächelten nach einer Niederlage gegen Bobby, in Anerkennung seiner Brillanz.

Einer der ersten Großmeister, die Bobby im Club traf, war Nicholas Rossolimo, der amtierende Champion der American Open und ehemalige französische Meister. Bei ihrer ersten Begegnung saß Rossolimo auf einer Couch, aß einen Bagel mit Lachs und Hüttenkäse und sprach mit vollem Mund. Aufgrund des Bagels und Rossolimos ausgeprägten Akzents verstand Bobby kein Wort. Dennoch fühlte sich der Junge sehr geehrt, dass ein Champion mit ihm geredet hatte.

Nur wenige Monate nach seinem ersten Besuch im Club beherrschte Bobby, zusammen mit Lombardy und Gore, die wöchentlichen Blitzschachturniere, bei denen Spieler pro Zug zehn Sekunden Bedenkzeit hatten. Wehmütig verglich der 80-jährige Harold M. Phillips, ein Meister und Vorstandsmitglied, Bobbys Stil mit demjenigen Capablancas. Phillips erinnerte sich noch gut daran, wie der damals 17-jährige Kubaner 1905 dem Club beigetreten war.

Jetzt, da Bobby sich im Manhattan seine ersten Sporen verdient hatte, kam die Zeit, da er sich auch auf Turnieren beweisen sollte. 1955 meldete Nigro seinen Schützling zur amerikanischen Amateurmeisterschaft an. Zu dem Ende Mai stattfindenden Turnier waren keine Spieler mit Meisterstärke zugelassen, damit schwächere und weniger erfahrene Spieler auch eine Chance hätten. Das Turnier fand in einem Hotel am Mohegan-See statt, nördlich von New York City, und wurde im Schweizer System ausgetragen: Jeder Teilnehmer spielte sechs Runden und sammelte dabei Punkte, am Ende gewann derjenige mit der höchsten Punktzahl.

Auf der Autofahrt nach Norden unterhielten sich Nigro und Bobby wie gewohnt über Schach. Der Junge erörterte Theorien, die er gelesen hatte, und erkundigte sich nach Vorzügen und Nachteilen bestimmter Züge, die er oder ein Gegner im Schachclub Manhattan gemacht hatten. Erst nach einer Weile erwähnte Bobby das bevorstehende Turnier. Wer sich wohl Nigros Meinung nach gemeldet hätte? Wie stark die anderen Spieler wohl wären? Wie er, Bobby, sich wohl schlagen würde?

Nigro spürte die Unsicherheit des Jungen und versuchte, ihn zu beruhigen. Er erklärte Bobby, wie wichtig es für ihn sei, jetzt Wettkampferfahrung zu sammeln. Bobby wurde immer stiller, knabberte an den Fingernägeln und starrte aus dem Fenster.

Als sie am Austragungsort angekommen waren und Nigro gerade die fünf Dollar Anmeldegebühr bezahlen wollte, machte Bobby plötzlich einen Rückzieher. Er sagte, er habe Leute im See baden und rudern gesehen. Das wäre doch was! Außerdem gab es einen Tennisplatz! Nigro versuchte, Bobbys Aufmerksamkeit wieder zurück aufs Schach zu lenken.

Nigro verstand, dass Bobby Angst hatte, sich zu blamieren. Schließlich gelang es ihm doch noch, den Jungen zur Teilnahme zu überreden. Bobby trat an, erreichte aber nicht mal die Hälfte aller möglichen Punkte. Hatte es an mangelndem Selbstvertrauen gelegen? Jahre später erinnerte sich Bobby, dass er mit dem Ergebnis gehadert und sich Nigros Rat zu Herzen genommen habe: »Du kannst nicht *jede* Partie gewinnen. Du kannst nur *jedes* Mal dein Bestes geben.«

Wenige Monate später meldete sich Bobby für die amerikanische Juniorenmeisterschaft in Lincoln (Nebraska) an, entschlossen, seine Schmach wiedergutzumachen. Da Nigro zu Hause Unterricht geben musste und Regina mit Studium und Job vollauf beschäftigt war (und außerdem

schon seit drei Wochen unter chronischen Lungenproblemen litt), musste Bobby allein nach Nebraska reisen.

Ungeduldig wartete er in der Pennsylvania Station, während Regina ihm eine Fahrkarte über Philadelphia nach Nebraska zu kaufen versuchte. Sie hatte das Fahrgeld mühsam zusammengekratzt und war wild entschlossen, ihn nach Nebraska zu schaffen. Bobby, so der Plan, sollte zuerst nach Philadelphia fahren, dort einen weiteren Turnierteilnehmer, Charles Kalme, treffen und mit ihm gemeinsam die 2200 Kilometer nach Lincoln zurücklegen. »Wie alt ist Ihr Sohn, Ma'am?«, fragte der Schalterbeamte. Als er erfuhr, dass Bobby erst zwölf war, weigerte er sich, eine Fahrkarte auszustellen. »Er ist zu jung, um die ganze Strecke allein zu fahren.« »Aber verstehen Sie doch«, bettelte Regina. »Er muss fahren. Es geht um sein Schach!« Der Beamte musterte Bobby über seine Brille hinweg. »Warum haben Sie nicht gleich gesagt, dass der Bub zu ärztlicher Behandlung reist?« Noch Jahre später brachte dieser Vorfall Bobby zum Schmunzeln: »Danach hat er uns das Ticket umstandslos verkauft. Er hatte das englische Wort für Schach (*chess*) mit dem Begriff für Brust (*chest*) verwechselt. Einigermaßen nervös schickte Regina ihren Schachzwerg los. Sie hängte ihm eine große Erkennungsmarke um den Hals, in die Bobbys Name, die New Yorker Adresse und Telefonnummer eingraviert waren. »Nur für den Fall«, sagte sie. »Nimm sie nie ab.« Und das tat er auch nicht.

Charles Kalme, ein aus Litauen stammender 16-Jähriger, hatte Jahre in Flüchtlingslagern verbracht. Jetzt war ein gut aussehender, höflicher junger Mann aus ihm geworden. Er trat in Lincoln an, um seinen Titel als amerikanischer Juniorenmeister zu verteidigen. Auf der zweitägigen Fahrt spielten die beiden Dutzende schneller Partien gegeneinander, analysierten Eröffnungen und Endspiel-Stellungen. Kalme spielte zwar erheblich stärker, zeigte sich von Bobbys Leidenschaft aber schwer beeindruckt.

Unglücklicherweise herrschte während des Turniers eine drückende Hitze von über 38 Grad. Und Civic Hall, der Ballsaal, in dem die Spiele ausgetragen wurden, verfügte über keine hinreichende Kühlung. Der zwölfjährige Bobby war der jüngste der 25 Teilnehmer. Der nächstältere war 13, es traten aber auch mehrere recht spielstarke 20-Jährige an. Ron Gross, der ein wenig älter und erfahrener war als Bobby, erinnerte sich später: »Fischer war mager und zapplig, distanziert, aber freundlich. Er war kein schlechter Verlierer. Er wurde nach Niederlagen nur ganz still. Dann

nestelte er noch mehr an seiner Erkennungsmarke herum und stellte seine Figuren gleich wieder für das nächste Spiel auf.« Regina rief Bobby jeden Tag an, um sich zu vergewissern, dass alles in Ordnung war. Am Ende des Monats belief sich ihre Telefonrechnung auf 50 Dollar; das war mehr als die Miete.

In seinen zehn Turnierbegegnungen schaffte Bobby insgesamt ein ausgeglichenes Ergebnis: zwei Siege, zwei Niederlagen, sechs Remis. Hinterher ärgerte er sich: »Ich habe mich nicht gut verkauft.« Trotzdem bekam er als bester Spieler unter 13 einen hübschen Pokal. »Ich war der *einzige* Spieler unter 13!«, betonte Bobby sofort. Der Pokal war ziemlich groß und schwer, dennoch bestand Bobby darauf, ihn selbst nach Brooklyn zu bringen, anstatt ihn sich schicken zu lassen. »Er hat mir einen Riesenkick gegeben«, erinnerte er sich, auch wenn er den Pokal nicht für herausragendes Spiel bekommen hatte. Sein Reisegefährte, Charles Kalme, wiederholte seinen Triumph vom Vorjahr und wurde erneut Meister. Er kehrte nach dem Turnier jedoch nicht sofort an die Ostküste zurück. Deshalb fuhr Bobby allein, diesmal mit dem Bus. Manchmal sah er aus dem Fenster, doch meistens analysierte er Schachpartien auf seinem Reiseset.

Schon auf seinen ersten Ausflügen in die weite Welt des Schachs erregte Bobby die Aufmerksamkeit des reichen Exzentrikers E. Forry Laucks. Dieser spielte selbst Schach und genoss die Gesellschaft guter, am besten unkonventioneller und hochbegabter Schachspieler. Bereitwillig half er Regina mit kleinen Summen (25 bis 100 Dollar) für Anmeldegebühren und andere Ausgaben aus. Im Frühjahr plante Laucks eine 5500 Kilometer lange Tournee durch den Süden der Vereinigten Staaten und anschließend nach Kuba. Der Plan sah vor, mit einer kleinen Gruppe von Schachspielern von Stadt zu Stadt zu ziehen und gegen örtliche Clubs anzutreten. Er fragte Bobby, ob er mitfahren wolle.

Regina erlaubte ihm, die Schule für die Dauer der Tour zu unterbrechen. Unterwegs würde er viel mehr lernen als im Unterricht, fand sie. Allerdings stellte sie eine Bedingung: Bobby durfte nur unter ihrer Aufsicht mitfahren. Dass Laucks den Nationalsozialisten nahestand (jemand nannte ihn »einen alten Nazi«), schien sie nicht weiter zu stören – ebenso wie es Laucks nicht

zu kümmern schien, dass Regina und Bobby Juden waren. Die Community Woodward School gewährte Bobby drei Wochen Unterrichtsbefreiung, und der Junge war hocherfreut, herumreisen und Schach spielen zu dürfen, anstatt in der Schule zu schmoren.

Laucks trug oft eine kleine Anstecknadel mit goldenem Hakenkreuz am Revers. Erstaunlicherweise schien er damit nie Anstoß zu erregen. Er trug sie nicht immer, aber relativ häufig, und es war ihm offenbar auch nicht peinlich, damit in ein jüdisches Feinkostgeschäft zu gehen und dort seinen Lieblingssandwich, Pastrami auf Roggenbrot, zu kaufen. Auch mit jüdischen Schachspielern plauderte er ganz ungezwungen, während er am Revers das Nazisymbol trug. Der Schachspieler William Schneider erzählte einmal, auf der Rückfahrt von einem Turnier hätten er und Laucks in einem jüdischen Restaurant gegessen. Niemand habe sich über Laucks Hakenkreuz aufgeregt, niemand schien es überhaupt bemerkt zu haben. Er, Schneider, wäre vor Scham aber am liebsten im Boden versunken. Zusätzlich zu der Anstecknadel trug Laucks bei passendem Wetter einen schmalkrempigen Älplerhut mit Feder im Hutband und Ansteckern aus den Ländern, die er bereist hatte. Gelegentlich trug er demonstrativ Lederhosen und einige Jahre sogar ein Hitlerbärtchen. Wenn er in khakifarbenem Hemd, khakifarbener Hose, dunkler Krawatte und Hitlerbärtchen einen Turniersaal betrat, sah er aus wie der auferstandene Führer. Bei ihm zu Hause hingen an prominenter Stelle Naziflaggen, Modelle von Militärflugzeugen des Dritten Reichs, ein Porträt Adolf Hitlers in Öl und andere Nazi-Memorabilien.

Laucks gehörte mit seinen schrägen Wertvorstellungen und seinem erratischen Verhalten fraglos zu den skurrilsten Figuren der New Yorker Schachszene. Und er hatte zwar einen Nazi-Spleen, redete aber kaum über seine politischen Ansichten. Schachteams und -spieler konnten sich immer auf seine finanzielle Unterstützung verlassen, und er sponserte etliche Veranstaltungen, darunter auch größere Turniere. Darüber hinaus gründete er eine eigene Schachgruppe, den Log Cabin Chess Club, die sich, dem Namen getreu, in einer nachgemachten Blockhütte traf (genau genommen nur ein entsprechend dekorierter Kellerraum in Laucks' weitläufiger Villa in West Orange, New Jersey). Gelegentlich nahm er auch Spieler bei sich zu Hause auf, lauter Außenseiter und Halb-Obdachlose, aber meisterliche Schachspieler. Laucks' Frau und ihre beiden Kinder lebten in einem

anderen Bundesstaat. Laucks besuchte sie nur selten, er blieb lieber bei seinen Schach-Kumpanen in New Jersey.

Regina bestand aus zwei Gründen darauf, als Aufpasserin mitzufahren. Erstens wollte sie das politisch brisante Kuba sehen, und zweitens traute sie einem weiteren Teilnehmer der Tour gar nicht über den Weg: dem verschlagenen Norman T. Whitaker. Der ehemalige Anwalt hatte für eine ganze Reihe von Verbrechen, darunter Betrug, jahrelang in den berüchtigten Gefängnissen Alcatraz und Leavenworth gesessen. Zum Beispiel hatte er vorgegeben zu wissen, wo das entführte Baby Charles Lindberghs zu finden sei, und so 100 000 Dollar ergaunert. Außerdem hatte »der Fuchs« wegen Vergewaltigung eines zwölfjährigen Mädchens im Knast gesessen – kein Wunder, dass die Anwaltskammer ihm die Lizenz entzog. Im Alter von über 60 machte er einer 14-Jährigen einen Heiratsantrag. Regina fürchtete, seine pädophilen Neigungen könnten auch Buben einschließen. Auf keinen Fall würde sie Bobby unbeaufsichtigt mit diesem Kerl reisen lassen. Doch warum wurde Whitaker überhaupt in der Schachgemeinschaft geduldet? Weil der 66-Jährige noch immer ein toller Spieler war; in seiner besten Zeit hatte er zur Spitze Amerikas gehört. Außerdem beherrschte er, wie jeder gute Betrüger, die Kunst, Leute um den kleinen Finger zu wickeln. Schachspieler sind oft seltsame Bettgenossen, sagt der Volksmund. Wenn man sich Whitaker und Laucks so ansieht, kann man das nur bestätigen.

Zum Glück waren andere Reisegenossen auf der Tour sympathischer, wie zum Beispiel Glenn T. Hartleb. Der große, freundliche Mann aus Florida trug eine Brille mit Stahlfassung und ein unerschütterliches Lächeln. Er, selbst ein Spieler auf Meisterniveau, begrüßte jeden Schachkollegen – Großmeister und Stümper, Anfänger und Veteran, Kind und Greis – mit einer tiefen Verbeugung und einem ehrerbietigen »Meister!«. Auf die Frage, warum er so grüßte, antwortete er: »Im Leben sind wir alle Meister.«, und kehrte damit den Satz des brillanten Emanuel Lasker um: »Im Leben sind wir alle Nieten.«

Die zusammengewürfelte Reisegruppe zwängte sich in Laucks klapprigen Chrysler-Kombi von 1950, dazu kam das Gepäck – Lebensmittel, Schlafsäcke, Koffer. Bei der Abfahrt muss das Auto ausgesehen haben wie das der Familie Joad in *Früchte des Zorns*: Auf dem Dach türmte sich das Gepäck haarsträubend, die Stoßdämpfer ächzten, der Unterboden kratzte fast über die Straße. »Los geht's!«, rief der Millionär und stieg aufs Gas.

Mit 110 Stundenkilometern donnerten sie die Autobahn hinunter. Eine nervenzerrüttende Fahrt, denn Laucks war ein gefährlich unaufmerksamer Fahrer. Bobby saß vorne, zwischen dem Nazi und dem Kinderschänder.

Auf ihrer Tournee durch den Süden machte die Gruppe in größeren Städten halt, wo man sich zu vorher vereinbarten oder hastig organisierten Kleinturnieren traf. Als stärkstes Teammitglied spielte Whitaker an Brett eins, Bobby kam auf Rang zwei. Bobby genoss die schulfreie Zeit und die Wettkämpfe. In der Regel spielten sie mit einem großzügigen Zeitlimit von zwei Stunden für 60 Züge, gegen meist respektable, aber nicht wirklich gute Gegner. Während der Fahrt spielte Bobby Hunderte Partien mit seinen Mannschaftskameraden. Normalerweise gewann Bobby, außer wenn er gegen Whitaker antrat.

»Ich will Krokodile sehen«, meldete Bobby sich in den Everglades plötzlich zu Wort. Oft sagte er auch: »Lasst uns Pause machen, ich möchte Limo.« Sein kindliches Benehmen, vor allem seine ewige Fragerei: »Wann sind wir denn da?«, nervte einige Teammitglieder. Bald fingen sie an, Bobby hinter seinem Rücken »das Monster« zu nennen.

Die Reise war für die Fischers nicht völlig gratis. Obwohl der schwerreiche Laucks spielend alle Kosten hätte übernehmen können, bezahlte er nicht jedes Mal. Gelegentlich hielt er vor einem Nobelrestaurant und verkündete: »Ihr könnt bestellen, was ihr wollt, nur keinen Alkohol.« Bei anderen Gelegenheiten mussten Regina und Bobby ihren Anteil selbst bezahlen. Im Süden erlebte Bobby zum ersten Mal offenen Rassismus. So durften etwa Schwarze in vielen Lokalen nicht am Tresen sitzen; ein Trinkbrunnen mit der Aufschrift NUR FARBIGE verwirrte Bobby ungemein. Auch Regina war über den Rassismus entsetzt, doch außer ihnen schien sich niemand daran zu stören.

Einer der Teilnehmer machte den anderen gegenüber Anspielungen, er werde versuchen, Regina zu verführen. Er meinte, sie wirke willig. Doch als er eines Nachts sein Glück versuchte, weigerte Regina sich strikt, ihn in ihr Zimmer zu lassen.

Manchmal wurden die im Auto zusammengepferchten Reisenden der Schachgespräche leid. Dann erzählten sie sich wahre oder erfundene Abenteuer aus ihrem Leben. Whitaker machte täglich mindestens einen, in der Regel geschmacklosen, Witz wie: »Ich kenne eine Frau, die würde 1000 Dollar bezahlen, um mich nackt sehen zu können – sie ist blind.« Bobby

verstand die Pointen der anzüglichen Witze oft nicht und bat um Erklärungen. Dann bekam er meist zu hören: »Das erkläre ich dir später mal unter vier Augen.«

Während der sechsstündigen Überfahrt von Key West nach Havanna spielten Bobby und ein älterer Spieler, Robert Houghton, Blindschach, also ohne Brett und Figuren. Man musste sich die Stellung im Geist vorstellen und seine imaginären Züge verkünden. Doch nach acht, neun Zügen, als die Stellung komplexer wurde, kam Houghton durcheinander und musste aufgeben. Bobby hingegen sah die Partie so deutlich vor sich, als stünden die Figuren vor ihm. Nach ein paar weiteren Versuchen ohne Brett und Figuren gaben sie es auf und nahmen wieder das Reiseschach. Bobby gewann während der Seereise Dutzende schneller Partien und verlor keine einzige.

1956 war Havanna eine quirlige, durch und durch verkommene Stadt. Reiseveranstalter bewarben sie als »die Perle der Antillen«, andere nannten Havanna drastischer »die verruchteste Stadt der Welt«. Spielkasinos, Bordelle, offene Prostitution, Rum für 1,20 Dollar die Flasche – die Stadt hatte sich ihren üblen Ruf redlich verdient. In jenem Jahr besuchten über 250 000 Amerikaner Havanna, in der Regel für ein, zwei ausschweifende Wochenenden. Doch Laucks' Gruppe war in erster Linie nach Kuba gekommen, um Schach zu spielen. Einige der Männer mögen zwar nächtens ins berüchtigte Shanghai Theater oder in einen anderen verrufenen Club gegangen sein, doch tagsüber spielten sie fast immer Schach.

Beim großen Duell mit dem Capablanca Chess Club bekam Laucks' Truppe ihre Grenzen aufgezeigt: Bobby und Whitaker gewannen ihre Partien, doch alle anderen Teamkollegen verloren. Danach trat Bobby in einem Schaukampf simultan gegen zwölf Mitglieder des kubanischen Schachclubs an, »nur zum Spaß«, wie er schnell betonte. Er gewann zehn Partien, zwei endeten remis. Später fasste er seine Erfahrungen folgendermaßen zusammen: »Die Kubaner nehmen Schach sichtlich ernst … Diese Einstellung gefällt mir. Schach ist ein Kampf, und nur ein Sieg zählt. Sie denken genauso.«

Die *New York Times* brachte hinterher einen kurzen Bericht über die Schach-Tournee. Unter der Überschrift SCHACHTEAM BEENDET TOUR wurde Bilanz gezogen: Das Gesamtergebnis der Gruppe sei negativ gewesen, 23½ zu 26½. Whitaker und Bobby hätten aber deutlich besser

abgeschnitten, mit einer Bilanz von jeweils 5½ zu 1½. Bobbys zehn Siege beim Schaukampf waren dabei noch gar nicht mitgerechnet.

Nach drei Wochen Abenteuer kehrte Bobby nur widerwillig nach Brooklyn und in die Schule zurück. Dennoch genoss er die vertraute Umgebung seiner Schule, wo er alle Freiheiten hatte, und freute sich, an den Nachmittagen wieder mit seinen Freunden vom Schachclub Manhattan spielen zu können. Jahre später meinte er, er habe seine Zeit am Community Woodward genossen. Das habe vor allem daran gelegen, dass es dort so ungezwungen zuging. So durfte man »aufstehen und im Zimmer herumgehen, wenn man wollte« und sich anziehen, wie man wollte (»normale Polohemden, Latz- oder Cordhosen«). Bobby genoss auch seinen Status als Vorzeige-Schachspieler der Schule. Am Ende hatte sich nicht Bobby an die Schule angepasst, sondern umgekehrt. Seine Abschlussfeier im Juni 1956, nach der achten Klasse, schwänzte er – warum sollte er für diese ihm verhassten »Förmlichkeiten und Zeremonien« einen Schach-Nachmittag opfern? Er war 13 und plante, den Sommer über Schach zu spielen und Theorie zu pauken. Die Aussicht, im September auf die Highschool zu kommen, ließ ihn – anders als die meisten seiner Mitschüler – völlig kalt.

Jack Collins war ein hervorragender Schachlehrer, das Wohnzimmer seiner Brooklyner Wohnung stand allen Schachfans jederzeit offen. Regelmäßig trafen sich dort Schachbegeisterte, um im Hawthorne Chess Club, wie sie ihn nannten, zu spielen. Wer mit Collins spielen – oder von ihm lernen – wollte, kam einfach vorbei. Collins gab auch Einzelstunden, manchen gratis, anderen gegen Bezahlung. Der Autodidakt Collins hatte ein riesiges Herz und einen gelegentlich überbordenden Sinn für Humor. Einige der besten Spieler Amerikas gingen bei ihm in die Lehre, etwa die Byrne-Brüder und William Lombardy. In Collins' Wohnung drängten sich Hunderte Schachbücher, -gemälde und -skulpturen. Selbst Möbel und Decken hatten Schachmuster; man kam sich vor wie in einem Schachmuseum. Jack und Bobby waren sich bei der amerikanischen Amateur-Meisterschaft 1956 begegnet und hatten ein paar Worte gewechselt. Collins hatte den Jungen zu seinen Schachtreffen eingeladen,

und zwei Wochen später schaute Bobby vorbei. Collins beschrieb diesen ersten Besuch:

An einem Nachmittag im Juni 1956 klingelte Bobby Fischer zum ersten Mal an meiner Wohnungstür. Ich öffnete sie, und vor mir stand ein schlanker, blonder 13-Jähriger, ein typischer amerikanischer Junge. Er trug ein Wollhemd mit Karomuster, Cordhosen und schwarz-weiße Turnschuhe. Er sagte schlicht: »Ich bin Bobby Fischer.«

Ich hatte ihn zuvor schon einmal getroffen und antwortete: »Hi, Bobby, komm rein.« Wir gingen ins Wohnzimmer und setzten uns an ein Schachbrett. Ich wusste, dass er ziemlich schüchtern war, und ich fühle mich bei ersten Begegnungen auch nicht immer wohl. Also schien es das Beste, uns sofort in das zu stürzen, was wir beide am liebsten mochten: Schach. Auf dem Brett war die aktuelle Stellung einer Fernschachpartie aufgebaut, die ich gerade spielte. Die Stellung war vertrackt, und ich hatte schon eine halbe Stunde an ihr herumgeknobelt. Ich deutete mit dem Kinn auf das Brett und fragte: »Bobby, was hältst du von der Stellung?«

Bobby ging mit Feuereifer an die Sache. Schon Sekunden später sprudelte er mögliche Züge hervor, probierte Zugfolgen, suchte nach Gewinnstellungen und ging Variationen durch. Er konnte kaum so schnell ziehen, wie er dachte. Und tatsächlich entdeckte er einige Möglichkeiten, die ich noch nicht gesehen hatte. Ich war schwer beeindruckt. Natürlich hatte ich von seinem bemerkenswerten Talent gehört. Doch an jenem Nachmittag erkannte ich Bobbys Genialität. Ich wusste, er konnte zu einem der größten Spieler aller Zeiten werden.

Ebenso wie Bobby im Sommer zuvor in den Schachclub Manhattan geplatzt war – und dort Dauergast geworden war –, gehörte er in Collins' Salon bald zum lebenden Inventar. Collins' Wohnung lag nur wenige Straßen von der Erasmus High School entfernt, sodass Bobby sogar in Freistunden und der Mittagspause herüberlaufen konnte, um ein paar Partien mit Collins zu spielen und nebenher sein von daheim mitgebrachtes

Sandwich zu verschlingen. Nach Schulschluss, um drei Uhr nachmittags, kam er wieder und verbrachte den Rest des Tages am Brett. Oft aß er bei Jack und seiner Schwester Ethel zu Abend; meist spielten oder analysierten Bobby und Jack nebenher noch eine Partie. Am Abend blieb Bobby so lange am Brett, bis Regina oder Joan kamen und ihn heimschleppten. Bobby und Jack spielten Tausende Partien – meist Blitzschach – miteinander, analysierten Hunderte Stellungen und lösten gemeinsam Dutzende Schachprobleme. Bobby lieh sich auch regelmäßig Bücher aus Collins' Bibliothek aus. Der klein gewachsene Mann im Rollstuhl und der aufschießende Junge gingen ins Kino, aßen in Restaurants, besuchten Schachveranstaltungen und begingen gemeinsam Geburts- und Feiertage. Die Wohnung der Collins' wurde Bobby in jeder Hinsicht ein Zuhause, für Jack und Ethel gehörte er zur Familie.

War Jack Collins nun Bobbys wichtigster Lehrmeister, überschattete er Carmine Nigro? Bobby tönte später einmal, er habe von Collins nichts gelernt. Aber da sprach vermutlich nur kalter, undankbarer Stolz aus ihm. Auf jeden Fall löste Collins Carmine Nigro als Bobbys Mentor ab. Nigro zog 1956 nach Florida, in dem Jahr, als Bobby und Collins sich trafen. Bobby sah Nigro nie wieder.

Collins gehörte zur nationalen Schachelite und rangierte etliche Jahre in den Top 50, da konnte Nigro nicht annähernd mithalten. Bobby erklärte, er habe Nigro eher als Freund empfunden, auch wenn er ein hervorragender Lehrer gewesen sei. Nigro war von Berufs wegen Lehrer und unterrichtete auf althergebrachte Art, sehr förmlich. Im Gegensatz dazu verfolgte Collins eher den sokratischen Ansatz. Oft baute er für Schüler eine Stellung auf und sagte: »Schauen wir uns die mal an.« Genau wie Bobby an seinem ersten Tag, sollte der Schüler sich daraufhin einen Plan oder eine Reihe von Alternativen ausdenken. So brachte Collins seine Schützlinge zum Nachdenken. Mit Bobby wiederholte er das Hunderte Male. Nigro und Collins hatten beide ein väterliches Verhältnis zu Bobby. Allerdings blieb Bobby 15 Jahre lang in engem Kontakt zu Collins, während Nigro den Jungen zwar in einer prägenden Lebensphase, jedoch nur fünf Jahre lang begleitet hatte.

Wenn Bobby von einem Turnier zurückkam, eilte er oft gleich zu Collins, um seine Partien noch einmal durchzugehen. Collins, ein scharfsinniger Analytiker, kommentierte die Züge, die Bobby gemacht und nicht gemacht

hatte. Dabei lernte Bobby natürlich dazu, wenn auch nicht auf traditionelle Art. Es hätte überhaupt nicht Collins' Art entsprochen, direkte Empfehlungen zu geben wie: »Denk immer an diese Variante der Königsindischen Verteidigung, die ist viel besser als die von dir gewählte.« Collins vertraute eher auf eine Art Osmose. Der Internationale Meister James T. Sherwin, ein New Yorker, der sowohl Fischer als auch Collins gut kannte, kommentierte Bobbys abschätzige Bemerkung über Collins so: »Nun, ich finde das ein bisschen anmaßend. Er muss das in einem Augenblick der Arroganz gesagt haben. Bobby *muss* von Collins gelernt haben. Beispielsweise spielte Jack immer die Sizilianische Verteidigung, und dann fing Bobby auch damit an. Bobby wollte mit seiner Bemerkung wohl ausdrücken: ›Ich bin der Größte. Niemand hat mir je was beigebracht, mein Talent habe ich von Gott.‹ Ich finde das unreif. Ich denke, Jack half Bobby im mentalen Bereich; er lehrte ihn Entschlossenheit, Durchhaltevermögen, Siegeswillen.«

Wie Nigro störte sich auch Collins an Bobbys Marotte, das Spiel zu verzögern und selbst über offensichtliche Züge ewig nachzugrübeln. Um dem Jungen diese gefährliche Unart auszutreiben, bestellte Collins in Deutschland eine spezielle Schachuhr mit Zehn-Sekunden-Timer. Er zwang Bobby, mit dieser Uhr zu spielen. So gewöhnte sich Bobby daran, schneller zu denken und zu ziehen.

Collins sagte selbst, er habe Bobby nie im eigentlichen Sinn etwas beigebracht. Vielmehr »entspringen Genies wie Beethoven, Leonardo da Vinci, Shakespeare und Fischer aus Zeus' Haupt. Sie scheinen vorprogrammiert, sie wissen, bevor man sie lehrt.« In Collins' Augen war Bobby Fischers Talent also *tatsächlich* gottgegeben, angeboren. Collins fand, er habe Bobby lediglich auf seinem Weg begleitet, ihn ermutigt und behutsam gefördert. Doch egal, ob man Collins nun als Bobbys Lehrer sehen will oder nicht, auf jeden Fall war er ihm ein loyaler Freund.

Fischer, der viel später für judenfeindliche Sprüche berüchtigt werden sollte, betonte stets, seine Mutter sei zwar Jüdin gewesen, er habe aber nie religiöse Anleitung bekommen. Es ist unklar, ob Bobby um seinen 13. Geburtstag am 9. März 1956 an einer jüdischen Bar-Mizwa-Zeremonie

teilgenommen und in der Synagoge aus der Thora vorgelesen hat. Sein Schachfreund Karl Burger erinnerte sich, Bobby Fischer habe als Zwölfjähriger erzählt, »auf die Bar Mizwa zu lernen«. Ein weiteres Indiz dafür, dass Bobby sich der Zeremonie unterzogen hatte, lieferte er spät im Leben selbst. Er schenkte seinem ungarischen Freund, dem Großmeister Pal Benko, eine alte Schachgarnitur samt Schachuhr. Bobby verriet Benko, er habe sie als »Bar-Mizwa«-Geschenk bekommen.

Möglicherweise hatte Bobby die Geschenke schlicht zum 13. Geburtstag bekommen, und es fand wirklich keine rituelle Aufnahme des Jungen in die Welt der Erwachsenen statt. (Möglicherweise spielten wieder mal die knappen Familienfinanzen eine Rolle; normalerweise besuchen Jungen ein Jahr lang kostenpflichtigen Unterricht, um sich auf das Ritual vorzubereiten.)

Im Alter von 13 Jahren fand Bobby vielleicht, er sei jetzt erwachsen, sein Schicksal liege allein in seinen eigenen Händen, und er müsse die Verantwortung für sein Leben übernehmen. Tatsächlich legte er plötzlich eine ungewohnte Reife an den Tag, und auch sein Spiel wurde erwachsener, resoluter.

1956, im Alter von 13 Jahren, machte Bobbys Spielstärke einen erstaunlichen Sprung. Sein intensives Studium des Spiels, sein unablässiges Üben begannen, bemerkenswerte Früchte zu tragen. Im jährlichen Amateur-Turnier am Memorial Day im Mai belegte er noch den 21. Platz. Nur fünf Wochen später, am Wochenende um den 4. Juli, gewann er in Philadelphia die amerikanische Juniorenmeisterschaft. Erst drei Monate zuvor hatte er seinen 13. Geburtstag gefeiert.

Viele Faktoren mögen zu dieser Leistungsexplosion beigetragen haben: die Begegnung mit Jack Collins und die zahllosen Partien, die er mit Collins und dessen Freunden (fast alle Meister) den Sommer über gespielt hatte; zuvor das Jahr starker Konkurrenz im Schachclub Manhattan; das Wissen, das Bobby sich über fast fünf Jahre aus Schachbüchern und -zeitschriften zusammengelesen hatte; ein tiefes Verständnis für das Spiel, das sich durch eine Kombination aus eifrigem Lernen, Erfahrung und Talent in seinem Hirn entwickelt hatte.

Doch es kamen auch persönliche Elemente dazu. Die Niederlagen, die Bobby in Turnieren erlitten hatte, weckten in ihm einen trotzigen Siegeswillen. (»Allein der Gedanke an eine Niederlage ist mir

unerträglich.«) Und irgendwann sah er ein, dass man Risiken eingehen musste, um gewinnen zu können. Für den Dichter Robert Frost bedeutete Bildung: »So lange dabeizubleiben, bis man's kapiert hat.« Vielleicht hatte der 13-jährige Bobby genau diesen Punkt erreicht.

Nur zwei Wochen nach Bobbys Triumph in Philadelphia fand in Oklahoma City die American Open statt. Dieses Turnier zog ungleich mehr Teilnehmer an, darunter einige der besten Spieler Kanadas und der USA.

Bobby machte sich zwar keine Hoffnung auf einen Spitzenplatz, brannte aber darauf, sich in einem starken Teilnehmerfeld zu beweisen. Ihm war bewusst, dass Wettkämpfe gegen bessere Spieler ihm dabei halfen, sein Spiel zu verbessern. Doch Regina stellte sich quer. Sie fürchtete, drei Turniere innerhalb von zwei Monaten seien zu viel für den Jungen. Außerdem konnte sie sich unmöglich freinehmen, um ihren Sohn ins ferne Oklahoma zu begleiten. Und allein wollte sie ihn keinesfalls fahren lassen.

Doch Bobby blieb stur. Schließlich sei er allein nach Nebraska gefahren, argumentierte er, warum solle er da nicht nach Oklahoma dürfen? Widerwillig gab Regina nach. Doch woher sollte das Geld für die Spesen kommen? Regina überredete Maurice Kasper vom Schachclub Manhattan, Bobby einen Reisekostenzuschuss von 125 Dollar zu geben. Danach rief sie bei der Turnierleitung an und bat, Bobby in einer Gastfamilie unterzubringen, damit er sich die Kosten fürs Hotel sparte. Die Frau eines Spielers erklärte sich bereit, den Jungen aufzunehmen und zu verköstigen. Um noch etwas Geld für die Reise zusammenzukratzen, veranstaltete Bobby einen Simultanschach-Schaukampf in der Eingangshalle des YMCA Jersey City. Er trat gegen 21 Gegner gleichzeitig an, von denen fast jeder einen Dollar Teilnahmegebühr bezahlt hatte (zwei durften gratis mitspielen). Das Ergebnis: 19 Siege, ein Remis, eine Niederlage und 19 Dollar Reingewinn. Regina steuerte auch noch ein wenig Geld bei, dann ging's nach Oklahoma.

Die American Open war das mit Abstand am stärksten besetzte Turnier, an dem Bobby je teilgenommen hatte. Es fand im Oklahoma Biltmore Hotel statt, einem palastartigen Bau, der in der tiefsten amerikanischen Provinz total deplatziert wirkte. Nur die Indianer- und Büffelbilder an den Wänden

erinnerten die Teilnehmer daran, dass sie sich im ehemaligen Wilden Westen befanden.

Bobby war noch immer klein für sein Alter, er sah aus wie neun oder zehn. Entsprechend großes Aufsehen erregte er bei dem Turnier. Das örtliche Fernsehen interviewte ihn zweimal, Zeitungen und Zeitschriften schrieben über ihn, um seinen Spieltisch scharten sich die Zuschauer. Ständig wetterleuchteten die Blitze der Fotografen.

102 Spieler nahmen an dem Turnier teil, das über zwölf Runden gehen und zwei Wochen dauern würde. Bobbys Gegner gehörten nicht direkt zu den stärksten, aber auch nicht zu den schwächsten Teilnehmern. Er trotzte mehreren Meistern ein Remis ab, schlug einige Experten (der Rang unterhalb des Meisters), blieb immer hoch konzentriert und verlor kein einziges Spiel – Rekord für einen 13-Jährigen bei den US Open! Am Ende teilte er sich mit vier anderen den vierten Platz und lag nur einen Punkt hinter dem Sieger, Arthur Bisguier (einem Vereinskameraden beim Schachclub Manhattan). Nach dem Turnier errechnete der amerikanische Schachbund für Bobby eine fabelhafte Wertungszahl von 2375. Das trug Bobby den Titel eines Meisters ein und katapultierte ihn auf Rang 25 der nationalen Bestenliste. Nie war jemand in den Vereinigten Staaten oder sonstwo derart schnell in die Spitze aufgestiegen.

Es war Ende August, und Bobby war nach seinem Erfolg in Oklahoma nach Montreal gereist. Erneut hatte Regina eine private Übernachtungsmöglichkeit für ihn organisiert, diesmal bei der Familie von William Hornung, einem Unterstützer des Turniers. Das Feld des Canadian Open Schachturniers umfasste 28 Teilnehmer und war vielleicht noch stärker als das der American Open ein paar Wochen zuvor.

Die gesamte kanadische Schachelite gab sich ein Stelldichein, außerdem hatten ein paar junge und enorm starke Amerikaner die Grenze überquert, um im Norden zu spielen. Wie gewohnt war Bobby der jüngste des New Yorker Kontingents, zu dem außerdem Larry Evans, William Lombardy und James T. Sherwin gehörten. (Zwischen den Turnierrunden spielte Sherwin zehn Blitzpartien hintereinander gegen Bobby – und verlor jede einzelne.

»Da verstand ich, dass er mir haushoch überlegen war«, erinnerte sich Sherwin.)

Bobbys Viertrundenpartie dauerte spektakuläre 108 Züge, ein echter Schach-Ultramarathon. Sein Gegner war Hans Matthai, ein kanadischer Einwanderer mit deutschen Wurzeln. Die Partie, die die längste in Bobbys gesamter Karriere bleiben sollte, endete nach sieben Stunden in einem interessanten Remis.

Hinterher grübelte Bobby, ob er die Partie in letzter Sekunde nicht vielleicht doch noch hätte gewinnen können. Etwas nagte in seinem Hinterkopf.

In der folgenden Nacht schlief Bobby tief, aber ruhelos. Immer wieder erschien ihm die Stellung im Traum, gefühlte hundert Mal. Unmittelbar vor dem Erwachen sah er plötzlich die Lösung vor sich, wie eine Erscheinung. Er *hätte* doch gewinnen können!

Bobby schoss hoch. »Ich hab's!«, jubelte er – nicht wissend, dass sich noch jemand im Zimmer befand: Mrs. Hornung war gerade auf Zehenspitzen hereingeschlichen, um Bobby zum Frühstück zu holen. Sie war Zeugin seiner Erleuchtung. Barfuß und im Schlafanzug rannte Bobby ins Wohnzimmer, wo immer ein Schachspiel bereitstand. Er baute die Stellung des Vortags auf, tüftelte kurz und schimpfte dann: »Ich *wusste*, ich hätte gewinnen müssen!«

Freud vertrat die Ansicht, dass wir in Träumen Vorfälle, Gedanken, Bilder und Gefühle des vergangenen Tages verarbeiten. Tatsächlich träumen manche Spieler während Turnieren nachts von ihren Partien, und gelegentlich lösen sie träumend Fragen, die sie beschäftigten. Der Schachweltmeister Boris Spasski gestand, er träume mitunter von Schach. Der sowjetische Schachgroßmeister David Bronstein erzählte sogar, er spiele im Schlaf ganze Partien – an die er sich am nächsten Morgen noch erinnerte. Michail Botwinnik berichtete, in seinem Weltmeisterschaftskampf gegen Wassili Smyslow sei er eines Nachts erwacht, zum Brett gegangen und habe den Zug gemacht, der die Hängepartie für ihn entschied.

Bobby hingegen träumte nur selten von Schach. Doch wenn er es tat, kam immer etwas Produktives dabei heraus, mal eine Idee für eine zukünftige Partie, mal die Erkenntnis, was er in einer vergangenen Partie hätte besser machen können. In einem Interview erzählte Bobby einmal, am häufigsten

träume er Detektivgeschichten, oft ziemlich verworrene: Schach in symbolischer Form, mit lebenden Figuren, Winkelzügen des Täters, Strategien des Ermittlers, mit Mord statt Schachmatt.

Bobbys letztes Duell des Turniers, gegen den kanadischen Meister Frank Anderson, entwickelte sich zu einer echten Zitterpartie. Bobby war so angespannt, dass er erst an den Nägeln seiner linken Hand knabberte und sich später wiederholt ins Hemd biss. Mit den Zähnen riss er ganze Stücke aus dem Stoff. Am Ende hatte er ein durchlöchertes Hemd – und ein Remis erkämpft.

Bobby beendete das Turnier mit 7 zu 3 Punkten, was für den zweiten Platz reichte. Er gewann 59 Dollar, die er einsteckte, ohne seiner Mutter davon zu erzählen.

Champion wurde mit einem Punkt Vorsprung Larry Evans aus New York. Bobby wusste, dass er mit dem Auto gekommen war, und bat Evans, ihn nach New York mitzunehmen. Während der Fahrt hatte Bobby kein Auge für die wunderschöne Landschaft oder für Evans' ebenso wunderschöne Frau, die auf die Rückbank ausgewichen war, damit der Junge vorn sitzen konnte. Statt hinauszusehen, löcherte Bobby den Champion auf der gesamten achtstündigen Fahrt mit Fragen: »Warum haben Sie Pirc gespielt, und das gegen Anderson?«, »Hätte Sherwin Chancen gehabt, gegen Sie remis zu spielen oder gar zu gewinnen? Wie?«, »Hatte es Mednis nicht in der Hand, gegen Sie zu gewinnen? Warum akzeptierte er das Remis? Bedenkzeit hätte er noch genug gehabt.« Evans erzählte später: »Ich hatte ja keine Ahnung, dass ich mit dem zukünftigen Schachweltmeister redete. [In meinen Augen war Bobby] ein sehr junger Meister mit großer Leidenschaft. Auf dieser Fahrt begann eine lange und gelegentlich turbulente Freundschaft.«

Eine Woche nach seiner Rückkehr aus Kanada ging Bobby auf ein Abendspiel seiner geliebten Brooklyn Dodgers gegen die Milwaukee Braves. Er wurde nicht enttäuscht: Die Dodgers gewannen, und Jackie Robinson zog eine tolle Show ab. Robinson, der im Stehlen von Bases groß war, tanzte um die zweite Base herum, bis der Werfer ganz kirre wurde. Als der Werfer versuchte, ihn rauszuwerfen, segelte der Ball über den Mann an der zweiten Base, Robinson flitzte los und machte einen Homerun.

Am Ende dieses Sommers, in dem er nach New Jersey, Philadelphia, Oklahoma und schließlich Montreal getingelt war, fühlte Bobby sich viel

erwachsener als zuvor. Auch die Lobeshymnen und sein wachsendes Ansehen in der Schachwelt hatten zu seinem neuen Selbstbewusstsein beigetragen. Klar, er war erst 13. Doch wenn er Erwachsene im Schach schlagen konnte, sollte man ihn dann nicht auch wie einen Erwachsenen behandeln? Er bat seine Mutter, ihn abends nicht mehr vom Schachclub abzuholen, das sei ihm peinlich. »Einverstanden«, sagte sie. »Du darfst allein heimfahren, aber unter zwei Bedingungen. Erstens kommst du nicht später als zehn Uhr, wenn am nächsten Tag Schule ist, und sonst nicht später als Mitternacht. *Und* du musst zur Selbstverteidigung Jiu-Jitsu lernen.« Widerwillig stimmte Bobby dem Geschäft zu. Zum Jiu-Jitsu-Unterricht musste er dann aber doch nie: Unterrichtsstunden kosteten mindestens acht Dollar – Geld, das Regina schlicht nicht hatte. Doch Geschäft ist Geschäft, und so fuhr Bobby in Zukunft allein nach Hause. Das Schlimmste, was ihm je passierte, war, dass jemand auf seine frisch gewienerten Schuhe stieg – *absichtlich*, wie Bobby meinte.

»Me llamo *Bobby Fischer.«*

Wenige Wochen nach Bobbys Abenteuer in Montreal begann die Highschool. In den ersten Unterrichtswochen schaute Bobby kein einziges Mal in sein Spanischbuch, *El Camino Real*. Zwei Stunden hatte er komplett geschwänzt, und jetzt kam der erste Test. In Kuba hatte Bobby zwar ein wenig auf Spanisch geradebrecht, aber für die Anforderungen der Schule reichte das nicht. Sechs von zehn Fragen beantwortete Bobby falsch, den Rest gar nicht.

In einem Sprachtest durchzufallen, gehörte im Haus der Familie Fischer zu den unverzeihlichen Verfehlungen. Regina hatte Unterricht in Latein, Hebräisch, Russisch, Deutsch, Französisch und Spanisch gehabt und sprach die meisten dieser Sprachen fließend (ihr Jiddisch reichte nur für einfache Alltagssituationen). Joan belegte in der Highschool Spanisch und Deutsch und sprach beides ganz ordentlich. »Fleiß!«, brüllte Regina Bobby an, und meinte: Wenn du nur einen winzigen Teil der Energie, die du ins Schach steckst, für die Schule verwenden würdest, wärst du überragend. Immer wieder predigte sie ihm, wie wichtig Fremdsprachen seien, gerade wenn er vorhatte, im Ausland Schach zu spielen. Bobby verstand. Um ihn auf Trab

zu bringen, begann Regina, Spanisch mit ihm zu reden. Sie nötigte ihn, ins Lehrbuch zu schauen, übte mit ihm, und bald verbesserten sich auch Bobbys Noten. Am Ende beherrschte er die Sprache fließend.

Die Erasmus Hall High School, die Bobby ab Herbst 1956 besuchte, gehörte zu den größten von ganz New York und zu den ältesten des Landes. Mit über 5000 Schülern glich sie einer Lernfabrik. Bobby fühlte sich ganz wohl dort. Ihm gefiel vor allem die Anonymität: »Da sich praktisch niemand an der Schule für Schach interessierte, wusste keiner, wer ich war. Das passte mir prima.« Das *glaubte* Bobby zumindest. In Wirklichkeit wussten Mitschüler und Lehrer sehr wohl, wer er war. Das war ja auch kaum zu übersehen: Die New Yorker Zeitungen brachten regelmäßig bebilderte Artikel über das Wunderkind, Bobby spielte mehrere Simultanschach-Schaukämpfe vor Publikum, sein Bild prangte auf dem Titelblatt der *Chess Review*, er trat sogar mit Arlene Francis in der Fernsehsendung *Home* auf. Über seine scheinbar desinteressierten Klassenkameraden sagte Bobby: »Ich ließ sie in Ruhe, und sie ließen mich in Ruhe.« Er bemerkte offenbar gar nicht, dass eine Mitschülerin ihn heimlich anhimmelte: Barbra Streisand. Die Schauspielerin und Sängerin erinnerte sich später: »Bobby war immer allein und ganz anders. Aber ich fand ihn sexy.« Bobbys Erinnerung an Streisand? »Da war dieses unscheinbare Mädchen …« Zumindest einige seiner Lehrer beschwerten sich über Bobbys Unnahbarkeit und sein Desinteresse am Unterricht.

Oktober 1956

Laub aufwirbelnd lief Bobby eine baumbestandene Straße hinunter, sprang die mit rotem Teppich ausgelegten Stufen zum Marshall Schachclub hoch und betrat die Große Halle. Es war nicht sein erster Besuch. In letzter Zeit war er relativ häufig im Marshall, dem zweiten großen Schachclub New Yorks, Gast gewesen. Er genoss das berauschende Gefühl, dem engsten Schachzirkel anzugehören, und träumte davon, sich selbst in den Annalen des Schachs zu verewigen.

Der Club lag in der Tenth Street, zwischen der Fifth und Sixth Avenue, an einer der nobelsten Adressen Manhattans. Er residierte in einem ehrwürdigen Sandsteinbau von 1832, den eine Gruppe reicher Spender

1931 gekauft hatte, damit der von ihnen verehrte Frank J. Marshall eine Bleibe habe. Marshall war damals amtierender US-Meister; insgesamt hielt er den Titel volle 27 Jahre lang. In diesem Haus lebte Marshall samt Familie, spielte Schach, dachte nach, gab Schachunterricht und veranstaltete Turniere. Gut möglich, dass Bobby sich in viktorianische Zeiten zurückversetzt fühlte, wenn er die Straße mit ihren herrschaftlichen Sandsteinhäusern entlangging, vor deren Fenstern Blumenkästen hingen. Im gleichen Straßenzug gab es sogar einen privaten Reiterhof.

Viele der renommiertesten Schachmeister hatten den Club besucht; durch seine Räume wehte noch der Nachhall legendärer Partien, epischer Schlachten, hart erkämpfter Siege und erschütternder Niederlagen. In den gesamten Vereinigten Staaten reichte nur ein einziger anderer Club an den Marshall heran: der Schachclub Manhattan, 49 Straßen weiter nördlich. Bei Mannschaftswettkämpfen gewann normalerweise der Manhattan, aber nicht immer.

Mit seinen Holzvertäfelungen, schweren, tiefroten Samtvorhängen, offenen Kaminen und Eichentischen samt Messinglampen erinnerte der Marshall an einen britischen Offiziersclub. Hier trug der brillante Kubaner José Raúl Capablanca seinen letzten Schaukampf aus, hier spielte der Weltmeister Alexander Aljechin auf einem Besuch Blitzschach, hier hielten und halten die begabtesten Großmeister der Welt Vorträge über Schachtheorie. Der Künstler Marcel Duchamp wohnte direkt gegenüber, war ein aktives Mitglied des Clubs und wurde ein großer Fan Bobbys. Der Nobelpreisträger Sinclair Lewis nahm hier Unterricht. Der Marshall entsprach der Idealvorstellung eines Schachclubs so sehr, dass man ihn als Filmkulisse hätte verwenden können.

Gewiss, in dem Club herrschte eine strenge Etikette, auch in Sachen Kleidung. Bobbys übliche Klamotten – T-Shirt, zerknitterte Hose, Turnschuhe – irritierten Caroline Marshall, Franks Witwe, zutiefst. Sie leitete den Club viele Jahre und wies Bobby wiederholt darauf hin, dass er die Kleiderordnung missachtete. Einmal drohte sie sogar, ihn auszuschließen, wenn er sich nicht ordentlicher anzog. Bobby ignorierte sie.

Eines Abends im Oktober ging er in den Marshall, um die siebte Runde im Rosenwaldturnier zu spielen. Das Einladungsturnier war nach Lessing J. Rosenwald benannt, dem Ex-Vorstand von Sears Roebuck. Rosenwald war ein bedeutender Kunstsammler und eifriger Schachmäzen. Die Einladung

hatte Bobby aufgrund seines Sieges bei der amerikanischen Juniorenmeisterschaft im vergangenen Sommer erhalten. Das Rosenwald war das erste wichtige Einladungsturnier in Bobbys Karriere, seine elf Gegner waren sämtlich ausgewachsene Schach-Meister, einige von ihnen zählten zu den besten und stärksten Spielern der USA. Der ganze Club fieberte dem Ereignis entgegen. An jenem Abend trat Bobby gegen Professor Donald Byrne an. Der dunkelhaarige, 25-jährige Byrne, ein Internationaler Meister und ehemaliger Champion der US Open, galt als äußerst angriffslustiger Spieler. Er sprach ebenso gewählt, wie er sich kleidete, und rauchte ohne Unterlass. Seine Pose am Brett ließ ihn aristokratisch wirken: Ellbogen auf dem Tisch, die Hand mit der Zigarette zwischen zwei Fingern nach oben gestreckt.

Regina hatte Bobby zum Club begleitet, doch kaum hatte er losgelegt, verschwand sie in der nahe gelegenen Buchhandlung Strand, deren Regale Millionen Secondhandbücher enthielten. Sie wusste, Bobby würde Stunden brauchen.

Bis dahin hatte Bobby in diesem Turnier noch keine Partie gewinnen können, allerdings drei Remis gespielt. Mit jeder Runde schien er stärker zu werden, fast schien es, als könne man ihm beim Heranreifen zusehen. Bei Schachturnieren werden den Teilnehmern für jede Runde nicht nur Gegner zugewiesen, sondern auch die Farbe. Nach Möglichkeit gibt der Turnierleiter jedem Spieler abwechselnd Weiß und Schwarz. Da Weiß als Erstes zieht, hat der Spieler mit dieser Farbe einen Startvorteil; er legt vor, der andere muss reagieren. Gegen Byrne hatte Bobby Schwarz.

Bobby hatte etliche frühere Partien Byrnes in Schachbüchern und -zeitschriften abgedruckt gesehen. Er kannte also dessen Stil und Vorlieben. Bobby plante, ihn mit der selten gespielten Grünfeld-Verteidigung aus dem Konzept zu bringen. Die war Byrne nicht gewohnt – Bobby allerdings auch nicht.

Bobby kannte diese Eröffnung zwar in ihren Grundzügen, beherrschte aber nicht alle ihre Feinheiten. Er plante, Weiß die Mitte des Feldes zu überlassen und die Figuren seines Gegners dann von allen Seiten anzugreifen. Das entsprach gar nicht der gängigen Spielweise und würde im Verlauf der Partie zu einer ungewöhnlichen Stellung führen. Von da an würde Bobby sich auf seine Kreativität verlassen müssen. Er beschloss, das Risiko einzugehen.

Da Bobby mit Grünfeld nicht sehr vertraut war, musste er schon bald vor jedem seiner Züge länger nachdenken. Schon früh geriet er in Zeitnot. Er wurde immer nervöser, knabberte an den Fingernägeln, spielte mit seinen Haaren, saß mal im Schneidersitz, mal kniete er auf dem Stuhl, legte einen Ellbogen auf den Tisch und stützte sein Kinn mal in die eine Hand, mal in die andere. Byrne hatte gerade Samuel Reshevsky besiegt, den stärksten amerikanischen Großmeister im Turnier, befand sich also in Topform. Bobby schob zwar keine Panik, war aber entschieden nervös.

Immer mehr Kiebitze scharten sich um das Brett, und jedes Mal, wenn Bobby aufstand, um zu der winzigen Toilette am Ende des Raums zu gehen, musste er sich einen Weg durch die Menschentraube bahnen. Das störte ihn in seiner Konzentration. Normalerweise beschäftigte ihn eine gerade laufende Partie im Kopf weiter, auch wenn er vom Brett aufstand. »Die Zuschauer wurden sogar ermuntert, sich direkt neben die Spieler zu setzen. Wenn ich sie bat, doch still zu sein oder zu gehen, waren sie tief beleidigt«, erinnerte sich Bobby. Ihm fiel auch auf, wie stickig es in dem Raum geworden war. Draußen herrschte Altweibersommer, drinnen drängten sich scharenweise Leute. Die Clubführung nahm Bobbys Beschwerde über die Hitze zwar zur Kenntnis, aber es war zu spät, um an jenem Abend noch etwas zu ändern. Im folgenden Sommer installierte der Marshall erstmals eine Klimaanlage.

Den widrigen Umständen zum Trotz kämpfte Bobby tapfer weiter. Nach nur elf Zügen hatte er sich wie durch Magie einen Stellungsvorteil aufgebaut. Dann zog er plötzlich einen Springer auf ein Feld, wo der Gegner ihn schlagen konnte. »Was sollte *das* denn?«, rutschte es einem Zuschauer heraus. »War das ein Patzer oder ein Opfer?« Die Zuschauer musterten die Stellung, und allmählich dämmerte ihnen Bobbys Plan. Der Springer war »vergiftet« – hätte Byrne ihn geschlagen, hätte er die Partie unweigerlich verloren. Der gesamte Raum war von Fischers mutigem Zug wie elektrisiert. Der Schiedsrichter beschrieb die Szene hinterher so: »Nach seinem Zug ging ein Raunen durch den Saal, die Zuschauer strömten zu Fischers Brett wie Fische zu einem Loch im Eis.«

Es entstand genau der Trubel, den Bobby so gern vermieden hätte. »Mir war bewusst, dass wir einer ganz großen Partie beiwohnten«, erinnerte sich Allen Kaufman, ein Meister, der die Begegnung mitverfolgte. »Die Partie war sensationell, alle waren wie gebannt. Ein außergewöhnlicher Moment:

Dieser Spielverlauf und dazu noch Bobbys Jugend, das war eine unschlagbare Kombination.«

Die Partie lief weiter, und bald blieben Bobby nur noch 20 Minuten Bedenkzeit für die nächsten 24 Züge. Bis dahin hatte er gerade mal 16 gemacht. Und dann kam ihm ein geradezu revolutionärer Einfall. Er sah eine Möglichkeit, die Lage auf dem Brett total zu verändern, das Spiel auf den Kopf zu stellen: indem er Byrne erlaubte, seine Dame zu schlagen. Normalerweise bedeutet der Verlust der Königin die sichere Niederlage. Doch was, wenn Byrne durch das Schlagen der Dame seine eigene Angriffs- und Verteidigungsposition entscheidend schwächte?

Der Einfall kam Bobby ganz instinktiv, zunächst ohne bewusstes Kalkül. Dann dachte er die Idee durch, fand aber keinen Denkfehler. Es war, als habe sich ein kleiner Spalt geöffnet und immer mehr geweitet, bis ein gleißendes Licht hindurchdrang und die gesamte Landschaft auf dem Brett erstrahlen ließ. Bobby war sich nicht ganz sicher, ob er die Folgen seines Tuns wirklich voll überblickte, aber er wagte es trotzdem: Er ließ Byrne seine Dame schlagen.

Byrne blieb auch überhaupt keine Wahl: Wenn er das Opfer ausschlug, hatte er praktisch schon verloren. Nahm er es aber an, verlor er ebenfalls. Was immer Byrne auch tat, er war geschlagen, auch wenn die Partie noch längst nicht vorbei war. Ein Zuschauer wisperte für alle hörbar: »Unmöglich! Byrne verliert gegen einen 13-jährigen Nobody.«

Byrne schlug die Dame.

Bobby spielte nun derart konzentriert, dass er das lauter werdende Raunen der Menge gar nicht mehr mitbekam. Egal, was Byrne machte, Bobby hatte sofort eine Antwort parat. Ganz offenkundig hatte er den gesamten langen Rest der Partie schon durchgeplant und vorausgesehen. Bobby zeigte kaum Emotionen, er saß ganz still und hoch konzentriert da, wie ein kleiner Buddha, und machte einen aufsehenerregenden Zug nach dem nächsten.

Beim 41. Zug, nach fünf Stunden Spielzeit, nahm Bobby mit pochendem Herzen und zittriger Hand seinen Springer, zog ihn und sagte: »Schachmatt«. Byrne erhob sich und reichte ihm anerkennend die Hand. Beide lächelten. Byrne wusste, dass er zwar den Kürzeren gezogen hatte, aber in einer der grandiosesten Schachpartien aller Zeiten. So war auch er Teil der Schachgeschichte geworden. Einige Zuschauer klatschten, sehr zum Ärger derjenigen Turnierteilnehmer, deren Partien noch liefen. Ihnen

war egal, dass nur wenige Meter entfernt gerade Schachgeschichte geschrieben worden war. Sie hatten an ihren eigenen Partien zu knabbern. »*Psst! Ruhe!*« Es war Mitternacht.

Der Schiedsrichter des Abends, Hans Kmoch, ein starker Spieler und international anerkannter Theoretiker, nannte die Partie später die »Partie des Jahrhunderts«:

> Ein erstaunliches Meisterstück des Kombinationsspiels, abgeliefert von einem 13-jährigen Jungen gegen einen formidablen Gegner. Kein Schach-Wunderkind hat je Größeres geleistet … Bobby Fischers [Auftritt] glänzte durch umwerfende Originalität.

Bobbys Partie wurde in Zeitungen und Schachzeitschriften in aller Welt abgedruckt. Der Internationale Großmeister Juri Awerbach merkte auf, genau wie all seine Kollegen in der Sowjetunion. »Als ich mir die Partie angesehen hatte, wusste ich, dass der Junge teuflisch talentiert ist.« Die britische Zeitschrift *Chess* gab ihre übliche Zurückhaltung auf und nannte Bobbys Spiel »tiefschürfend und brillant«. *Chess Life* sprach von einem »fantastischen« Sieg.

»Die Partie des Jahrhunderts« wird seit über 50 Jahren besprochen, analysiert und bewundert, und wahrscheinlich wird sie noch viele Jahre zum Schachkanon gehören. Und zwar nicht deswegen, weil Bobby *für einen 13-Jährigen* brillant spielte, sondern weil er *brillant* spielte, Punktum! Bobby selbst äußerte sich erfrischend bescheiden: »Ich machte nur die Züge, die mir am besten erschienen. Ich hatte nur Glück.«

In der gesamten Schachgeschichte reicht vielleicht nur ein einziges anderes Ereignis an jenen New Yorker Abend heran: eine Partie in Breslau, 1912, als der Amerikaner Frank Marshall ebenfalls durch ein brillantes Opfer den Sieg gegen Stepan Lewizki errang. Der Legende zufolge ließen die Zuschauer nach Ende jener Partie Gold auf das Schachbrett regnen.

Auch David Lawson, ein 70-jähriger Amerikaner, dessen Akzent seine schottische Herkunft verriet, sah an jenem Abend zu. Vor dem Beginn der Partie lud er Regina und Bobby für hinterher zum Abendessen ein. Lawson war ein kleiner Mann und ein Sammler von Schach-Souvenirs. Besonders interessierte er sich für den (ebenfalls) klein gewachsenen Paul Morphy, den ersten – inoffiziellen – amerikanischen Schachweltmeister. Lawson sah

eine Parallele zwischen Morphy, der ebenfalls als Wunderkind aufgefallen war, und Fischer. Mit seiner Einladung verfolgte Lawson einen Hintergedanken: Er erhoffte sich ein von Bobby ausgefülltes Partieformular für seine Sammlung. Dass es von der Partie Byrne-Fischer kommen würde, war allerdings reiner Zufall. Wie hätte er auch wissen können, dass die Partie zu einer der denkwürdigsten in der mehr als tausendjährigen Schachgeschichte werden sollte?

Für die Abendeinladung hatte Lawson das deutsche Restaurant *Luchow's* ausgesucht. Sieben Jahre zuvor hatte die Familie Fischer im Haus direkt gegenüber gewohnt, aber nicht einmal davon träumen können, dort zu essen. Aufgrund der späten Stunde war die Küche dort allerdings schon geschlossen, und so zog das Trio weiter, zur durchgehend geöffneten Waldorf Cafeteria an der Sixth Avenue. Hier trafen sich die Künstler, Schriftsteller und Hilfsarbeiter des Greenwich Village.

Wie Lawson letztlich an das Partieformular kam, bleibt unklar. Bei wichtigen Turnieren wird ein Durchschlag von den Partieformularen gemacht, das Original geht an den Schiedsrichter oder die Turnierleitung, nur für den Fall, dass es später zu Streitigkeiten kommen sollte. Den Durchschlag behält der Spieler. Bobby trennte sich erst viele Jahre später davon, tatsächlich fischte er den gefalteten und leicht mitgenommenen Zettel immer wieder gern aus seiner Tasche und zeigte ihn seinen Bewunderern. Doch was passierte mit dem Original?

Hans Kmoch, der Schiedsrichter, hatte schon vor längerer Zeit gemerkt, dass in Bobby ein Champion heranwuchs, und begonnen, die Original-Partieformulare des Wunderkinds zu sammeln wie frühe Rembrandt-Skizzen. Irgendwie muss Lawson es geschafft haben, Kmoch das Original-Partieformular der »Jahrhundertpartie« abzuschwätzen (vermutlich hat er bezahlt). Darauf stand in Kmochs großer Schrift rot das Ergebnis notiert: 0-1 (Niederlage für Byrne, Sieg für Fischer). Nach Lawsons Tod wechselte das Partieformular zweimal den Besitzer. Käme es heute zur Versteigerung, würde es geschätzte 100 000 Dollar erzielen.

Und was bekam Bobby vom amerikanischen Schachbund als Belohnung für seine funkelnde Brillanz? 50 Dollar.

An Bobbys 14. Geburtstag herrschte typisches Märzwetter. Es war trocken, kalt und windig, als Bobby an jenem Nachmittag die Central Park South Richtung Schachclub Manhattan entlangging. Vor ihm lag das wichtigste Match seiner knospenden Karriere, doch Bobby zitterte vor Kälte, nicht aus Nervosität. Er war froh, als er am gut geheizten Club ankam.

Dort wartete sein Gegner schon. Dr. Max Euwe, ein Niederländer, war 56 Jahre alt, konservativ gekleidet und deutlich über 1,80 Meter groß. Neben Bobby wirkte er wie ein Riese. Nicht nur vier Jahrzehnte trennten die beiden, sondern ganze Welten. Euwe war Doktor der Philosophie, Mathematiklehrer am Amsterdams Lyceum – und Ex-Schachweltmeister. 1935 hatte er den Titel errungen. Euwe war ein gelassener Mann der leisen Töne, ein reifer Großmeister und mit seinem analytischen, methodischen Stil ein typischer Vertreter der alten Garde. In seiner langen Wettkampfkarriere hatte er sich mit vielen Schachlegenden gemessen. Sein liebenswürdiges Auftreten täuschte übrigens: Euwe liebte den Kampf und war früher sogar europäischer Schwergewichtsmeister im Amateurboxen gewesen. Schach- und Boxchampion – was für eine Kombination! Wie sollte ein zappliger Junge, ein Schach-Neuling aus Brooklyn, gegen ihn bestehen? Doch Bobby hatte nach dem Gewinn der Juniorenmeisterschaft und seiner gefeierten Jahrhundertpartie gewaltig an Selbstvertrauen gewonnen. Die Jahrhundertpartie hatte gezeigt, dass man mit diesem jungen Wilden rechnen musste. Und tatsächlich sollte innerhalb des folgenden halben Jahres sein Stern in der internationalen Schachgalaxie aufgehen. Euwe freute sich ebenso auf das Duell mit dem kommenden Star wie Bobby auf das Kräftemessen mit dem alten Fuchs.

Bobby begrüßte Euwe lächelnd und per Handschlag. Das als »Freundschaftsbegegnung« angekündigte Ereignis – es ging um keinen Titel – war ein Schaukampf in zwei Partien, gesponsert vom Schachclub Manhattan. Das Preisgeld war lachhaft niedrig: 65 Dollar für den Sieger, 35 für den Verlierer. Aber hier ging es nicht um Geld, sondern um die Möglichkeit, sich mit einem hochinteressanten Gegner zu messen.

Der Lehrer und der Teenager gaben am Tisch ein lachhaftes Bild ab: Euwes lange Beine passten kaum unter den Tisch, deswegen saß er seitlich verdreht da, was ihn ungezwungen und irgendwie unbeteiligt wirken ließ. Im Kontrast dazu musste der überaus ernsthaft wirkende Bobby kerzengerade dasitzen, um überhaupt die Figuren zu erreichen. Gerade so

kam er mit den Ellbogen noch auf den Tisch. Eine kleine Gruppe von Zuschauern stand um das Brett, um die Partie zu verfolgen.

In großmeisterlicher Manier spielte Euwe den Jungen schwindlig. Nach 20 Zügen erkannte Bobby, dass seine Lage hoffnungslos war, und gab auf. Heulend stürmte er aus dem Club und zur U-Bahn. Euwe hingegen empfand keinen Stolz über den schnellen Sieg, schließlich sei Bobby »nur ein Junge«. »Aber ein vielversprechender«, fügte er noch schnell hinzu.

Am nächsten Tag stand Bobby um 14.30 Uhr bereit für die zweite und letzte Partie der Begegnung. Diesmal hatte er Weiß, durfte also den ersten Zug machen. Das erlaubte ihm, seine bevorzugte Eröffnung zu spielen. Nach der Niederlage vom Vortag war er wild zur Revanche entschlossen. Nach einem Abtausch von Figuren ging er mit einem Bauern Vorteil in ein Endspiel, das schwer nach einem Remis roch. Als Bobby beim 41. Zug einen Abtausch von Türmen anbot, schlug Euwe ein Remis vor. Bobby dachte lange nach, sah aber keine Gewinnchance und nahm das Angebot widerstrebend an.

Einem ehemaligen Weltmeister ein Remis abgetrotzt zu haben, das hieß schon etwas. Dennoch ärgerte sich Bobby, weil er die Begegnung verloren hatte, 1½ zu ½. In den folgenden 50 Jahren wurden praktisch alle Partien Bobbys veröffentlicht und analysiert – die guten und die schwachen, die Siege, Remis und Niederlagen –, doch erstaunlicherweise blieb der Verlauf der zweiten Partie zwischen Fischer und Euwe unveröffentlicht, die Schachpresse brachte nichts über sie.

Regina Fischer wurde von der Presse gerne als voll berufstätige Frau hingestellt, die Bobby mehr oder weniger allein aufwachsen ließ. In Wirklichkeit war sie aber eine liebevolle, fürsorgliche Mutter, die ihren Sohn liebte und um sein Wohl besorgt war. Ganz allein zog sie zwei Kinder groß und lernte gleichzeitig einen Beruf – kein Wunder, dass sie nicht viel Zeit für Bobby und nur wenig Geld für die Erfüllung seiner Wünsche hatte. Ein Autor behauptete gar, Bobby und Regina hätten mehr als 30 Jahre lang nicht miteinander geredet. Das ist schlicht falsch. Mutter und Sohn blieben immer in Kontakt, auch nachdem Regina wieder geheiratet hatte und nach Europa gezogen war, um ihr Medizinstudium abzuschließen (Bobby war

damals in seinen Zwanzigern). Bobby und Regina korrespondierten ihr ganzes Leben lang, telefonierten und schickten sich Geschenke. Sie liebten einander, auch wenn sie durch Kontinente voneinander getrennt waren.

In den meisten Biografien wird der springende Punkt nicht herausgearbeitet: In der Familie Fischer war Geld äußerst knapp, man lebte fast in Armut. Bei jeder Entscheidung darüber, an welchem Turnier Bobby teilnehmen, wo er spielen, selbst welche Schachbücher und -zeitschriften er kaufen sollte, ging es letztlich um Geld. In den Anfangsjahren seiner Karriere, in den 1950ern und 1960ern, schmerzte selbst eine Ausgabe von fünf Dollar. Gut möglich, dass diese Armut Bobbys oft kritisierte »Habgier« auslöste, die er später an den Tag legte. Während seines Aufstiegs die Schachleiter hinauf schrieb Bobby einmal: »Viele Leute glauben irrtümlicherweise, irgendeine Schachorganisation übernehme schon meine Reisekosten und meine Ausgaben für Schachliteratur. Das wäre schön, beziehungsweise das wäre schön gewesen, doch dem war nicht so. Ich habe keinerlei finanzielle Unterstützung bekommen.«

Doch Regina sorgte sich mit der Zeit weniger um die Finanzen der Familie als um Bobbys geistige Gesundheit. Sie schleppte Bobby nicht nur, wie bereits geschildert, zu Psychologen und Psychiatern, sie versuchte auch unablässig, Bobby von seiner einseitigen Fixierung auf Schach abzubringen. Sie ermunterte ihn, zu kulturellen Veranstaltungen zu gehen, Sport zu treiben, andere Kinder zu treffen, zu lesen und sich in der Schule zu engagieren. Es freute sie, dass Bobby beim Schach Selbstbestätigung fand. Aber sie sorgte sich, weil seinem Leben die Balance fehlte. Sie fürchtete, seine totale Konzentration auf das Schach sei ungesund.

1956 schrieb Dr. Reuben Fine, einer der weltbesten Schachspieler der 1930er und 40er, eine Monografie mit dem Titel *Psychoanalytic Observation on Chess and Chess Masters*, die als Band 3 von *Psychoanalysis* veröffentlicht wurde, einer Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie. Später kam die Monografie auch als eigenständiges, 74-seitiges Buch heraus, in einem Umschlag aus roten und weißen Quadraten. Viele Schachspieler, die sich die Mühe gemacht hatten, es zu lesen, reagierten skeptisch oder gar verärgert. Regina Fischer kaufte ein Exemplar

und arbeitete es durch. Jahre später tauchte das Buch in Bobby Fischers Bibliothek auf, doch ob *er* es je gelesen hat, ist unbekannt.

Dr. Fine, ein eingeschworener Freudianer (später schrieb er zwei ausführliche Studien zu Freuds Theorien und eine Geschichte der Psychoanalyse), vertrat die Ansicht, dass Schach symbolischer Ausdruck der Libido sei und ödipale Bedeutung habe: »Der König steht für den Penis des Jungen im phallischen Stadium, das Selbstbild des Mannes und für den Vater, der auf die Größe des Sohnes gekappt wurde.«

Ein Kapitel widmete Fine den Psychosen von vier Schach-Meistern, herausgepickt aus den Millionen Spielern, die Schach über Jahrzehnte ernsthaft betrieben. Mit dieser Auswahl provozierte Dr. Fine heftige Kritik. Man warf ihm vor, er erwecke den Eindruck, alle Schachspieler seien verrückt.

Regina aber setzte große Hoffnungen in das Buch. Vielleicht konnte Dr. Fine – immerhin Internationaler Großmeister und ehemaliger Weltmeisterschaftskandidat – ja Bobby davon überzeugen, seine sklavische Hingabe an das Spiel abzumildern, sich stärker auf die Schule zu konzentrieren, später auf eine gute Uni zu gehen und sich schließlich eine echte Arbeit zu suchen.

Regina überredete Dr. Fine, Bobby auf einen Schachabend einzuladen. Bobby wusste natürlich, wer Dr. Fine war; er hatte seine Partien nachgespielt und einige seiner Schachbücher gelesen. Aber er roch den Braten und verbat sich, psychologisch untersucht zu werden. Dr. Fine beruhigte ihn, er wolle einfach nur ein paar Partien gegen Bobby spielen.

Reuben Fine war kein Therapeut im eigentlichen Sinn, er *war* aber ein anerkannter Psychoanalytiker. Seiner Theorie nach wurzelten die Probleme vieler Patienten in verdrängten Traumata. Durch freie Assoziation und die Interpretation von Träumen, glaubte Dr. Fine, ließe sich der Schlüssel zu diesen Problemen finden. Eine Therapie zog sich in der Regel jahrelang hin und begann mit ersten Kindheitserinnerungen oder, wenn möglich, Erinnerungen aus der Zeit *in utero*.

Dr. Fines Praxis lag in einer riesigen Wohnung an Manhattans Upper West Side. In einem Flügel befand sich der Privatbereich, in dem Dr. Fine mit seiner Frau und seinen drei Kindern lebte. Der andere Teil bestand aus einem Analysezimmer mit freudscher Couch und einem angrenzenden Gruppenraum. Patienten mussten mindestens eine Analysesitzung pro

Woche absolvieren, zu 55 Dollar. Manche nahmen abends an Gruppentreffen teil. Fine saß dann schweigend eine Stunde dabei und beobachtete, wie die Teilnehmer interagierten. In der zweiten und letzten Stunde verließ er den Raum, und die Gruppe machte allein weiter. Wenn die Patienten das nächste Mal zur Analyse kamen, besprach Dr. Fine diese Treffen kurz mit ihnen. In Bobbys Fall plante Dr. Fine, zuerst über das Schach das Vertrauen des Jungen zu gewinnen und dann mit klassischer freudscher Analyse und Gruppensitzungen zu beginnen.

Damit Bobby nicht das Gefühl bekam, er würde analysiert, lud Dr. Fine ihn in den privaten Teil seiner Wohnung ein. Bobby traf Dr. Fines Frau Marcia und ihre Kinder, dann spielten Bobby und Fine ein, zwei Stunden Schach. Der Psychoanalytiker gehörte damals zu den schnellsten Spielern des Landes und war – immerhin ein ehemaliger Weltmeisterschaftskandidat – vielleicht noch eine Hausnummer zu groß für Bobby. Dr. Fine schrieb später, Bobby »war noch kein starker Gegner. Meine Familie erinnert sich noch, wie wütend er nach jedem Besuch heimging. Er grummelte, ich hätte nur ›Glück‹ gehabt.«

Nach sechs Schachabenden glaubte Dr. Fine, einen Draht zu dem Jungen gefunden zu haben. Beiläufig erkundigte er sich, was Bobby denn in der Schule so treibe. Der Junge sprang auf: Er hatte den Plan sofort durchschaut. »Sie haben mich hereingelegt!«, schimpfte er, verließ die Wohnung und kam nie wieder. Dr. Fine erzählte später, Bobby habe ihn nach dieser Episode jedes Mal mit einem finsteren Blick bedacht, wenn die zwei sich im Schachclub oder bei einem Turnier trafen. »Als hätte ich ihm unendliches Leid zugefügt, indem ich versuchte, ihm ein wenig näher zu kommen.«

Es mag zwar etwas dran sein, dass Bobby auf den Versuch des Psychoanalytikers allergisch reagierte, ihm »näher zu kommen« und in seinem Unterbewussten zu stöbern. Doch der Hauptgrund, warum Bobby nie wieder mit ihm redete, lag darin, dass Dr. Fine versucht hatte, Bobby zu *hintergehen*. Angeberisch schrieb Fine: »Welche Ironie der Geschichte, dass von den zwei führenden amerikanischen Schachmeistern des 20. Jahrhunderts einer beinahe der Analytiker des anderen geworden wäre.« *Wohl kaum*.

Bobby selbst hingegen fand nicht, dass etwas an ihm nicht stimmte. Im Schachclub und auf Turnieren verhielt er sich für einen 13-Jährigen normal;

meistens fiel er kaum auf, er redete nur gelegentlich, wie viele Teenager, zu laut, bewegte sich ein wenig ungelenk, vernachlässigte sein Äußeres und war am Brett unentwegt zappelig. Doch nichts an seinem *damaligen* Verhalten deutete auf ernsthafte psychische Probleme oder eine fortgeschrittene Neurose hin.

Vielleicht brachte erst Dr. Fines Monografie die Presse auf die Idee, Schachspieler seien nicht ganz dicht. Auf jeden Fall suchten Reporter, wann immer sie über Schach berichteten, nach Schrulligkeiten der Spieler. Auch Bobby fand sich oft völlig falsch wiedergegeben. Bei Interviews stellte man ihm oft herablassende oder beleidigende Fragen (»Warum hast du noch keine Freundin?« oder »Spinnen alle Schachspieler?«), und Bobby merkte, dass der Reporter seine Antworten so hindrehen würde, dass Bobby seltsam erschien. »Fragen Sie mich was Gewöhnliches«, forderte er einen Reporter einmal auf, »anstatt mich als ungewöhnlich hinzustellen.« Einem anderen gegenüber klagte er einmal: »[Zeitungsleute] schreiben gemeine Geschichten über mich. Sie behaupten, ich sei blöd und könne nichts anderes als Schach spielen. Das stimmt nicht.«

Der Hintergrund: Einige Artikel hatten Bobby als Fachidioten hingestellt, mit Betonung auf dem zweiten Teil. *Chess Life* protestierte daraufhin gegen den Mangel an Respekt gegenüber Bobby, nannte verunglimpfende Artikel »Anti-Fischer-Hetze« und erklärte sie zu »völligem Unfug«.

Freilich, Bobby war vom Schach besessen und konnte stundenlang spielen oder Theorie studieren. Aber musikalische Wunderkinder üben wahrscheinlich auch nicht weniger. Und er hatte ja andere Interessen, zum Beispiel Sport. Er sah sich so viele Hockeyspiele an, wie er nur konnte, spielte Tennis, fuhr Ski, schwamm und spielte in einem Tischtennisclub. Auch für Naturwissenschaften interessierte er sich. Für Hypnose und prähistorische Tiere hatte er allerdings nichts übrig, auch wenn einige Artikel das behaupteten.

Einige Menschen in Bobbys Umfeld ließen sich von den Verleumdungen allerdings beeinflussen. Ein paar Spieler im Schachclub Manhattan begannen zu grollen, Bobby sei »meschugge«, nicht ganz dicht. Andere im Club jedoch fanden ein anderes jiddisches Wort für ihn: »gaon«, Genie.

Unbeirrt von allen Sticheleien spielte Bobby weiter, und zwar fantastisch erfolgreich. In dem einen Jahr zwischen 1956 und 1957 schoß Bobbys offizielle Wertungszahl durch die Decke. Im Alter von gerade einmal 14

Jahren galt er offiziell als Schach-Meister. Das hatte in Amerika noch keiner geschafft. Nach den Regeln des amerikanischen Schachbunds durfte Bobby jetzt nicht mehr auf Amateurturnieren antreten. Das passte Bobby, der immer gegen möglichst starke Kontrahenten spielen wollte, um sich weiter zu verbessern. Jedes Mal, wenn er einen Spieler mit höherer Wertungszahl besiegte, stieg seine eigene.

Im Juli, vier Monate nach dem Match gegen Dr. Euwe, fuhr er zur amerikanischen Juniorenmeisterschaft nach San Francisco. Er gewann das Turnier, zum zweiten Mal hintereinander. Für jeden dieser Titel hatte er eine Schreibmaschine bekommen, einen Pokal und eine Urkunde. Da er nun zwei Schreibmaschinen besaß, beschloss er, sich mit Hilfe eines Lehrbuchs das Zehnfingersystem beizubringen. Er überklebte die Tasten, um Schummeln unmöglich zu machen, legte die Finger in die Ausgangsposition, tippte los und überprüfte, was er da so geschrieben hatte. Schon bald wusste er, wo alle Tasten lagen – er hatte ja nie ein Problem damit gehabt, sich etwas zu merken –, doch er lernte nie, richtig flüssig blind zu schreiben.

In dieses Jahr fiel auch sein erster Sieg gegen einen Großmeister: Bei einem Schaukampf im Schachclub Manhattan schlug er Samuel Reshevsky. Später spielte Bobby die Bedeutung des Sieges allerdings herunter: Reshevsky habe mit verbundenen Augen gespielt, Bobby nicht, und die Bedenkzeit sei auf zehn Sekunden pro Zug begrenzt gewesen.

Anstatt nach der Juniorenmeisterschaft in San Francisco nach Brooklyn heimzufahren und dann gleich wieder zur American Open nach Cleveland zu reisen, blieb Bobby drei Wochen an der Westküste – Zeit zum Ausruhen, Schachspielen und Besichtigen. Gemeinsam mit ein paar anderen Jungen, die am Juniorenturnier teilgenommen hatten, fuhr er nach Los Angeles und Long Beach, wo er im Haus der Schachspielerin und Unternehmerin Lina Grumette wohnte und in ihrem Pool schwamm. Grumette war eine elegante PR-Frau, die zu Hause einen regelmäßig stattfindenden Schachsalon unterhielt, für den die Spieler Eintritt bezahlten. In den 1940ern hatte sie zu den stärksten Spielerinnen Amerikas gehört. Sie entwickelte ein mütterliches Interesse für Bobby, und die Freundschaft der beiden sollte ein Leben lang halten (was bei Bobby selten genug vorkam). Auch in seiner Karriere sollte sie noch eine wichtige Rolle spielen.

Nach der dreiwöchigen Auszeit liehen sich die Nachwuchsspieler von Guthrie McClain, dem Herausgeber des *California Chess Reporter*, eine Klapperkiste. Da die meisten noch zu jung für den Führerschein waren, setzte sich der 24-jährige William G. Addison hinter das Steuer. Auf der Fahrt Richtung Cleveland ging der Wagen mehrmals kaputt, dann mussten alle für die Reparatur zusammenlegen. Als sie ohne Klimaanlage durch die Wüste fuhren, brachen kleinere Streitigkeiten aus. Bobby und Gilbert Ramirez, der Zweite der Juniorenmeisterschaft, prügelten sich sogar; schließlich biss Bobby Gilbert Ramirez in den Arm. Noch 50 Jahre später zeigte Ramirez die Narbe gern her, als wollte er sagen: »Das ist der Arm, in den Bobby Fischer gebissen hat.« Irgendwann brach der Wagen dann endgültig zusammen, und die Jungen mussten per Bus weiterfahren. Erst am Vorabend des Turnierstarts kamen sie in Cleveland an.

Vor seiner ersten Partie hatte Bobby eine Wertungszahl von 2298, womit er zu den zehn besten aktiven Spielern des Landes gehörte. An dem zweiwöchigen Turnier über zwölf Runden nahmen 176 Spieler teil. In der ersten Runde bekam Bobby einen Kanadier zugelost, der gemeldet war, aber nicht erschien. Bei Spielbeginn machte Bobby mit Weiß einen Zug und drückte auf seine Schachuhr, wodurch die Zeit des abwesenden Gegners zu laufen begann. Bobby wartete eine Stunde, dann wurde ihm der Sieg zugesprochen, und Bobby bekam einen mühelos erworbenen Punkt – der ihn kurioserweise beinahe den Turniersieg gekostet hätte. Von den nächsten fünf Spielen gewann Bobby drei, zwei endeten remis. Eines der Remis erkämpfte er gegen den 27-jährigen Arthur Bisguier, Titelverteidiger und einer der stärksten Spieler der Nation.

In der zweiten Hälfte des Turniers gewann Bobby fünf Partien hintereinander, und ein Podiumsplatz war ihm schon sicher. Aber würde es auch für den Titel reichen? Während des Turniers hatten etliche Spieler Grippe bekommen und Partien abgeben müssen. Bobby versuchte, sich fit zu halten, indem er viel schlief, gesund aß und den anderen Spielern möglichst aus dem Weg ging. Letztlich hatten die grippebedingten Ausfälle aber keinen Einfluss auf seine Paarungen oder Punktzahl.

In der letzten Runde traf Bobby auf Walter Shipman, den Mann, der ihn im Schachclub Manhattan willkommen geheißen hatte. Shipman stand im Ruf, ein furchterregender, beharrlicher Spieler zu sein. Die Partie entwickelte sich gar nicht nach Bobbys Geschmack, weshalb er beim 18.

Zug Shipman ein Remis anbot. Der nahm sofort an. Damit kam Bobby auf ein Endergebnis von 10 zu 2. Der amtierende Champion Arthur Bisguier erreichte ebenfalls 10 zu 2. Doch wer würde zum Turniersieger und Champion der Vereinigten Staaten erklärt?

Bobby, Bisguier und etwa 20 weitere Neugierige scharten sich um den Tisch des Turnierleiters, als der die Regeln für die Ermittlung des Siegers bei Gleichstand anwendete. Ein Stechen kam nicht infrage, weil Turniere in Amerika in angemieteten Ballsälen stattfinden, die nur für bestimmte Zeit zur Verfügung stehen. Außerdem haben ja Spieler ihre Heimflüge fest gebucht. Also muss der Sieger auf andere Art ermittelt werden. Dafür gibt es die verschiedensten Systeme, die oft kompliziert sind, abstrakt wie mathematische Theoreme – und umstritten.

Während sie auf die Entscheidung warteten, fragte Bisguier Bobby, warum er Shipman das Remis angeboten habe, obwohl er doch leicht im Vorteil gewesen und der Ausgang des Spiels durchaus noch offen gewesen sei. Hätte Bobby die Partie *gewonnen*, wäre er mit einem halben Punkt Vorsprung alleiniger Sieger des Turniers geworden. Bobby antwortete, er habe auf Nummer sicher gehen wollen. Er wusste, mit dem Remis war ihm der erste Platz nicht mehr zu nehmen. Nun, da Bisguier seine letzte Partie gewonnen hatte, musste er das Preisgeld halt mit ihm teilen (egal, wem der Titel nun zugesprochen würde). Die halbe Siegprämie, 750 Dollar, stellte für Bobby ein Vermögen dar. Da erkannte Bisguier, dass für Bobby die Siegprämie eine größere Rolle spielte als der Titel, und sei der noch so prestigeträchtig. Bisguier befand: »Offenkundig trifft er nicht nur auf dem Schachbrett reife Entscheidungen.«

Der Turnierleiter rechnete weiter, blickte schließlich auf und erklärte Bisguier zum Sieger. An die Momente danach erinnerte Bobby sich später so: »Ich ging zur Telefonzelle, um meiner Mutter die traurige Nachricht mitzuteilen. In der angrenzenden Zelle telefonierte Bisguier und berichtete seiner Familie von seinem Sieg.« Danach gingen beide in den Turnierraum zurück, um sich die Schlussphasen der letzten Spiele anzusehen.

Zwei Stunden später verkündete der Turnierleiter, dass er sich verrechnet hätte. Nach dem Median-System der Siegerermittlung, das bei allen Turnieren des amerikanischen Schachbunds zur Anwendung kam, musste die Spielstärke aller Gegner von Bobby beziehungsweise Bisguier addiert werden. Dann strich man die zwei höchsten und die zwei niedrigsten Werte.

Wer dann die höhere Zahl hatte – also im Schnitt gegen die stärkeren Gegner gespielt hatte –, war Sieger. Nach dieser Berechnungsart lag Bobby um Haaresbreite vorn. Moment mal, protestierte Bisguier: Fischer hatte seine erste Partie ja kampflos gewonnen, weil sein Gegner nie aufgetaucht war! Ließ man diese Partie außer Acht, wäre wieder Bisguier der Sieger. Der Schiedsrichter schmetterte den Einspruch jedoch ab: Der nicht angetretene Spieler habe einen derart niedrigen Spielstärke-Wert gehabt, dass er bei der Ermittlung des Endergebnisses ohnehin gestrichen worden wäre. Also zurück zu den Telefonzellen.

Diesmal hatte Bobby bessere Nachrichten für Regina. Ihr gegenüber gab er auch ganz offen zu, dass es ihm durchaus auf das Preisgeld angekommen sei. »Aber in erster Linie zählt natürlich der Titel.« Dann darf man sich allerdings fragen, warum Bobby gegen Shipman nicht auf Sieg gespielt und sich den Titel direkt gesichert hat.

Nie hatte ein so junger Spieler wie Bobby das American Open Schachturnier gewonnen, und nie hatte jemand beide Titel, den des Juniorenmeisters und des amerikanischen Meisters, gleichzeitig gehalten.

Nach Bobbys Rückkehr veranstalteten sowohl der Marshall als auch der Schachclub Manhattan Siegesfeiern. Auf ihnen pries man Bobby als den neuen nationalen Schachhelden. Bisguier zeigte sich als guter Verlierer und erklärte Bobby zum stärksten 14-jährigen Schachspieler aller Zeiten.

Nach einem schacherfüllten Sommer bestand Regina darauf, dass Bobby wieder mehr Sport trieb. Also schwamm er im YMCA, nahm Tennisstunden und spielte auf den Gratisplätzen der Stadt. Doch bei diesen Plätzen nervte ihn die lange Anfahrt, außerdem musste man gelegentlich über eine Stunde warten, bis ein Platz frei wurde. Trotzdem spielte er bis weit in den Herbst hinein. Im Winter war dann Schluss mit Tennis, weil ein Hallenplatz zehn Dollar die Stunde kostete. Bobby klagte: »Das kam für uns natürlich gar nicht infrage.«

Eines Nachmittags kam Bobby von der Schule heim und sichtete seine Post. Inzwischen bekam er Fanpost aus aller Welt, in denen er um Fotos gebeten wurde, um Autogramme, selbst um signierte Formulare bestimmter Partien. Hollywoodstars bekamen natürlich mehr Post, aber fast jeden Tag

flatterten Fanbriefe in 560 Lincoln Place ein. Darüber hinaus erhielt Bobby unerwünschte Ratschläge von Schachkollegen und Anfragen von Unternehmen, ob er nicht ihre Produkte bewerben wolle. Gelegentlich zog Bobby wahllos einen Brief heraus und beantwortete ihn mit einer persönlichen Notiz. Um die Erledigung der Fanpost zu beschleunigen, ließ Regina billige Grußkarten mit Bobbys Unterschrift drucken, denen sie dann Fotos beilegte. Regina beantwortete auch die Anfragen der Unternehmen, doch aus unbekannten Gründen schien sich Bobby dafür kaum zu interessieren, egal wie großzügig das Angebot war.

Ein Brief, den er beinahe übersehen hätte, trug auf dem Umschlag das Wappen des Schachclubs Manhattan. Als er ihn gelesen hatte, grinste Bobby selig:

Mr Robert J. Fischer
560 Lincoln Place
Brooklyn, 38, N.Y.
New York, 24. September 1957

Sehr geehrter Mr Fischer,

hiermit laden wir Sie zum Lessing J. Rosenwald-Turnier um die amerikanische Meisterschaft ein. Mitsponsoren sind der amerikanische Schachbund und die Amerikanische Schachstiftung.

Das Turnier ist auch das offizielle Zonenturnier der FIDE im Kampf um die Schachweltmeisterschaft.
Das Turnier wird vom 15. Dezember 1957 bis zum 6. Januar 1958 im Schachclub Manhattan ausgetragen. Es wird 14 Teilnehmer geben; der Spielplan liegt bei.
Bitte teilen Sie uns möglichst früh, spätestens bis 10. Oktober 1957, mit, ob Sie teilnehmen werden. Erhalten wir bis 14. Oktober keine Zusage, fassen wir das als Ablehnung dieser Einladung auf.

DAS TURNIERKOMITEE
M. J. Kasper, Präsident
Walter J. Fried

I. A. Horowitz
William J. Lombardy
Edgar T. McCormick
Walter J. Shipman

Als frischgebackener Champion der US Open hatte Bobby die Einladung für das Rosenwald-Turnier 1957 erwartet, schließlich hatte er ja auch schon im Vorjahr teilgenommen. Neu und aufregend war aber, dass im Turnier ermittelt würde, wer am Interzonenturnier teilnehmen durfte und so vielleicht die Chance bekäme, um den Weltmeistertitel zu kämpfen.

Interzonenturniere fanden nur alle vier Jahre statt, und 1958 sollte es wieder so weit sein. Eigentlich hätte Bobby über die Einladung begeistert sein müssen, doch sie stürzte ihn in einen Konflikt, für den er erst noch eine Lösung finden musste.

Das Problem bestand darin, dass sich das Rosenwald-Turnier und der große Weihnachtskongress im englischen Hastings überschnitten, jenes jährlich stattfindende internationale Turnier, bei dem im Laufe der Jahre einige der größten Schachlegenden den ersten Preis errungen hatten. Bobby hatte eine Einladung erhalten und brannte darauf, sich dort in die erlesene Reihe von Siegern zu mischen. Die Reise nach England wäre seine erste Auslandsreise, Hastings sein erstes internationales Turnier. Er könnte dort gegen einige der weltbesten Spieler antreten.

Was tun?

Bobby besprach das Dilemma mit Regina und seinen Freunden im Club. Schließlich rang er sich zu einer Entscheidung durch. Die Jugend kennt weder Geduld noch ihre Grenzen: Letztlich konnte Bobby den Gedanken nicht ertragen, eine (winzige) Chance auszuschlagen, Weltmeister zu werden. Er sagte den Veranstaltern des Rosenwald zu.

Im Dezember, kurz vor Beginn des Turniers, prophezeite Bisguier: »Ich erwarte Bobby Fischer im oberen Mittelfeld. Vermutlich ist er der begabteste aller Turnierteilnehmer, allerdings fehlt ihm noch die Erfahrung mit so durchgängig stark besetzten Wettkämpfen.« Bisguiers Analyse schien logisch, allerdings hatte Bobby schon auf dem Rosenwald des Vorjahres Erfahrungen dieser Art sammeln können. Und bei vielen anderen Turnieren, die Bobby gespielt hatte, war vielleicht nicht die absolute Spitze Amerikas angetreten, aber doch die zweite Garde unmittelbar dahinter. In den Jahren

1956 und 1957 hatte Bobby auf etlichen hochkarätig besetzten Veranstaltungen Erfahrung gesammelt (1956 war er über 15 000 Kilometer von Turnier zu Turnier gereist) und dazwischen Theorie gepaukt.

Es schien fast, als könne man zusehen, wie er von Tag zu Tag stärker wurde. Jede Partie, die er spielte oder analysierte, lehrte ihn etwas. Er arbeitete unermüdlich an seinem Spiel, stellte Fragen und suchte Lösungen. In der U-Bahn saß er an seiner abgewetzten Taschengarnitur, beim Fernsehen, im Restaurant: Immer bewegten sich seine Finger, als hätten sie ein Eigenleben. Selbst beim Gehen dachte er über Schach nach.

Der New Yorker Winterwind blies Triebschnee durch die Bäume des Central Parks, als Bobby den Schachclub Manhattan betrat, um die erste Runde der amerikanischen Meisterschaft zu spielen. Ehrfürchtiges Raunen ging durchs Publikum. Einige Zuschauer riefen, »Da kommt Fischer!«, als hätte gerade Max Schmeling den Ring betreten.

Vielleicht würde Bisguier ja recht behalten: Das Teilnehmerfeld schien tatsächlich stärker als im Vorjahr. Spieler, die die Einladung 1956 noch abgelehnt hatten, kamen 1957 wegen der gestiegenen Bedeutung des Turniers gerne. Fast jeder der 14 Teilnehmer hoffte auf seine Chance, sich für das Interzonenturnier zu qualifizieren. Man munkelte, einige Spieler hätten sich auch gemeldet, um endlich einmal gegen Fischer antreten zu können. Hier bot sich die Gelegenheit, gegen eine zukünftige Legende zu spielen.

Bobby ging an sein Brett und warf einen verächtlichen Blick auf die Schachuhr. Sie sah aus wie zwei miteinander verbundene Wecker; an beiden Seiten befand sich je ein Drücker für jeden Spieler. Bobby mochte keine Schachuhren, weil sie zu viel Platz am Tisch wegnahmen. Außerdem musste man nach jedem Zug seinen Drücker betätigen, um seine eigene Uhr zu stoppen und die des Gegners in Gang zu setzen. Das kostete zwar nur Sekunden, schmerzte aber dennoch, wenn man unter Zeitdruck stand. Im Gegensatz dazu hatten die neuen BHB-Schachuhren aus Deutschland Knöpfe auf der Oberseite, die man viel schneller betätigen konnte. Man führte die Figur und konnte noch beim Zurückziehen der Hand auf den Knopf schlagen. Das sparte ein, zwei Sekunden. Uhren mit Drücker auf der

Oberseite gestatteten schnelle, runde Bewegungen, und Bobby hatte sie schätzen gelernt. Doch bei der Meisterschaft 1957 musste er sich mit Schachuhren mit seitlichem Hebel abfinden.

Bobby startete mit einem Sieg gegen Arthur Federstein (sein erster Sieg gegen den vielversprechenden Nachwuchsspieler). Danach spielte er remis gegen Reshevsky, den Titelverteidiger. Nach dieser extrem intensiv geführten Partie brannte der 14-Jährige nur so vor Tatendurst. Niemand schien ihn aufhalten zu können, einmal gewann er volle fünf Partien hintereinander.

In der letzten Runde stieß Bobby auf den rundlichen Abe Turner, einen ewigen Theaterstudenten, der seinen größten Auftritt als Kandidat in Groucho Marx' Fernsehsendung *You Bet Your Life* gehabt hatte. Turner spielte zwar auch im Zivilleben gern den Clown, war aber ein aggressiver und gefährlicher Schachgegner und hatte Bobby beim vorjährigen Rosenwald noch geschlagen. Entsprechend vorsichtig ging Bobby die Partie an. Doch schon nach ein paar Minuten bot Turner ihm beim 18. Zug mit hoher Stimme ein Remis an. Bobby nahm an und schlenderte danach gelassen durch den Saal, in dem die anderen Partien noch liefen. Er hatte 10½ Punkte gesammelt und, wie bei den American Open, keine Partie verloren. Mit geröteten Wangen spielte Lombardy, der nicht mehr um den Titel kämpfte, gegen den verehrten Reshevsky. Der alte Fuchs lag bei 9½ Punkten. Wenn er Lombardy schlug, würde er gemeinsam mit Bobby Champion: Bei diesem Turnier gab es bei Gleichstand einfach mehrere Sieger. Um sich die Zeit zu vertreiben, vielleicht auch, um seine Gleichgültigkeit gegenüber der noch laufenden Partie zu demonstrieren, spielte Bobby mit ein paar seiner Clubkameraden Schnellschach. Gelegentlich wanderte er zur Partie Lombardy-Reshevsky hinüber und musterte die Stellung einige Sekunden lang. Als er nach einem dieser Ausflüge zurückkam, verkündete er nüchtern: »Reshevsky ist im Eimer.« Lombardy spielte die Partie seines Lebens und fuhr wie eine Dampfwalze durch Reshevskys Reihen. In aussichtsloser Lage nahm Reshevsky seine angezündete Zigarette aus dem Mundstück, schürzte die Lippen und gab auf. Bobby kam zum Brett und gratulierte seinem Freund: »Grandios gespielt!« Der 20-jährige Lombardy antwortete lächelnd: »Was blieb mir schon übrig? Du hast mich gezwungen, Sammy zu schlagen!« Der 14-jährige Bobby Fischer war Schachmeister der Vereinigten Staaten.

4. KAPITEL
DAS AMERIKANISCHE WUNDERKIND

Nach jedem Schultag, an Samstagen und die ganzen Sommerferien hindurch (ausgenommen die Tage, an denen er Collins besuchte oder auf einem Turnier war) ging Bobby zur U-Bahn-Station Flatbush Avenue und nahm die Subway unter dem East River hindurch nach Manhattan, wo er am Union Square ausstieg. Er wanderte südlich den Broadway hinunter bis zum Greenwich Village. Dort steuerte er die Buchhandlung Four Continents an, ein Warenhaus mit russischen Büchern, Zeitschriften, Tonträgern und handgemachten Geschenken wie Matrjoschka-Puppen. Ein Russen-Nest? Da konnte das FBI nicht weit sein. Und tatsächlich kam später ans Licht, dass das FBI das Four Continents von den 1920ern bis in die 1970er-Jahre überwacht hatte. 15 000 Berichte, Fotos und Dokumente wurden gesammelt auf der unermüdlichen Suche nach Kommunistenfreunden und Sowjetagenten. In den 1950ern, als Bobby dort einkaufte, war das FBI besonders rege und sammelte Material für das Komitee für unamerikanische Umtriebe.

Das Four Continents führte eine kleine, aber gut sortierte Auswahl an Schachbüchern und die jeweils aktuelle Ausgabe des *Schachmatnij Bulletin*, einer neu gegründeten Schachzeitschrift in russischer Sprache. Fischer erkundigte sich, wann das monatlich erscheinende Magazin im Laden eintreffen würde, und besorgte es sich dann immer so bald wie möglich. Anderen gegenüber verkündete er, das *Schachmatnij Bulletin* sei »die beste Schachzeitschrift der Welt«.

Beharrlich spielte er die dort abgedruckten Partien nach. Er verfolgte die Heldentaten des 18-jährigen Boris Spasski, der 1955 die Juniorenweltmeisterschaft gewonnen hatte. Außerdem studierte er die Partien Mark Taimanows, der 1956 sowjetischer Meister geworden war. Taimanow, ein Konzertpianist, erfand neue Varianten für Eröffnungen, die Fischer sehr lehrreich fand. Beim Zeitschriftenstudium zählte Bobby mit, mit welchen Eröffnungen mehr Partien gewonnen wurden als mit anderen. Er besah sich Varianten von Eröffnungen, merkte sich die vielversprechenden und verwarf die unsinnigen. Er prägte sich auch Partien ein, die er einer tieferen Erforschung würdig fand. Die im *Schachmatnij Bulletin* abgedruckten Meisterpartien wurden zu seinen Leitsternen, und einige der Meister, die sie gespielt hatten, sollten später zu seinen Rivalen werden.

Für zwei Dollar kaufte Bobby im Four Continents die *Russische Schachschule* – auf Russisch. Dieser Klassiker der modernen Schachliteratur war auch auf Englisch herausgegeben worden, als Propagandaschrift, die den »Aufstieg der sowjetischen Schule zum Gipfel des Weltschachs als logische Folge der kulturellen Entwicklung im Sozialismus« darstellte. Obwohl Bobby noch ein Teenager war, konnte er bestimmt zwischen der Holzhammer-Propaganda und den brillanten Schachpartien trennen, von denen er so viel lernen konnte. Er empfand Ehrfurcht für die Klarsicht und das rasche, intuitive Spielverständnis der sowjetischen Spieler, die damals zweifellos die Weltspitze ausmachten. Einmal gab der 14-jährige Bobby einem durchreisenden Journalisten von *Schachmatnij w SSSR* (Schach in der Sowjetunion) ein Interview. Darin sagte er, er würde gern gegen die besten russischen Meister spielen, und führte aus: »Ich beobachte, was eure Großmeister tun. Ich kenne ihre Partien. Sie sind klug, angriffsfreudig, kampflustig.«

Jahrelang stöberte Bobby im Angebot des Four Continents, und immer hoffte er, ein Buch zu finden, über das man in fast schon ehrfürchtigen Tönen flüsterte: Isaak Lipnitzkys *Fragen der modernen Schachtheorie*. Obwohl es zunächst nur auf Russisch vorlag, wurde das Buch unter Schachfreunden sofort nach seinem Erscheinen 1956 zum Klassiker, und Exemplare waren rar. Ein Schachfreund, der zehn Jahre ältere Karl Burger (er wurde später Arzt und Internationaler Meister), schwärmte Bobby von dem Buch vor. Bobby brannte darauf, es zu lesen, musste es aber über Four

Continents bestellen. Es kam erst Monate später an, schlecht gedruckt auf miesem Papier und voller Schreibfehler.

Doch diese Makel störten Bobby nicht. Er grübelte über den Seiten, als sei er ein Philosophiestudent und versuche, Immanuel Kants *Kritik der reinen Vernunft* zu verstehen. Er mühte sich am Russischen ab und bat seine Mutter ständig, ihm Textpassagen zu übersetzen, in denen die notierten Züge kommentiert wurden. Regina fühlte sich nicht belästigt, ganz im Gegenteil freute sie sich, dass Bobby Russisch lernte. Bobby seinerseits staunte, wie viel er aus dem Buch lernen konnte.

Lipnitzky betonte den Zusammenhang zwischen der Kontrolle über die zentralen Felder des Bretts und der Fähigkeit, seinen Figuren Freiräume zu verschaffen und die Initiative zu ergreifen. Die Idee ist simpel, fast schon elementar, doch es kann recht schwierig sein, sie in einer Partie auch tatsächlich umzusetzen. Lipnitzky warf dem Leser nicht einfach Ideen an den Kopf, sondern führte einleuchtende Beispiele dafür an, wie man seine Empfehlungen umsetzte. Bobby übernahm einige von Lipnitzkys Ideen in sein Spiel und entwickelte eine Lipnitzky-Angriff genannte Antwort auf die sizilianische Verteidigung. Jahre später zitierte er in seinen eigenen Schriften Lipnitzkys Prinzipien.

Nachdem er etwa eine Stunde im Four Continents nach Perlen der aktuellen Schachliteratur gefahndet hatte, überquerte Bobby die Straße und betrat das Reich des phlegmatischen Dr. Albrecht Buschke. Dieser Laden wie aus einem Dickens-Roman lag tief in den Innereien eines alten, höchst geschichtsträchtigen Gebäudes, das ein Jahrhundert zuvor das Hotel St. Denis gewesen war. Hier hatte Amerikas inoffizieller Weltmeister Paul Morphy geschlafen, während er auf dem ersten amerikanischen Schachkongress spielte. Für Bobby war das Gebäude aber noch aus einem zweiten Grund eine Pilgerstätte: In der ehemaligen Hochzeitssuite des St. Denis residierte nun der amerikanische Schachbund.

Buschkes Höhle bestand aus einem einzigen kleinen Raum und roch nach Schimmel, uraltem Papier, antiken Einbänden und den grauen Schwaden aus Buschkes Zigarre. Überall waren gebrauchte Schachbücher: Sie stapelten sich bis an die Decke, versteckten sich in Nischen und reihten sich auf bedenklich durchgebogenen Regalbrettern. Manche lagen auch wild über den Boden verteilt; nichts schien einer Ordnung zu gehorchen. Wenn ein Kunde sich über den Preis eines Buches beschwerte, entschuldigte sich

der Inhaber, radierte den alten Preis aus dem Buch – und schrieb einen höheren hinein!

Stundenlang stöberte Bobby durch Buschkes Besitztümer, immer auf der Suche nach dem einen Buch, der einen Zeitschrift oder Seite, die ihm Erleuchtung bringen würde. Er kaufte einige Bücher, die schon etliche Jahrzehnte auf dem Buckel hatten, etwa Rudolf von Bilguers *Handbuch des Schachspiels* oder Wilhelm Steinitz' *Modern Chess Instructor*. Bobby genoss die Glücksfälle, wenn er Bücher fand, von denen er überhaupt nicht gewusst hatte, oder welche, die er schon lange suchte, weil er sie sich nur antiquarisch leisten konnte.

Bobbys Mittel waren begrenzt, aber der brave Doktor gab ihm oft Rabatt, ein Privileg, das sonst absolut niemandem zuteil wurde. Als Bobby die amerikanische Meisterschaft gewann, schenkte Buschke ihm einen 100-Dollar-Büchergutschein. Bobby brauchte Monate, bis er ihn aufgebraucht hatte, weil nur das Allerbeste gut genug war.

Wenn er dort genug hatte, zog Bobby ums Eck in den nur einen Rösselsprung entfernten Buchladen an der University Place. Der Laden verfügte über eine Schachecke (mit niedrigeren Preisen als Buschke) und spezialisierte sich außerdem auf karibische und radikale Literatur. In dieser Buchhandlung traf Bobby einen kleinen Mann namens Archie Waters, der nicht nur Schachspieler war, sondern auch Weltmeister in einer Variante des Damespiels. Waters spielte in Harlem und anderen Stadtvierteln um Geld, war von Beruf aber Journalist. Er hatte zwei Bücher über seine Variante des Damespiels geschrieben. Er brachte Bobby die Feinheiten des Spiels bei, schenkte ihm die beiden von ihm verfassten Bücher und wurde zu einem lebenslangen Freund. Pflichtbewusst las Bobby Waters' Geschenke und ein paar weitere Damebücher, nahm aber nie an einem Turnier teil. Ihm gefiel das Spiel, aber es war ihm nicht anspruchsvoll genug. Das Einzige, was Schach und Dame gemein hätten, sagte er, sei das Brett mit seinen schwarzen und weißen Quadraten.

In der Schachwelt genoss Bobby mit 14 schon eine gewisse Berühmtheit, und die Massenmedien fanden in seinen ungewöhnlichen Lebensumständen gefundenes Fressen für spannende Berichte: ein armes Kind aus Brooklyn,

das sich nur für Schach zu interessieren schien, sich nachlässig oder zumindest lässig kleidete, einsilbig antwortete, aber die renommiertesten Meister des Fachs besiegte. Mit jeder Geschichte wuchs sein Bekanntheitsgrad, und Regina, die sich über die Zukunft ihres Sohnes Sorgen machte, versuchte, ihm nach Kräften dabei zu helfen, die öffentliche Aufmerksamkeit in Geld umzumünzen. Ihr oft zitierter Satz, sie hätte alles versucht, ihren Sohn vom Schach abzubringen, »aber es war hoffnungslos«, rutschte ihr einmal heraus, als man ihr vorwarf, sie hätte Bobby zu einseitig erzogen. Die Wahrheit lautete: Sie kannte Bobbys Lebenstraum, der beste Schachspieler der Welt zu werden. Wie jede Mutter hoffte sie, dass ihr Kind sich seinen Traum erfüllte, und unterstützte ihn nach Kräften. Sie wurde zu seiner unbezahlten Presseagentin, Fürsprecherin und Managerin.

Von diesem Zeitpunkt an nahm Bobby an keinem Turnier oder Schaukampf mehr teil, ohne dass Regina das Ganze mit einer Presseerklärung groß ankündigte. Sie sammelte die Adressen und Telefonnummern aller größeren Radio- und Fernsehsender, Zeitungen und Zeitschriften in New York, und wenn ihre Presseerklärung nicht genug Echo erzeugte, rief sie Redakteure an, schrieb persönliche Briefe oder – typisch für Mütter prominenter Kinder – ging sogar direkt in Redaktionen, um ihren Sohn zu promoten. I. A. Horowitz, der Herausgeber der *Chess Review,* bezeichnete sie als »Landplage«, weil sie ihn ständig löcherte, mehr für Bobby zu trommeln. (Regina versuchte auch, in verschiedene Radio- und Fernsehquizshows zu kommen, um ein bisschen Extra-Geld zu verdienen. Bei einigen Fernsehquizshows wie *Top Dollar* und *Lucky Partners* schaffte sie es in eine Vorauswahl, doch trotz ihrer Intelligenz und Bildung wurde sie nie genommen.)

Regina war bereit, aus Liebe ihre eigenen Interessen hintanzustellen und ihr Möglichstes zu tun, um Bobbys Traum wahr werden zu lassen. Während Bobby noch schwankte, ob er beim Weihnachtsturnier in Hastings oder zur amerikanischen Meisterschaft antreten solle, schrieb Regina an Maurice Kasper, den Vorsitzenden der amerikanischen Schachstiftung: »Ich hoffe, Bobby wird eines Tages ein großer Schach-Champion. Denn er liebt Schach mehr als alles andere.«

Während Bobby auf Turnieren im In- oder Ausland spielte, schickte sie ihm oft Briefe und Telegramme, in denen sie ihn anfeuerte und bemutterte. Zum Beispiel: »Ich höre, du hast nach zwei Runden 1½ Punkte. Toll! Mach

so weiter, aber verausgabe dich nicht. Schwimme und vergiss dein Mittagsschläfchen nicht.«

Schließlich wurde Bobby dank Reginas Hartnäckigkeit zu einer Vorauswahl für den Quotenschlager *The 64 000 Dollar Question* eingeladen (dem Urahnen von *Wer wird Millionär?*). In dem Fernsehquiz würde es um Schachfragen gehen, um die Geschichte des Spiels und die Mythen drumherum. Einige weitere Kandidaten wurden ebenfalls zum Casting eingeladen. Der 14-jährige Bobby kam in seiner unvermeidlichen Cordhose und in einem Flanellhemd mit Button-down-Kragen zum Studio 52 der CBS. Er gab sich selbstbewusst und distanziert.

Das Prinzip der Sendung bestand darin, dass jeder Kandidat ein Wissensgebiet wählte, etwa Film, Oper, Baseball usw., und dann Fragen beantwortete, die exponentiell schwieriger wurden. Die erste richtige Antwort brachte zwei Dollar, die zweite vier, die dritte acht. Der Betrag verdoppelte sich jede Woche, bis zu einem Maximum von 64 000 Dollar. Wenn ein Teilnehmer an der 8000-Dollar-Frage scheiterte, bekam er einen neuen Cadillac im Wert von damals 5000 Dollar als Trostpreis.

The 64 000 Dollar Question war äußerst beliebt; sogar Präsident Eisenhower sah jede Woche zu. Sein Stab hatte strenge Anweisung, ihn zur Sendezeit nicht zu stören. Zum Sendetermin am Dienstagabend ging die Zahl der Verbrechen zurück, aber auch die der Kino- und Restaurantbesuche. Halb Amerika saß gebannt vor dem Schirm, und erfolgreiche Kandidaten wurden zu Berühmtheiten. Würde Schach als Wissensgebiet für die Sendung ausgewählt, bekäme der Sport einen gewaltigen Schub. Die Schachgemeinde, zumindest diejenige New Yorks, fieberte der Entscheidung des Senders entgegen.

Selbst Regina schätzte – ungewohnt optimistisch – Bobbys Chancen hervorragend ein. Bobby selbst freute sich auf eine Gelegenheit, sein immenses Schachwissen zu zeigen und vielleicht sogar 64 000 Dollar abzuräumen. Der Höchstgewinn (in heutiger Kaufkraft über 300 000 Euro) hätte alle Geldsorgen der Familie schlagartig beendet.

Beim Casting lief zunächst alles gut, Bobby beantwortete seine Fragen mühelos. Bis gefragt war, bei welchem Turnier Yates Aljechin besiegt habe. Bobby dachte lange nach und antwortete dann, es müsse sich um eine Fangfrage handeln, denn Yates habe Aljechin niemals besiegt.

Etwas verdutzt, weil Bobby bis dahin so traumhaft sicher geantwortet hatte, entgegnete der Redaktionsassistent, dass Yates Aljechin in zwei Turnieren geschlagen habe: 1922 in Hastings und im Folgejahr in Karlsbad. Bobby war stinksauer und wollte nicht einsehen, dass er falschlag. (Yates hat Aljechin in diesen Turnieren tatsächlich besiegt.)

Letztlich spielte Bobbys Auftreten beim Casting aber keine Rolle: Die Produzenten der Show entschieden sich gegen Schach als Wissenskategorie. Ihrer Ansicht nach interessierten sich einfach zu wenige Zuschauer dafür.

Dennoch gab Bobby sich eine Mitschuld. Sein Traum vom Reichtum hatte sich in Luft aufgelöst. Bescheiden resümierte er: »Ich schätze, keiner von uns war klug genug, um die Musterung zu bestehen. Solange wir hoffen durften, war [die Quizshow] aber ein spannendes Gesprächsthema.«

Eines Nachmittags, Regina kam gerade von ihrer Schicht im Krankenhaus, sprachen sie vor ihrem Haus zwei konservativ gekleidete Männer mit Sonnenbrillen an. »Mrs. Fischer? Mrs. Regina Fischer?«

»Ja?«, antwortete sie.

Die Männer zogen ihre FBI-Dienstmarken.

»Worum geht's?«

»Dürfen wir reinkommen? Wir würden uns gerne privat mit Ihnen unterhalten.«

»Sagen Sie zuerst, worum es geht«, beharrte Regina.

»Wir wollen nur ein paar Fragen stellen.«

»Nicht ohne meinen Anwalt.«

»Wovor fürchten Sie sich? Haben Sie etwas zu verbergen?«

»Ich fürchte nichts, und ich habe nichts zu verbergen«, antwortete Regina. »Ich will nur nicht mit Ihnen reden, ohne dass mein Anwalt dabei ist.«

Mit diesen Worten ließ sie die Ermittler stehen, betrat ihr Haus und stieg mit zittrigen Knien nach oben. Schließlich hatten die zwei Agenten sie ziemlich aggressiv angegangen.

Reginas politische Umtriebe mussten dem FBI subversiv vorkommen, vor allem im fast schon hysterisch antikommunistischen Klima jener Zeit: ihre sechs Jahre in Moskau, ihr ungreifbarer Mann in Chile, ihre Arbeit in Rüstungsbetrieben, ihr Umgang mit Unruhestiftern, ihre Nähe zu linken

Organisationen und ihre rege Beteiligung an Protesten. So hatte Regina am Abend vor der Hinrichtung der verurteilten Spione Ethel und Julius Rosenberg an einer Mahnwache teilgenommen. Hatte sie etwas Illegales getan? Gab es unter ihren Freunden Spione? Sie erforschte ihr Gewissen und rief dann ihren Anwalt an. Danach erzählte sie Joanie und Bobby, was passiert war.

Zu ihrer Erleichterung hörte sie nie wieder etwas vom FBI. Regina wusste, dass das Justizministerium sie seit 1942 verdächtigte, Sowjetspionin zu sein. Das FBI unter seinem Direktor J. Edgar Hoover durchleuchtete ihr Leben gründlichst. Die vertrauliche FBI-Akte über Regina Fischer veranschaulicht deutlich, wie sehr der von McCarthy befeuerte Verfolgungswahn Amerika damals im Griff hatte:

> GEHEIM
> Es sei vermerkt, dass die betreffende Person eine gut ausgebildete, weit gereiste, intelligente Frau ist, die seit Jahren mit Kommunisten und Personen mit kommunistischen Neigungen in Verbindung gebracht wird. Vom Charakter scheint sie bereit, den Russen aus ideologischen Motiven zu helfen. Angesichts obiger Umstände und ihrer kürzlich erfolgten Kontaktaufnahme mit einem Offiziellen der Sowjetbotschaft wird angeregt, weitere Ermittlungen durchzuführen. Es muss festgestellt werden, ob die betreffende Person in Handlungen verstrickt war oder ist, die den Interessen der Vereinigten Staaten zuwiderlaufen. Die Ermittlung gegen Fischer darf sich nicht auf das Sammeln weiterer Informationen bezüglich ihres kürzlich erfolgten Kontakts zu XXXXXXX beschränken. Angeregt wird eine gründliche Untersuchung, welcher Art ihre aktuellen Umtriebe sind und mit wem sie sich umgibt.

Das Telefon der Familie Fischer wurde angezapft. Undercover-Agenten gingen durch Joan Fischers Schülerakte am Brooklyn College. Regina wurde überwacht. Ihre Schwesternkolleginnen und Nachbarn wurden befragt. Ihre Akten an Highschool und Uni wurden durchgesehen, ihre ehemaligen Lehrer und Direktoren befragt. Selbst Reginas Stiefmutter, die zweite Frau Jacob Wenders, geriet ins Fadenkreuz. Insgesamt dauerten die Ermittlungen gegen sie fast ein halbes Jahrhundert an und kosteten den amerikanischen Steuerzahler Hunderttausende, wenn nicht Millionen

Dollar. Heraus kam außer einer 750 Seiten starken Akte gar nichts. Von Spionagetätigkeit keine Spur. »Meine Mutter«, sagte Joan Fischer einmal, »ist eine professionelle Protestiererin.« Schließlich kam auch das FBI zu dem Schluss, dass Regina Fischer keine Bedrohung für die Vereinigten Staaten darstellte.

Eine ironische Wendung bekam die Kommunistenhatz, als ein Informant dem FBI steckte, dass Regina aus der Kommunistischen Partei »rausgeworfen« worden sei – wobei unklar ist, ob sie denn je Mitglied war. Der Informant jedenfalls behauptete, sie sei von 1949 bis 1951 aktiv gewesen, dann aber wegen »mangelnder Parteitreue« ausgeschlossen worden. Wer weiß, sinnierte ein Ermittler, vielleicht wäre sie ja bereit, aus Rache mit dem FBI zu »kooperieren und Informationen zu Parteiaktivisten oder aktuellen Vorgängen in der Partei beizubringen«. Hätte das FBI diese Idee weiter verfolgt, wäre Regina vielleicht wirklich zur Doppelagentin geworden, zur Spionin für die amerikanische Regierung. Regina liebte nämlich Intrigen, Politik und Reisen, wäre also die ideale Spionin gewesen. Doch niemand versuchte, sie anzuwerben.

Bobby löcherte seine Mutter, er wolle unbedingt nach Russland reisen, um sich mit den besten Spielern der Welt zu messen. Von seinen kurzen Ausflügen nach Kanada und Kuba einmal abgesehen, war er noch nie im Ausland gewesen. Regina, eine begeisterte, fast schon zwanghafte Reisende, hätte ihrem Sohn den Wunsch gern erfüllt. Doch woher sollte das nötige Geld kommen?

Dreist wandte Regina sich direkt an Nikita Chruschtschow und bat ihn brieflich, Bobby zum Welt-Jugend-Festival einzuladen. Während er noch auf Antwort wartete, beantragte Bobby bereits einen Pass und ein Visum für die UdSSR. Ein Jahr später bekam er es. Jetzt brauchte er nur noch das nötige Geld für die Reise. Idealerweise hätte Bobby den Sommer gern ganz oder teilweise in Russland verbracht und sich dort auf das Interzonenturnier in Jugoslawien vorbereitet. Agenten und Informanten bespitzelten die Fischers weiterhin, und Regina wurde von der Vorstellung geplagt, Big Brother sehe ihr immer über die Schulter. Ihr ständiges – völlig berechtigtes – Misstrauen färbte stark auf ihre Kinder ab.

Sie fürchtete, das FBI könnte in ihrer Abwesenheit wiederkommen und Bobby aushorchen. Wenn die Behörden versuchten, ihr etwas anzuhängen, könnte jedes Fitzelchen Information, das er ihnen verriet, gegen Regina

verwendet werden. Deshalb drillte sie ihn im Abwimmeln von FBI-Leuten: »Bobby, wenn sie kommen und *irgendwas* fragen, und sei es nur, wie alt du bist oder wo du in die Schule gehst, antwortest du, ›ich habe nichts zu sagen‹. Verwende genau diese Worte, verstanden? ›Ich habe nichts zu sagen.‹«

Sie bläute ihm den Satz so lange ein, bis er ihn im Schlaf beherrschte. Rückblickend meinte Bobby, vermutlich habe Regina von anderen Bespitzelungsopfern erfahren, wie man mit dem FBI am besten umging. »Ich finde den Gedanken schrecklich, dass man damals tatsächlich kleine Jungen ausgehorcht hat. Ich war doch nur zehn oder zwölf«, meinte Bobby. Letztlich wurde er nie befragt, aber die Angst davor war ihm in Fleisch und Blut übergegangen.

Als zusätzliche Sicherheitsmaßnahme kaufte Regina ziemlich teure Lederumschläge für Bobbys russische Schachbücher, damit niemand sah, was er zum Beispiel in der U-Bahn las.

Eines Morgens, eine Woche nach seinem 15. Geburtstag, saß Bobby im Matheunterricht, als eine Nachricht vom Direktor kam. Bobby habe noch am gleichen Tag um 16.30 Uhr einen Auftritt in der Fernsehsendung *I've Got a Secret*. In der Sendung ging es darum, das »Geheimnis« eines Gastes zu erraten. Das Geheimnis bestand allerdings nicht darin, dass Bobby oder seine Mutter mit Kommunisten sympathisierten, sondern dass er Schachmeister der Vereinigten Staaten war. In der Sendung wirkte Bobby verängstigt. Er hielt eine nachgemachte Zeitung hoch, deren Schlagzeile schrie: STRATEGIE EINES TEENAGERS BESIEGT ALLE GEGNER. Als der Moderator verriet, dass »Mister X« aus Brooklyn komme, jubelte jemand im Publikum. Bobby strahlte. Ein Mitglied des Rateteams fragte, ob das, was er da Geheimes tat, Leute glücklich machte. Bobby antwortete scherzend: »Es machte *mich* glücklich.« Das Publikum – das in das Geheimnis eingeweiht war – lachte anerkennend. Das Rateteam biss sich an ihm die Zähne aus.

Entschlossen, Bobby nach Moskau zu bringen, hatte Regina die Produzenten der Sendung bedrängt, Bobby und seiner Schwester Joan ein Ticket nach Russland zu spendieren. Das FBI wusste von der geplanten Reise, vielleicht durch ein abgehörtes Telefonat. Es schickte daraufhin einen jugendlich wirkenden Undercover-Agenten zur Produktionsfirma von *I've Got a Secret*, der sich als Reporter einer Unizeitung ausgab. Der

Beamte blieb während der gesamten Sendung, enthüllte seine wahre Identität aber nicht.

Einer der Sponsoren der Sendung war die belgische Fluglinie Sabena, die sich breitschlagen ließ, Bobby zwei Gratistickets zu spendieren. Bobby, der nichts von dem Coup ahnte, war begeistert, als er am Ende der Sendung zwei Rückflugscheine nach Russland überreicht bekam. So überwältigt war er von der bevorstehenden Reise in das Land seiner Träume, dass er auf dem Weg von der Bühne in jugendlicher Ungeschicklichkeit über ein Mikrofonkabel strauchelte, sich aber gerade noch fing. Nach Ende der Sendung rief das FBI sofort seinen Kontakt in Moskau an, um sicherzustellen, dass Bobbys Umtriebe auch jenseits des Eisernen Vorhangs beobachtet würden.

Im Schachclub Manhattan fragte jemand Bobby, was er denn mache, wenn man ihn in Moskau zu einem Staatsbankett einladen sollte. Ob er zu dem Anlass eine Krawatte anziehen würde? »Wenn ich Krawatte tragen muss, gehe ich nicht hin«, antwortete er ehrlich.

Bobbys erster Flug. In Belgien, der Heimat von Sabena, machten Bobby und Joan drei Tage Zwischenstopp und sahen sich in Brüssel die Expo 58 an, eine der größten Weltausstellungen aller Zeiten. In einem Brief an Jack Collins pries Bobby das 102 Meter hohe Atomium als »achtes Weltwunder«. Während die Belgier im Rahmen der Weltausstellung erstmals mit Coca-Cola Bekanntschaft machten, übertrieb Bobby es (von Joan unbemerkt) mit dem belgischen Bier und hatte am nächsten Morgen den ersten Kater seines Lebens. Trotzdem spielte er ein paar Sieben-Minuten-Partien gegen den hochgewachsenen und soignierten Grafen Albéric O'Kelly de Galway, einen Internationalen Großmeister. Bobby aß außerdem so viel Softeis – eine weitere Neuerung auf der Weltausstellung –, wie nur reinpasste. Nachdem sie sich ein paar Tage in Brüssel amüsiert hatten, waren die Geschwister Fischer bereit, weiterzuziehen. Vorher kam es aber noch zu einer peinlichen Szene: Bei der Ankunft hatte Bobby sich ziemlich rüde beim Hotelpersonal beschwert, weil er mit seiner Schwester das Zimmer teilen musste. Deshalb nahm der Hotelmanager ihn kurz vor der Abreise ins Gebet und tadelte ihn streng. Das Hotel habe das Zimmer freundlicherweise gratis zur Verfügung gestellt, obwohl es während der Weltausstellung bis unters Dach voll war. Doch Bobby ließ den Manager einfach stehen, ohne sich die Rüge fertig anzuhören.

Vor dem Start der Maschine nach Russland stopfte Bobby sich Watte in die Ohren, um den Druck im Innenohr (der ihn auf dem Flug von New York nach Brüssel gestört hatte) zu verringern und den Lärm der Triebwerke zu dämpfen, sodass er in Ruhe Varianten auf seiner Taschengarnitur spielen konnte.

Am Flughafen Moskau warteten Lew Abramow, der Leiter der sowjetischen Schachabteilung, und ein Führer von Intourist auf Joan und Bobby. Man brachte sie ins National, das beste Hotel der Stadt. Eine sehr passende Wahl: Nach der Revolution von 1917 hatte Lenin, der Anführer der Bolschewiken, in diesem Hotel residiert. Lenin war aktiver Schachspieler gewesen, was die Popularität des Spiels im Land noch weiter gefördert hatte.

Die Geschwister Fischer genossen den Luxus einer prächtigen Suite mit zwei Schlafzimmern und freiem Blick auf Kreml, Roten Platz und die prächtigen Türme der Basilius-Kathedrale. Bobby wurde wie ein Star empfangen und bekam eine Dolmetscherin sowie ein Auto mit Chauffeur zur Verfügung gestellt. Drei Monate zuvor hatte Moskau einen weiteren jungen Amerikaner gefeiert: den 23-jährigen Van Cliburn, der hier den ersten Internationalen Tschaikowski-Wettbewerb im Klavierspiel gewonnen hatte und so den Kalten Krieg zwischen Amerika und der UdSSR für einen Moment vergessen ließ. Bobby erwartete nicht, ebenso bejubelt zu werden oder gar zur diplomatischen Entspannung beitragen zu können. Trotzdem, fand Regina, verdiene er den gleichen Respekt, die gleiche Aufmerksamkeit. Sie forderte das nicht ohne Hintergedanken: Sie hatte gelesen, dass Van Cliburn von Moskau aus jeden Tag seine Mutter in Texas angerufen habe – und ihm die Kosten dafür erlassen worden seien. »Ruf mich an«, schrieb sie Bobby. »Es geht aufs Haus.« Er tat es nicht.

Bobbys Respekt vor den russischen Topspielern, die er nur von ihren Partien her kannte, war immens. Deshalb glaubte Bobby sich anfangs im Schachhimmel. Er wollte sehen, wie das Spiel in den staatlich geförderten Pionierpalästen gelehrt und geübt wurde. Er wollte russische Schachliteratur kaufen und lesen sowie Clubs und Parks besuchen, in denen Schach gespielt wurde. Vor allem aber freute er sich darauf, gegen die besten Spieler der Welt anzutreten. Er hoffte, gegen möglichst viele Meister zu spielen und von den Sowjets zu lernen, wie man sich auf ein Interzonenturnier vorbereitete.

Doch er hatte sich verkalkuliert: Die Russen hatten nicht die geringste Absicht, einen Amerikaner in ihre Trainingsmethoden oder Schachgeheimnisse einzuweihen – erst recht nicht, weil Bobby ja in wenigen Wochen gegen eben jene Leute antreten würde, mit denen er jetzt zu trainieren hoffte. Die Leiter des Sowjetschachs hielten Bobby durchaus für eine Bedrohung. Ganz bestimmt würde man ihm nicht dabei helfen, die Sowjets in ihrem Nationalsport zu besiegen.

Man erstellte ein dichtes Besichtigungsprogramm für die Geschwister Fischer: Stadtrundfahrt, Führung durch den Kreml, Besuch des Bolschoi-Theaters (mit Ballettaufführung), des Moskauer Zirkus' und verschiedener Museen. Was für eine Gelegenheit, russische Geschichte und Kultur zu erfahren! Doch Iwan der Schreckliche, Peter der Große, Josef Stalin, Leo Tolstoi oder Alexander Puschkin ließen Bobby völlig kalt. Er war nach Moskau gekommen, um ernsthaftes Schach zu betreiben und sich mit russischen Turnierspielern zu messen. Jede freie Minute wollte er Schach spielen, idealerweise gegen die stärksten Meister des Landes. Moskau war der Austragungsort des großartigen Turniers von 1925 gewesen, bei dem Aljechin zum Großmeister aufstieg. Hier spielten, trainierten und lebten die meisten Topspieler der Welt, hier war nur wenige Monate zuvor die Weltmeisterschaft ausgetragen worden. Für Bobby war Moskau ein Schachparadies, und die Möglichkeiten in dieser Stadt machten ihn ganz schwindelig.

Lew Abramow bot Bobby an, ihm die Stadt zu zeigen, doch Bobby schlug das Angebot aus und bat, direkt zum Zentralnij Schachmatnij Club gebracht zu werden. Der Zentrale Schachclub Moskaus gilt als einer der besten der Welt. Fast die gesamte Elite der Moskauer Schachspieler gehörte dem 1956 gegründeten Club an. Seine Bibliothek umfasste angeblich 10 000 Schachbücher und 100 000 Karteikarten mit Eröffnungsvarianten. Bobby konnte kaum erwarten, all das zu sehen.

Als Bobby im Hauptquartier des Clubs am Gogolewskij Boulevard ankam, wurde er gleich zwei jungen Meisterspielern vorgestellt, Ewgenij Wasukow und Alexander Nikitin. Sofort begann er, gegen beide abwechselnd Schnellschach zu spielen. Er gewann jede Partie. Der spätere Meister Lew Khariton, damals noch Teenager, erinnerte sich, wie sich allmählich eine Traube um das Brett bildete. Alle wollten das amerikanische

Wunderkind sehen. »So über das Brett gebeugt, wirkte er irgendwie einsam«, sagte Khariton.

»Und wann spiele ich gegen [den Weltmeister] Botwinnik?«, fragte Bobby fordernd. »Und gegen Smyslow [den letzten Herausforderer Botwinniks]?« Man beschied ihm, beide Männer verbrächten den Sommer in ihren Datschen, fern von Moskau, und ständen nicht zur Verfügung. Vielleicht entsprach das sogar der Wahrheit.

»Na gut, wie steht's mit Keres?«

»Keres ist nicht im Land.«

Abramow behauptete später, er habe mehrere Großmeister angesprochen, aber keinen Gegner des von Bobby gewünschten Kalibers gefunden. Bobby wurde immer fordernder und übellauniger, was Abramow gewaltig auf die Nerven ging. Missmutig begrüßte Bobby die Gewichtheber und Olympioniken, denen er vorgestellt wurde, doch das gesamte Besuchsprogramm schien ihn zu langweilen. Die Russen begannen, ihn *maltschik* zu nennen, »kleiner Junge«. Bobby fühlte sich durch den Kosenamen beleidigt; schließlich war er bereits ein Teenager.

Schließlich zitierte man den Internationalen Großmeister Tigran Petrosjan in den Club. Sein Spiel galt als farblos, aber fast schon wissenschaftlich präzise. Petrosjan war einer der größten Defensivspieler aller Zeiten, außerdem grandios im Blitzschach. Bobby wusste natürlich von ihm; er hatte Petrosjans Partien des Amsterdamer Turniers 1956 studiert und ihn bei der Begegnung USA–UdSSR vier Jahre zuvor in New York aus der Ferne gesehen. Bevor der Großmeister eintraf, wollte Bobby wissen, wie viel man ihm, Bobby, für eine Partie gegen Petrosjan bezahlen würde. »Nichts«, kam die frostige Antwort Abramows. »Du bist unser Gast, und Gästen bezahlen wir keine Prämien.«

Die Partien wurden in einem kleinen, hohen Raum am Ende des Flurs gespielt, vielleicht, um die Zahl der Zuschauer klein zu halten. (Während der Partien gegen die zwei jüngeren Männer war die Zahl auf ein paar Dutzend angewachsen.) Petrosjan und Bobby spielten Schnellschach gegeneinander; die meisten Partien gewann Petrosjan. Viele Jahre später ließ Bobby durchblicken, dass Petrosjans Stil ihn damals »zu Tode gelangweilt« habe, weshalb er durch Flüchtigkeitsfehler unnötig viele Partien verloren habe.

Nach 20 Tagen lief Bobbys Visum aus. Und obwohl Bobby an allem herummäkelte, wäre er doch gerne – gratis versorgt vom Sowjetstaat – noch bis zum Beginn des Interzonenturniers in Moskau geblieben. Regina bemühte sich, Bobbys Visum verlängern zu lassen. Sie wünschte sich, dass er Europa kennenlernte und Fremdsprachen übte, deren Bedeutung für die Bildung sie immer wieder betonte. Außerdem wusste sie, dass er zur Vorbereitung auf das Interzonenturnier noch gegen die stärkeren Sowjetspieler antreten wollte. Doch dazu kam es nicht.

Als Bobby merkte, dass er keine Gegner für ernsthafte Wettkämpfe oder Trainingsspiele fand, bekam er einen Wutanfall. Er fühlte sich nicht angemessen respektiert. War er nicht der aktuelle amerikanische Schach-Champion? Hatte er nicht die »Partie des Jahrhunderts« gespielt, eine der brillantesten Schachpartien aller Zeiten? War er nicht ein Jahr zuvor schon gegen Max Euwe, einen ehemaligen Weltmeister, angetreten? Hatte man nicht vorausgesagt, dass er in zwei Jahren Weltmeister würde?

Er schmollte wie ein beleidigter König. Wie konnten sie *ihm*, dem Prinzen des Schach, nur etwas ausschlagen? In Bobbys Augen war die Weigerung der großen Meister, gegen ihn zu spielen, viel mehr als nur ein ärgerlicher Rückschlag oder eine Brüskierung, es war ein unerträglicher Affront. Auf den er, seiner Meinung nach, nur angemessen reagierte. Ihm schien es offensichtlich, dass die Spitzenspieler ihm auswichen, weil sie sich vor ihm fürchteten. Bobby sah sich in derselben Lage wie sein Held Paul Morphy genau 100 Jahre zuvor: Während dessen erster Reise nach Europa 1858 weigerte sich der Engländer Paul Staunton, der damals als weltbester Spieler galt, Morphy zu empfangen. Schachhistoriker und -kommentatoren stimmen darin überein, dass der 21-jährige Morphy Staunton locker geschlagen hätte. Und der 15-jährige Fischer glaubte fest, dass er Michail Botwinnik, den Weltmeister, besiegen würde, wenn er nur die Chance dazu bekäme.

Als Bobby dämmerte, dass er die Giganten des russischen Schachs nicht sofort – zumindest nicht innerhalb der nächsten Tage – treffen würde und außerdem keine Prämien zu erwarten hatte, schlug seine Liebe in Hass um: Die Sowjetunion war ihm kein Schachparadies mehr, sondern ein Nest von Verrätern. Er grantelte auf Englisch, etwas in der Art, nun reiche es ihm aber mit den »russischen Schweinen«. Dass die anwesende Dolmetscherin ihn hörte und verstand, kümmerte ihn nicht. Sie meldete die Beleidigung.

Jahre später meinte Abramow, die Dolmetscherin habe »pig«, Schwein, mit »pork«, Schweinefleisch, verwechselt, und Bobby habe sich nur über die einseitige Karte eines Restaurants beschwert.

In einer Postkarte an Collins schrieb Bobby: »Ich halte nichts von der russischen Gastfreundschaft, und ich mag die Leute nicht. Sie scheinen mich auch nicht zu mögen.« Unterwegs wurde die Karte von russischen Zensoren gelesen, und Bobbys Grantelei fand ihren Weg in die russische Presse. Bobbys Antrag auf Verlängerung des Visums wurde – verständlicherweise – abgelehnt. Damit begann sein lebenslanger, öffentlich ausgetragener Krieg gegen die Sowjetunion.

Doch ganz unabhängig von Bobbys spezieller Situation wurde die Sowjetunion für alle amerikanischen Staatsbürger ein heißes Pflaster. Mitte Juli belagerte ein Mob von 100 000 durch die staatlich kontrollierte Presse aufgehetzten Sowjets die US-Botschaft in der Tschaikowski-Straße und verlangte den Abzug aller amerikanischen Truppen aus dem Libanon. Fensterscheiben gingen zu Bruch, vor dem Gebäude wurde eine Präsident-Eisenhower-Puppe in Brand gesteckt.

So ernst war die Lage, dass Hans Gerhardt Fischer, Bobbys offizieller Vater, um Joans und Bobbys Leben fürchtete. Unter seinem südamerikanischen Namen Gerardo Fischer schrieb er Regina aus Chile einen besorgten Brief. Er jammerte, vielleicht seien die Kinder ja entführt worden, weil man nichts mehr von ihnen hörte. Er fragte Regina, was sie unternehmen wolle, um Joan und Bobby aus dem Land zu holen. Er fuhr fort, wenn er nicht bald etwas von ihr höre, würde er die Sache in die eigenen Hände nehmen. Allerdings, fügte er etwas mysteriös hinzu, wolle er sich nicht selbst in Schwierigkeiten bringen.

Als Regina nicht mehr ein noch aus wusste, erhielt sie ein rettendes Telegramm vom jugoslawischen Schachbund. Darin hieß es, man werde Bobby und Joan nicht nur gerne empfangen, wenn sie frühzeitig zum Interzonenturnier anreisten, sondern auch Trainingspartien mit Topspielern arrangieren. Joan, die sich mit Bobby wegen seines Verhaltens in Moskau mehrmals gestritten hatte, begleitete ihn noch nach Belgrad, fuhr aber nach zwei Tagen weiter zu Freunden nach England. Der 15-jährige Bobby war ganz auf sich allein gestellt – aber nicht lange. Schachoffizielle, Spieler, Journalisten und Neugierige drängten sich um ihn, und nur wenige Stunden nach der Landung in Jugoslawien saß er an einem Brett und spielte Schach.

In seinem ersten offiziellen Trainingsmatch auf europäischem Boden traf Bobby auf Milan Matulović, einen 23-jährigen Meister. Matulović wurde später in der Schachwelt berüchtigt dafür, gelegentlich eine Figur zu berühren, zu ziehen und dann – wenn er merkte, dass der Zug nichts taugte – wieder an ihren ursprünglichen Platz zu stellen, mit den Worten »*j'adoube*«, »ich rücke zurecht«. Nach den Regeln muss man diese Worte aber sagen, *bevor* man eine Figur berührt, die man nicht führen, sondern nur zurechtrücken will. Sagt man es nicht vorher, riskiert man die Disqualifikation. Außer im Fall des Zurechtrückens gilt immer die Regel »berührt-geführt«: Wenn man eine eigene Figur anfasst, muss man auch mit dieser ziehen. Matulović sagte so oft *hinterher* »*j'adoube*«, dass man ihm den Spitznamen »J'adoubović« gab. Bobby hingegen hielt sich strikt an die Regel und kündigte immer an, »j'adoube«, bevor er eine Figur berührte, um sie zurechtzurücken. Einmal soll er es sogar im Scherz gesagt haben, als er bei einem Turnier einen Zuschauer sanft zur Seite schieben musste.

Bei seiner ersten Partie gegen Matulović ließ Bobby ihm seine Tricksereien durchgehen – und verlor. Daraufhin erklärte Bobby dem Jugoslawen, bei den restlichen drei Partien würde er keine Schwindel-*j'adoube*s mehr akzeptieren. Bobby gewann die zweite und die vierte Partie, die dritte endete remis. Das Match ging also mit 2½ zu 1½ an ihn. Beide Siege Bobbys waren hart erkämpft, er brauchte 50 Züge, bis der Gegner aufgab. Auch wenn Matulović es mit den Regeln nicht so genau nahm, war er doch einer der besten Spieler seines Landes. Bobby fand den Sieg sogar so wichtig, dass er Collins davon unterrichtete.

Danach trat Bobby gegen einen der schillerndsten jugoslawischen Meister an, Dragoljub Janošević, einen Trinker, Frauenhelden und Zocker; einen Typen, der eher in die Halbwelt Brooklyns passte als in einen Schachclub. Janošević war ein starker und aggressiver Spieler, doch Bobby konnte in beiden Partien dagegenhalten und jeweils ein Remis erzielen.

Bobby öffnete seinen Koffer mit etwa 25 Kilo Schachbüchern und -magazinen und begann, sich auf das kommende Turnier vorzubereiten. Er studierte Eröffnungen und Varianten und analysierte die Taktik seiner künftigen Gegner. Von den 20 Spielern, gegen die er antrat, hatte er erst gegen drei schon einmal gespielt: Benko, Sherwin und Petrosjan. Dennoch waren ihm die anderen 17 keine Unbekannten. Seit Jahren hatte er die Nuancen ihres Spiels studiert: ihren Stil, ihre bevorzugten Eröffnungen, ihre

Stärken und Schwächen. Beispielsweise wusste er, dass Fridrik Olafsson meist in Zeitnot geriet und deswegen im Endspiel möglicherweise nicht so präzise agieren würde. Oder dass Bent Larsen regelmäßig obskure, längst vergessene Eröffnungen spielte, um den Gegner zu überraschen. Dagegen half keine Turniervorbereitung der Welt, doch Bobby war in Schachtheorie derart bewandert, dass er sich zumindest gut gerüstet fühlte. Am Ende hatte Bobby sich auf jeden seiner Gegner im Interzonenturnier auf die eine oder andere Weise vorbereitet.

In der Trainingsphase ackerte er sich durch seinen glückbringenden Lipnitzky und die aktuellste Ausgabe von *Modern Chess Openings*, die Tausende Partien und Varianten enthielt. Nach dem Abendessen setzte er sich ans Brett und arbeitete mit Radiomusik im Hintergrund bis zur Morgendämmerung. Bei Tagesanbruch ging er gewöhnlich ins Bett und schlief dann meistens bis zum Nachmittag. Das Hotel verließ er nur für die zwei oben erwähnten Begegnungen und für einen langen Spaziergang: Sein Freund Edmar Mednis, eine amerikanische Nachwuchshoffnung, kam auf dem Weg zu einem anderen Turnier durch Belgrad, besuchte Bobby und überredete ihn, einen ausgedehnten Spaziergang durch mehrere Stadtparks zu unternehmen.

Scheinbar völlig unbeteiligt zog Bobby aus dem geschichtsträchtigen und ein wenig düsteren Belgrad an die Küste nach Portorož um, wo das Interzonenturnier ausgetragen wurde. Am Strand direkt vor dem Hotel zeigte er kein Interesse, ebensowenig an den Strandcafés mit ihrem tollen Blick auf den Golf von Triest. Einheimische wie Touristen trafen sich hier, um im Freien zu essen und die grandiosen Sonnenuntergänge zu genießen. Im ganzen Monat des Turniers sah man Bobby kaum je außerhalb des Hotels, die meiste Zeit vergrub er sich im Zimmer und tüftelte an Strategien und Taktiken.

21 Spieler aus einem Dutzend Nationen hatten sich zur Teilnahme an diesem Turnier qualifiziert. Doch nur die sechs Bestplatzierten würden weiterkommen: ins Kandidatenturnier, wo sie zusammen mit zwei gesetzten Topspielern ausfechten mussten, wer gegen Michail Botwinnik antreten durfte, den amtierenden Schachweltmeister. Für Bobby war das Interzonenturnier das erste Turnier fern der Heimat. Dem 22-jährigen Michail Tal aus Riga ging es genauso: Der zweimalige Meister der UdSSR spielte zum ersten Mal im Ausland. Einige Experten, nicht nur sowjetische,

sahen Tal schon als Sieger. Amerikanische Topspieler prognostizierten, dass Bobby es diesmal noch nicht ins Kandidatenturnier schaffen würde. Gegen diese ausgebufften Veteranen fehle ihm schlicht noch die Erfahrung in internationalen Turnieren.

Bei der offiziellen Eröffnungszeremonie hieß der Präsident des Weltschachbunds, der Schwede Folke Rogard, die Spieler, Helfer und Trainer willkommen. Er sagte: »Dieses Turnier in Portorož kann von der Stärke des Teilnehmerfelds mit vielen großen Turnieren der Vergangenheit mithalten. Das ist der wachsenden Popularität dieses Sports zu verdanken; in den vergangenen Jahrzehnten hat sich das Schach aufgrund der höheren Anzahl an Spielern gewaltig weiterentwickelt.«

Bobby schien anderer Ansicht. Er plante offenbar, mit seinen Kontrahenten kurzen Prozess zu machen. Er verkündete, er würde einer der Kandidaten werden. Seine Strategie sah vor, alle »Luschen« zu schlagen und gegen die Spitzenspieler remis zu spielen. Der Plan hatte allerdings einen Haken: An dem Turnier nahmen keine schwachen Spieler teil; alle gehörten in ihrer Heimat zu den allerbesten, viele waren international gefürchtete Kontrahenten, und einige standen sogar an der Weltspitze.

Bobbys Helfer oder »Sekundant« während des Turniers war sein enger Freund William Lombardy, der ebenfalls bei Jack Collins gelernt hatte. Der 20-jährige Lombardy, ein angehender Priester, hatte die Juniorenweltmeisterschaft gewonnen, ohne auch nur einmal remis gespielt zu haben. Er war ein grandioser Spieler, so solide in seinen Fähigkeiten, so selbstgewiss am Brett, dass Fischer ihn einmal als »Felsen« bezeichnete. Zum Zeitpunkt des Turniers reichte Lombardys Spielstärke fast an die Bobbys heran.

Ein Sekundant beim Schach ist gleichzeitig Diener, Berater, Anwalt und Haushofmeister. Viele Sekundanten konzentrieren sich vor allem auf die Eröffnungen der nächsten Gegner und suchen nach Schwächen. Dann erstatten sie vor jeder Runde Bericht. Die vielleicht wichtigste Aufgabe des Sekundanten besteht darin, abgebrochene Partien (»Hängepartien« genannt) gemeinsam mit dem Spieler zu analysieren. Diese Sitzungen dauern gelegentlich die ganze Nacht, sodass der Spieler eine ganze Palette von Möglichkeiten durchdacht hat, wenn die Partie am nächsten Tag weitergeht. Sowjetspieler kamen traditionell mit einer ganzen Mannschaft von Sekundanten mit genau umrissenen Aufgabengebieten. So gab es

Spezialisten für Endspiele und für Eröffnungen, Fitness- und Motivationstrainer sowie Psychologen.

Der ältere und reifere Lombardy kümmerte sich wie ein Vater um Bobby. An Regina schrieb er aus Portorož: »Bobby putzt sich täglich die Zähne, zum Baden muss man ihn aber nötigen.« Lombardy schilderte auch seine ersten Eindrücke aus Portorož:

> Bei einem großen internationalen Turnier wie dem in Portorož passieren auch am Rande außergewöhnliche Dinge. Viele hatten sich spannende Spiele erhofft, schließlich können sich nur sechs Teilnehmer für das Kandidatenturnier qualifizieren. Doch ganz im Gegenteil schienen alle vor Anspannung wie gelähmt. Die Spieler waren nervös, und viele gerieten in extreme Zeitnot. Folglich verliefen die Partien für ein derart hochkarätig besetztes Turnier auf eher niedrigem Niveau.

Regina fürchtete, Lombardy spare vielleicht zu sehr mit Lob. »Bobby braucht Ermunterung«, schrieb sie in einem Brief an Joan. Doch es gibt keinen Hinweis darauf, dass der für seine spitze Zunge bekannte Lombardy Bobby entmutigt hätte. Ganz im Gegenteil erwies er ihm Zuneigung und Respekt; oft schickte er ihm nette kleine Botschaften und Kommentare. Die jungen Männer verbrachten fast alle längeren Ferien miteinander, normalerweise im Haus von Collins. James T. Sherwin, der zweite Amerikaner bei dem Interzonenturnier, erinnerte sich, dass Lombardy eigentlich auch *sein* Sekundant sein sollte. »Bobby brauchte Lombardy eigentlich nicht, weil die zwei vom Stil her so verschieden waren. Lombardy war ein enorm begabter, intuitiver Positionsspieler, aber in der Vorbereitung kein Arbeitstier wie Bobby. Bobbys Stärke war sein unerschöpfliches Repertoire an Varianten.«

Einmal fehlte Lombardy für einige Tage, weil er als Vertreter des US-Schachbunds am jährlichen Treffen des Weltschachbunds teilnehmen musste. In diese Zeit fielen zwei Hängepartien, die Bobby nun allein analysieren musste. Er verlor gegen Olafsson und spielte remis gegen Tal.

Lombardy erinnerte sich später an eine Unterhaltung zwischen dem Dänen Bent Larsen und dem Isländer Fridrik Olafsson vor dem Turnier.

Larsen: »Fischer ist ein Baby. Ich werde ihm den Hintern versohlen.«
Olafsson: »Sei dir nicht zu sicher. Pass auf!«

Larsen: »Keine Sorge, ich kann auf mich aufpassen.«

Am ersten Spieltag erschien Bobby dank Lombardy gewaschen, in dunklem Hemd und gebügelter khakifarbener Hose. Sein Gegner an jenem Abend war der massige Bulgare Oleg Neikirch, mit 44 Jahren einer der ältesten Teilnehmer und, in Bobbys Augen, ein »kleiner Fisch«. Lag's am Lampenfieber oder daran, dass er seinen Gegner unterschätzt hatte? Auf jeden Fall rettete er aus einer unterlegenen Stellung heraus gerade noch ein Remis. Scherzend meinte Neikirch hinterher, er habe Bobby das Remis angeboten, weil »es irgendwie peinlich ist, einen Buben zu besiegen. Das würde man mir daheim übel nehmen.« Noch peinlicher wäre es aber, gegen einen Buben zu verlieren, antworteten die Spötter. Das *New York World-Telegram* fand schon, es markiere »eine bemerkenswerte Wende in der Schachgeschichte«, dass Bobby bei seiner ersten Turnierbegegnung in Europa eine Niederlage vermieden habe.

Für Bobby ging es durchwachsen weiter, er suchte noch nach seiner Form. Nach der Neikirch-Partie gewann Bobby eine, verlor eine und spielte einmal remis. FISCHER BEI AUSLANDSDEBÜT AUSSER FORM befand die *New York Times*. In der sechsten Runde – Bobby hatte zu dem Zeitpunkt gerade einmal ein ausgeglichenes Ergebnis – traf er erstmals auf einen der ganz Großen des Sportes: David Bronstein aus der Sowjetunion.

Bronstein sah aus, wie man sich einen Schachspieler vorstellte: Er hatte eine Glatze und trug Hornbrille, meist schwarze Anzüge und weiße Hemden. Er diente als Vorbild für den Großmeister Kronsteen im James-Bond-Film *Liebesgrüße aus Moskau* (nur dass Kronsteen Haare hatte), und die im Film gezeigte Partie beruhte auf einer realen, die Bronstein gegen Spasski gespielt hatte. Bronstein wirkte zwar ernst und unnahbar, war aber ein freundlicher, fröhlicher, herzlicher Mensch, der von praktisch allen Kollegen gemocht wurde. Er verfügte über ein immenses Schachwissen und eine gewisse intellektuelle Exzentrik. Sein Spiel war von bedingungslosem Angriff geprägt, er selbst wirkte am Brett oft wie in Trance. Einmal starrte er bei einer Partie volle 50 Minuten das Brett an, bis er seinen nächsten Zug machte. Von der Papierform galten Bronstein und Smyslow, die beide schon gegen Botwinnik um den Weltmeistertitel gekämpft hatten, als die Turnierfavoriten. (Manche rechneten auch Tal noch dazu.) Der Weltmeisterschaftskampf Bronstein–Botwinnik 1951 war unentschieden

ausgegangen. Dennoch hatte Botwinnik seinen Titel behalten, denn die Regeln des Weltschachbunds verlangten, dass ein Herausforderer den Titelverteidiger *besiegen* musste, um selbst Weltmeister zu werden.

Da es im Turniersaal keine Klimaanlage gab, erschienen Fischer und Bronstein in kurzärmligen Hemden. Vor dem Turnier hatte Fischer erklärt, nur ein Spieler hier könnte ihn schlagen: Bronstein. Entsprechend gründlich hatte Bobby sich auf dessen Attacken vorbereitet.

Die Plätze der Spieler am Tisch waren mit kleinen Flaggen markiert. Die amerikanische auf Bobbys Seite, die sowjetische gegenüber. Fischer begann die Partie mit seiner bewährten und gründlich analysierten Spanischen Eröffnung, mit der er sofort die Initiative ergriff und in der Brettmitte Druck machte.

Die Partie war hart umkämpft, und während des langen, vertrackten Endspiels geriet Bobby in Zeitnot. Aus verschiedenen Gründen wollte er unbedingt gegen Bronstein gewinnen: um sich selbst zu beweisen, dass er es konnte; um es anderen zu beweisen, insbesondere den anderen Turnierteilnehmern; um der Welt zu zeigen, dass er zu den ganz Großen gehörte. Doch die Zeit, die Zeit, sie verrann.

Um beim Schach die Spieldauer zu begrenzen, verwendet man bei Turnieren Schachuhren. Die Spieler dürfen ihre vorgegebene Bedenkzeit einteilen, wie sie wollen, und für den einen Zug fünf Sekunden brauchen und für den nächsten eine halbe Stunde. Beim Interzonenturnier lag die Bedenkzeit bei zweieinhalb Stunden für die ersten 40 Züge, danach mussten jeweils innerhalb einer weiteren Stunde 16 Züge erfolgen. Sobald ein Spieler gezogen hatte, drückte er den Knopf auf seiner Seite der Schachuhr, womit er seine Uhr anhielt und die seines Gegners startete. Beide Spieler mussten ihre Züge mitschreiben, um gegebenenfalls beweisen zu können, dass sie im Zeitlimit geblieben waren.

Als Bobby seinen 40. Zug machte, waren nur noch Sekunden auf seiner Uhr übrig geblieben. Hätte er nur ein wenig länger gebraucht, wäre die Uhr abgelaufen, sein Fallblättchen wäre gefallen, und er hätte die Partie verloren gehabt. Nach dem 41. Zug wurde die Partie abgebrochen. An jenem Abend grübelten Bobby und Lombardy ewig über der Endspiel-Stellung. Bobby und Bronstein hatten jeweils noch einen Turm, einen Läufer und die gleiche Anzahl Bauern. In solchen Fällen einigt man sich in den meisten Fällen auf

ein Remis, aber die beiden jungen Amerikaner suchten stundenlang nach einer Möglichkeit, doch noch einen Sieg herauszuholen.

Am nächsten Tag fochten Fischer und Bronstein noch 20 Züge lang miteinander. Bronstein verlor einen Bauern, setzte dafür aber Fischers König unter Druck. Es ging nichts mehr voran, und schließlich wurde das Spiel nach der Zugwiederholungsregel für beendet erklärt und als Remis gewertet, nachdem dieselbe Stellung zum dritten Mal erreicht wurde.

Ein Zyniker sagte einmal, das Schwierigste am Erfolg sei, jemanden zu finden, der sich für einen freue. Bei Bobbys Remis gegen Bronstein stimmte der Spruch jedenfalls nicht. Im Marshall, wo man das Interzonenturnier per Liveticker verfolgte, flippten die Mitglieder schier aus, als sie von dem Remis erfuhren. »Bronstein?«, fragten sie ungläubig, fast schon jauchzend. Als wäre der Sowjet ein Goliath und Bobby der David, der ihm getrotzt hat, Figur um Figur. *»Bronstein? Das Genie des modernen Schachs!«* Das schier Unmögliche war eingetreten: Ein 15-Jähriger hatte es geschafft, gegen den vielleicht zweit- oder drittbesten Spieler der Welt remis zu spielen. In ihrer Begeisterung fingen die Mitglieder des Marshall schon an, eine Willkommensfeier für ihren Helden zu planen. Dabei hatte er sich doch noch gar nicht als Kandidat qualifiziert! Im Geiste übten sie schon Trinksprüche. An diesem Tag begann jedenfalls die Legendenbildung um Bobby ernsthaft. Man tauschte Geschichten darüber aus, wie man gegen Bobby gespielt hatte, als der noch ein Kind war. Andere erzählten, wie sie die »Partie des Jahrhunderts« live erlebt hatten. Und wieder andere schwelgten in Erinnerungen, wie sie mit Bobby am Herald Square einen Hotdog gegessen hatten.

Urplötzlich waren die Erwartungen umgeschlagen. Jetzt erträumte man rosige Zeiten, nicht nur für Bobby, sondern auch für das ganze amerikanische Schach. Könnte dieser frühreife Junge aus Brooklyn am Ende das Kandidatenturnier sogar *gewinnen*? Würde das amerikanische Schach auf den Schwingen von Bobbys Ruhm zu neuen Höhen getragen? »*Bronstein!*«

Obwohl erst sechs von 22 Partien gespielt waren, hatte das Turnier in Bobbys Augen seinen Höhepunkt bereits überschritten. Er versuchte sich zwar, weiter zu konzentrieren, fand es aber schwierig. Wenn Bobby sich an den wenigen spielfreien Tagen in der Öffentlichkeit zeigte, wurde er von Fans belagert. Anfangs gefiel ihm diese Aufmerksamkeit, doch bald nervte

ihn, dass sie gar nicht mehr aufhörte. Schließlich lernte er, sie zu hassen. Mindestens zweimal verschluckte ihn eine Fantraube, und in beiden Fällen wurde er beim Versuch, sich freizukämpfen, fast hysterisch. Er setzte sich übrigens strenge Regeln: Autogramme gab er nur *nach* Partien (sofern er nicht verloren oder enttäuschend gespielt hatte), nur etwa fünf Minuten lang und nur anwesenden Schachspielern. Manchmal setzte er sich nach einer Partie ins Auditorium, dann reichten ihm buchstäblich Hunderte Menschen ihre Programmhefte. Missmutig kritzelte er Unterschriften.

Weil die Menge sich während der Partien um seinen Tisch drängte und oft stundenlang gaffte, bat Bobby die Turnierleitung schließlich, das Gebiet um sein Brett abzuriegeln. Er klagte, er könne sich nicht konzentrieren. Wurde er auf der Straße um ein Autogramm gebeten, fragte er, ob der Betreffende Schach spielte. Tat er das nicht, verweigerte Bobby seine Unterschrift und ging davon. Ständig wurde er von Reportern, Fotografen und Autogrammjägern bestürmt, bis es ihm schließlich reichte: Ab Mitte des Turniers weigerte er sich rundweg, für Fotos zu posieren, Autogramme zu geben oder Fragen zu beantworten.

Von der Großtat gegen Bronstein einmal abgesehen, lief das Turnier nicht ganz nach Bobbys Plan. Gegen »kleine Fische« aus Argentinien, Ungarn, der Tschechoslowakei und anderen Ländern verlor er, gegen andere spielte er remis. Doch er zeigte auch große Leistungen: beim Remis gegen den Superstar Tal, gegen Tigran Petrosjan (seinen Spielpartner im Moskauer Schachclub) und gegen Svetozar Gligorić aus Jugoslawien. Brillant war auch sein Sieg gegen den Dänen Larsen. Jahre später bezeichnete Bobby diese Partie als eine seiner besten überhaupt. »Fischer gewann mit erstaunlicher Leichtigkeit«, vermerkte die *Chess Review*.

Gegen Olafsson erging es Bobby indes schlechter. Er versuchte gar nicht, sich diese Niederlage schönzureden (auch wenn er überzeugt war, dass er hätte gewinnen können). In einem Brief an Collins erklärte er: »Ich hätte nie verlieren dürfen … Ich spielte Schwarz in Lipnitzkys Ding [hier gab er die Züge an]. Wie auch immer, meine Eröffnung war gut, ich ging mit einem Bauern in Führung, doch dann patzte ich, und das Spiel war etwa ausgeglichen. Ich geriet in Zeitnot und machte ein paar schwache Züge hintereinander. Bei Abbruch der Partie hatte er zwei verbundene Freibauern, die nicht mehr zu stoppen waren.«

In seiner letzten Partie des Turniers trat Bobby gegen Gligorić an, einen der stärksten Nicht-Sowjets. Solange Bobby nur nicht verlor, war ihm ein Platz im Kandidatenturnier sicher. Gligorić hatte sich mit starken Leistungen bereits qualifiziert. Er hätte Bobby also ein frühes »Großmeister-Remis« anbieten und sich viel Mühe ersparen können. Stattdessen spielte er auf Sieg, opferte einen Springer, erbeutete dafür aber in den nächsten Zügen drei Bauern. Bobby wehrte sich tapfer gegen die unermüdlichen Attacken, bis Gligorić beim 32. Zug aufsah und fragte: »Remis?« Fischer nahm das Angebot sofort an. »Niemand opfert gegen Fischer eine Figur«, erklärte er nassforsch und grinste.

Mit diesem Remis sicherte sich Bobby den sechsten Platz und damit die Teilnahme am Kandidatenturnier. Nie hatte sich ein derart junger Spieler für ein solches Turnier qualifiziert! In Portorož wurde Bobby auch der jüngste Internationale Großmeister aller Zeiten. So mancher nannte ihn danach den Mozart des Schachs. Die *New York Times*, die sonst eher zurückhaltend über Schach berichtete, überschüttete Bobby auf ihrer Kommentarseite mit Lob:

> EIN HURRA AUF BOBBY FISCHER!
> Schachfreunde im ganzen Land stoßen auf Bobby Fischer an und jubeln freudig mit. Mit 15 ist dieser Knabe aus Brooklyn der jüngste Internationale Großmeister des Schachs und hat sich für ein Turnier im nächsten Jahr qualifiziert, auf dem der Herausforderer des amtierenden Schachweltmeisters Michail Botwinnik ermittelt wird. Wer die bewegenden Partien Bobbys bei dem soeben in Jugoslawien beendeten Turnier verfolgte, weiß, dass er eine Demonstration von Können, Mut und Entschlossenheit ablieferte, die einem doppelt so alten Meister zur Ehre gereicht hätte. Wir sind zu Recht stolz auf ihn.

Gerade einmal zwei Monate war Bobby im Ausland gewesen, doch er kam spürbar gereift zurück. Als ihn in Portorož ein Reporter fragte, ob er gern gegen den Weltmeister antreten würde, antwortete er: »Klar wäre es toll, gegen Botwinnik zu spielen. Aber noch sind wir nicht so weit. Vergessen Sie nicht, nächstes Jahr muss ich auf das Kandidatenturnier, bevor ich überhaupt daran denken kann, Botwinnik herauszufordern.« Nach einem

Augenblick des Nachdenkens fügte er dann hinzu: »Eines jedenfalls steht fest. Ich werde Schach nicht zu meinem Beruf machen.«

Bobby hatte sich in Moskau und Portorož herumgeschubst gefühlt, und 400 Dollar Entlohnung für sechs Wochen Turnierkampf empfand er als läppisch. »Jede Schachpartie schlaucht wie ein fünfstündiges Examen«, befand er. Er freute sich zwar über die Anerkennung als Internationaler Großmeister und über seinen Platz im Kandidatenturnier, aber er fragte sich auch, wie er je vom Schach leben können sollte. Außerhalb der UdSSR, wo Spitzenspieler dank staatlicher Unterstützung komfortabel lebten, kam kein Schachspieler mit seinen Preisgeldern über die Runden. In Amerika gab es zwar einige Schachprofis, aber die gaben nebenher Schachunterricht, spielten Schauturniere, betrieben Schachsalons, verkauften Schachgarnituren und schrieben gegen geringes Honorar Bücher und Zeitschriftenartikel.

Es war ein prekäres Leben.

Am Flughafen Idlewild (dem späteren John F. Kennedy Airport) warteten Regina, Joan und der Lektor Norman Monath auf Bobby. Monath arbeitete für Simon & Schuster und legte gerade letzte Hand an das erste Buch mit kommentierten Partien Bobbys. Als Regina ihren berühmten Sohn sah, stöhnte sie, »er ist ja dürr wie ein Zaunpfahl!«, und brach fast in Tränen aus. Anschließend nahmen die vier eine Limousine nach Brooklyn. Unterwegs besprachen Bobby und Monath das Buchprojekt. Sollte man das Buch später bringen und die 20 Partien des Interzonenturniers mit aufnehmen? In seiner ursprünglichen Konzeption sollte das Buch nur Bobbys Partien bei der amerikanischen Meisterschaft 1957 beschreiben, kommentiert von ihm selbst. Später beschloss man, auch die »Partie des Jahrhunderts« von 1956 noch mit aufzunehmen. Ursprünglich hatte der Arbeitstitel schlicht *Dreizehn Partien* gelautet. Wenn man nun das Interzonenturnier noch mit dazunahm, würde das Buch dicker (was nicht schaden konnte) und – vermutlich – attraktiver werden. Selbst mit den Partien in Portorož würde der schmale Band auf nicht mehr als 96 Seiten kommen.

Daheim angekommen, sprang Bobby die drei Stockwerke hoch, packte schnell aus, gab seiner Mutter ein Halstuch, das er in Brüssel gekauft hatte (»Sieht kontinental aus«, schmeichelte er, als sie es anprobierte), und sauste wieder nach unten. Monath ließ ihn vor Collins' Wohnung absetzen, und Sekunden später stürzten Bobby und Jack sich in die Analyse der

Turnierpartien. Bobby blieb stundenlang. Stammgäste des Hauses schauten vorbei, um ihre Glückwünsche auszusprechen, etwas zu essen und die Niederlagen gegen Benko und Olafsson zu analysieren. Beschlossen wurde der Abend damit, dass Bobby gegen fast alle Anwesenden nacheinander Fünf-Minuten-Partien spielte, insgesamt Dutzende.

Die ersten Schultage nach den großen Ferien verpasste Bobby. Und da seine fünf Kurse sehr anspruchsvoll waren, fiel er bald zurück. Doch statt Tadel gab es von der Schulleitung Lob: Sie verlieh ihm eine Goldmedaille dafür, dass er der jüngste Internationale Großmeister aller Zeiten geworden war. Außerdem brachte die Schulzeitung, der *Dutchman*, einen Artikel über ihn, wodurch er in der Schule noch mehr zum Star wurde.

Sechs Tage nach Bobbys Rückkehr veranstaltete der Marshall wie geplant einen Empfang für ihn. Über hundert Mitglieder kamen. Der Clubpräsident, Dr. Edward Lasker, hieß alle Gäste willkommen und begann, Bobbys zahlreiche Erfolge aufzuzählen. Doch der hörte gar nicht zu: Er spielte an einem Seitentisch Blitzschach gegen einige junge Meister, die sich um ihn geschart hatten.

Bobby beim Blitzen zuzusehen, war an sich schon ein Spektakel, von der Tiefe seines Spiels mal ganz abgesehen. Für ihn war Blitzschach so etwas wie Straßenfußball, man durfte ruhig die Klappe aufreißen. Wenn Bobby beim Blitzen am Brett saß, war er ganz in seinem Element, wie Michael Jordan, wenn er Richtung Basketballkorb abhob. Normalerweise ließ er vor Beginn der Partie die Knöchel knacken und hänselte den Gegner scherzhaft.

»Was? Du willst gegen *mich* antreten?«

Knack! Knirsch!

»So wird es klingen, wenn ich dich zertrete. *Zertrete*!«

[Mit aufgesetztem russischem Akzent:] »Du bist Küchenschabe. Ich bin Elefant. Elefant tritt auf Küchenschabe.«

Beim Ziehen warf er seine Figuren fast wie Dartpfeile auf ihre Felder. Sie landeten immer in der Mitte des vorgesehenen Feldes. Wenn er seine schlanken, flinken Finger mit elegantem Schwung von einer Figur nahm, wirkte er wie ein Konzertpianist. Machte er einen schwachen Zug, was selten genug vorkam, setzte er sich kerzengerade auf und sog Luft ein, was wie das Zischen einer Schlange klang. Wenn er eine Blitzpartie verlor, was noch seltener geschah, schob er wie angeekelt die Figuren von sich, zur Mitte des Bretts. Seine Nasenflügel bebten dabei, als rieche er etwas

Ekliges. Er behauptete, er könne die Stärke eines Spielers daran erkennen, wie dieser die Figuren berührte. Schwache Spieler zogen sie ungeschickt und unsicher, starke Spieler selbstbewusst und elegant. Manchmal stand Bobby mitten in einer Fünf-Minuten-Partie auf, während seine Uhr lief, ging zum Getränkeautomaten, kaufte eine Limo und schlenderte zum Brett zurück. Und gewann noch, obwohl er zwei, drei Minuten verschenkt hatte.

Eine Woche später kam Bobby wieder in den Marshall, um am wöchentlichen Blitzschachturnier teilzunehmen. Er gewann das »Tuesday Night Rapid Transit« (nach dem unterirdischen Schnellbahnsystem der Stadt New York benannt), gleichauf mit Edmar Mednis, der ebenfalls 13 zu 2 Punkte gesammelt hatte. Bobby hatte nur eine einzige Partie verloren: gegen seinen Mentor Jack Collins.

Die Beziehung zwischen Bobby und Collins war komplex. Bobby stellte für Collins eine Art Alter Ego dar, über das Collins in Regionen des Spitzenschachs vordringen konnte, die ihm selbst verwehrt geblieben waren. Collins brachte Bobby aber auch väterliche Liebe entgegen und war stolz auf all dessen Erfolge. Er behauptete, für ihn sei Bobby wie ein Sohn.

Bobby sah ihre Beziehung anders. Er betrachtete Collins nicht als Ersatzvater, sondern als Freund, trotz des Altersunterschieds von 30 Jahren. Er betrachtete auch Jacks Schwester Ethel als Freundin und behandelte sie oft herzlicher als ihn. Bobby fühlte sich jedenfalls bei beiden wohl, und einmal, als Regina wieder mal auf lange Reise gehen wollte, schlug sie vor, Bobby solle doch zu den Geschwistern Collins ziehen. Allerdings lebten die in einer Wohnung, die selbst für zwei Leute klein war. Ein Dritter hätte unmöglich noch dazugepasst, und so blieb Reginas Idee Wunschdenken.

Was Collins nicht wusste: Gelegentlich lästerte Bobby über Collins' Qualitäten als Schachspieler. Dabei besiegte Collins Bobby gelegentlich im Blitzschach oder in Trainingspartien – in einem offiziellen Turnier trafen sie aber nie aufeinander. Vermutlich ließ Bobby sich in seiner Beurteilung von Collins' Spielstärke zunehmend von dessen offizieller Wertungszahl beeinflussen. (Umgekehrt ging es vielen Spielern mit Bobby genauso.)

Damals wie heute fragen Schachspieler beim ersten Treffen bald: »Wie hoch ist deine Wertungszahl?« Auf den Spieler mit dem niedrigeren Wert wird dann gerne herabgesehen, manchmal wird er sogar geschnitten, als ob er zu einer niedrigeren Kaste gehörte. Fischers Wertungszahl pendelte lang um 2780, Collins kam nie über 2400 hinaus; zwischen den beiden Werten

lagen also Welten. Wäre der nominelle Abstand deutlich kleiner gewesen, hätte Bobby vielleicht nicht so abschätzig von Collins gedacht. Raymond Weinstein, ein starker Internationaler Meister und Schüler Collins', schrieb, er habe ehrfürchtig zu Collins aufgesehen, bis er Bobbys abschätzige Bemerkungen über ihn gehört habe.

Es fuchste Bobby, dass Collins als sein Lehrer Publicity bekam – und viele neue Schüler, die bei Collins die nächsten Fischers werden wollten. Vielleicht lag es ja an der Armut, die Bobby in seiner Kindheit erlebt hatte, auf jeden Fall hasste er die Vorstellung, dass jemand an ihm Geld verdiente. Der New Yorker Meister Asa Hoffmann drückte es einmal so aus: »Wenn jemand bereit war, für ein Bobby-Fischer-Autogramm 50 Dollar zu zahlen, und ein Vermittler sollte fünf Dollar bekommen, verlangte Fischer auch diese fünf Dollar. Bekam er sie nicht, war er bereit, die 50 Dollar zu opfern.«

5. KAPITEL
DER GLADIATOR DES KALTEN KRIEGS

Michail Tals Basiliskenblick war berüchtigt. Mit seinen dunkelbraunen, fast schwarzen Augen fixierte er seine Gegner so durchdringend, dass so mancher das Gefühl bekam, Tal wolle ihn mit schierer Willenskraft zu einem schlechten Zug zwingen. Pal Benko, ein Amerikaner mit ungarischen Wurzeln, setzte bei einer Partie gegen Tal sogar einmal eine Sonnenbrille auf, um dem stechenden Blick zu entkommen.

Nicht, dass Tal hypnotische Kräfte gebraucht hätte, um zu gewinnen. Der 23-jährige Lette war ein brillanter Spieler. Der zweimalige sowjetische Meister hatte das Interzonenturnier in Portorož 1958 gewonnen und galt damit als heißester Kandidat für den Einzug ins Finale um die Schachweltmeisterschaft 1960. Tals Stil war geprägt von wilden, originellen Kombinationen, intuitiven Opfern und Knalleffekten. Der gut aussehende, gebildete und vor Energie nur so strotzende Lette kam beim Publikum hervorragend an und war der Liebling der Schachwelt. Seine rechte Hand war verkrüppelt, doch sein Selbstbewusstsein litt darunter offenbar nicht.

Fischer verfügte auch zunehmend über Selbstbewusstsein, sein Stil allerdings unterschied sich radikal von Tals: Bobby spielte luzide, kristallklar, ökonomisch, konkret, vernünftig. J. H. Donner, der überlebensgroße niederländische Großmeister, brachte den Kontrast auf den Punkt: »Fischer ist der Pragmatiker, der Ingenieur. Er begeht fast keine Fehler. Stellungen beurteilt er nüchtern bis pessimistisch. Tal ist

einfallsreicher. Er muss sich ständig zügeln, um nicht übermütig zu werden.«

Beim europäischen Publikum kam Bobby gut an, was sicher auch an seiner Jugend lag. In Jugoslawien, einem schachbesessenen Land, wurde er ständig von Autogrammjägern und Reportern bedrängt. Der 16-jährige Schlaks mit seiner – wie manche Europäer fanden – Westernkleidung wurde als »lakonisch wie der Held eines alten Westerns« beschrieben.

Bobby hielt Tals Blick stand, als sie sich in Portorož zum ersten Mal am Brett begegneten. Die Partie endete remis. Drei Monate vor dem Kandidatenturnier trafen sie in Zürich wieder aufeinander, wieder spielten sie remis. Tal gewann das Turnier, Bobby wurde mit einem Punkt Rückstand Dritter. Aber beim Kandidatenturnier würde es um einen ungleich höheren Preis gehen: die Chance, gegen den amtierenden Weltmeister Michail Botwinnik um den Titel zu spielen – und Bobby war fest entschlossen, sich von einem durchdringenden Blick nicht aus dem Konzept bringen zu lassen.

Das Kandidatenturnier fand in drei jugoslawischen Städten statt, unter der Schirmherrschaft von Marschall Josip Tito, einem leidenschaftlichen Amateur-Schachspieler. Die acht besten Spieler der Welt traten gegeneinander an, jeder gegen jeden in jeweils vier Partien. Das Ganze würde über sechs Wochen dauern und enorm anstrengend werden. Vier Teilnehmer kamen aus der Sowjetunion: Michail Tal, Paul Keres, Tigran Petrosjan und Wassili Smyslow. Bobbys drei weitere Konkurrenten, Gligorić, Olafsson und Benko, gehörten ebenso zweifellos zur Weltspitze. Fischer war der einzige Amerikaner, und viele wussten ihn gar nicht recht einzuschätzen. In einem Moment jugendlichen Übermuts erklärte Bobby, er erwarte zu gewinnen. Der britische Schachjournalist Leonard Barden behauptete, Bobby sei so oft gefragt worden, welchen Platz er belegen werde, dass er das serbokroatische Wort für »ersten« gelernt habe: *prvi*.

Während des Turniers trat Fischer regelmäßig in Skipullover und ungebügelter Hose auf, mit verfilztem, ungepflegtem Haar. Seine Kontrahenten hingegen trugen Anzug, Hemd und Krawatte und achteten peinlich auf ihr Äußeres. Schließlich spielte man unter den kritischen Augen Tausender Zuschauer, anfangs in Bled, danach in Zagreb und schließlich in Belgrad.

Bobbys Sekundant, der Däne Bent Larsen, sollte ihm als Trainer und Mentor zur Seite stehen, kritisierte seinen Schützling aber ständig. Vielleicht litt er noch unter der Demütigung, die Bobby ihm in Portorož zugefügt hatte. Larsen, der aussprach, was ihm durch den Kopf ging, verriet Bobby: »Die meisten Leute finden es unangenehm, gegen dich zu spielen.« Dann fügte er an: »Du gehst seltsam.« Möglicherweise eine Anspielung auf Fischers athletischen Gang nach jahrelangem Tennis, Schwimmen und Basketball? Und um sich auch ja keine Beleidigung verbeißen zu müssen, schloss er: »Außerdem bist du hässlich.« Bobby war überzeugt, dass Larsen das nicht im Scherz sagte. Die Beleidigungen »schmerzten« ihn, sein Selbstbewusstsein litt ein wenig.

Aber das lähmte seinen Kampfgeist keineswegs.

Bobby war noch immer wütend über die, wie er fand, respektlose Behandlung, die er ein Jahr zuvor in Moskau erfahren hatte. Und so schlüpfte er in die Rolle eines Gladiators im Kalten Krieg. Bei einer Gelegenheit erklärte er, alle sowjetischen Spieler des Turniers bis auf Smyslow seien seine Feinde. (Mit Smyslow, einem rothaarigen Russen, kam er gut aus.) Jahre später enthüllten freigegebene KGB-Akten, dass Bobby mit seiner Einschätzung recht gehabt hatte. Ein russischer Meister, Igor Bondarewski, schrieb, »Alle vier Sowjets taten alles in ihrer Macht, um den Emporkömmling zu bestrafen.« Tal und Petrosjan, enge Freunde, einigten sich bei allen ihren vier Partien früh auf Remis, um Kraft zu sparen. Solche sogenannten Großmeister-Remis – bei denen beide Seiten die Partie gar nicht gewinnen wollen und sich nach wenigen belanglosen Zügen auf ein Remis einigen – sind zwar nicht verboten, grenzen aber an Wettbewerbsverzerrung.

Angesichts dieser Absprache kam Bobby die Galle hoch. »Ich werde diesen dreckigen Russen eine Lektion erteilen, die sie lange nicht vergessen werden«, schrieb er aus dem Hotel Toplice. Mit diesem Beschluss begann ein lebenslanger Kreuzzug.

Bei seiner ersten Partie gegen Tal saß Bobby schon am Brett, als der 23-jährige Lette in allerletzter Sekunde auftauchte. Bobby stand auf, Tal reichte ihm die Hand zum Gruß. Tals Hand war stark deformiert: Zwei Finger fehlten, die restlichen drei waren übermäßig dick. Sie erinnerte stark an eine Klaue. Bobby, das muss man ihm lassen, zuckte nicht mit der Wimper. Er schüttelte Tal die Hand, und das Spiel begann.

Schon nach wenigen Zügen verschwand Bobbys gute Laune. Es irritierte ihn, wie Tal sich am Brett und abseits davon verhielt. Dieses Mal nervte ihn »das Starren«. Außerdem setzte Tal nach jedem Zug seines Gegners ein leicht ungläubiges Lächeln auf, als wolle er sagen: »Dummer Junge! Ich weiß, was du planst. Wie amüsant, dass du glaubst, du könntest mich überlisten.« Auch das sollte Bobby offenbar aus dem Konzept bringen.

Fischer beschloss, es ihm mit gleicher Münze zurückzuzahlen. Er versuchte Tal niederzustarren und warf ihm ein kurzes verächtliches Lächeln zu. Doch nach ein paar Sekunden brach er den Blickkontakt ab und konzentrierte sich auf Wichtigeres: das Geschehen am Brett, seinen Angriffsplan und seine Antworten auf Tals mögliche Pläne.

Tal bewegte sich unaufhörlich. Innerhalb von nur Sekunden führte er eine Schachfigur, notierte den Zug auf seinem Partieformular, beugte das Gesicht direkt vor die Schachuhr, um die Zeit zu prüfen, verzog das Gesicht, lächelte, hob die Augenbrauen und »schnitt Grimassen«, wie Bobby es ausdrückte. Dann erhob er sich und ging auf der Bühne herum, während Bobby nachdachte. Tals Trainer Igor Bondarewski beschrieb die Bewegungen seines Schützlings so: »Er kreiste um den Tisch wie ein Aasgeier. Der vermutlich nur darauf wartete zuzuschlagen.«

Tal war Kettenraucher und konnte während einer Partie eine ganze Packung wegrauchen. Er hatte auch den Tick, sein Kinn auf die Tischkante zu legen und durch den Figurenwald auf seinen Gegner zu schielen. Tal verhielt sich so bizarr, dass Fischer glaubte, er mache das absichtlich, um ihn zu nerven.

Dieses Verhalten irritierte Fischer zunehmend. Er beschwerte sich beim Schiedsrichter, doch was sollte der schon sagen? Manchmal stand Tal mitten in der Partie vom Brett auf und plauderte mit den anderen sowjetischen Spielern, während Fischer seinen nächsten Zug plante. Tal und die anderen flüsterten sich Analysen ihrer Stellungen zu. Bobby verstand ja ein wenig Russisch und hörte etwa die Worte für Dame und Springer, wusste aber nicht, ob Tal von seiner eigenen Partie sprach. Bobby war stinksauer; er verstand nicht, warum der Oberschiedsrichter dieses Getuschel nicht untersagte, schließlich verboten die Regeln es ausdrücklich. Er forderte von den Ausrichtern, Tal zu disqualifizieren. Damit biss er allerdings auf Granit – es hatte sich über Jahrzehnte eingebürgert, dass

Sowjetspieler sich während ihrer Partien ungestraft miteinander unterhielten.

Fischer störte es auch, dass an anderen Brettern nach dem Ende von Partien die Kontrahenten den Spielverlauf besprachen, mitten auf der Bühne, nur wenige Meter von Bobby entfernt. Warum gingen sie dazu nicht in einen Analyseraum? Das Geflüster störte ihn in seiner Konzentration. Er beschwerte sich schriftlich beim Oberschiedsrichter darüber:

> Bitte verbieten Sie, dass zwei Kontrahenten nach Beendigung ihrer Partie den Verlauf [auf der Bühne] analysieren, um eine Störung der anderen Spieler zu verhindern. Nach Ende einer Partie sollte der Schiedsrichter die Figuren sofort entfernen, um ein Nachtarocken zu verhindern. Wir schlagen vor, die Organisatoren sollten einen eigenen Raum für die Analyse nach den Partien zur Verfügung stellen. Dieser Raum muss außer Hörweite der noch spielenden Teilnehmer sein.
> Robert J. Fischer, Internationaler Großmeister

Doch nichts geschah. Niemand schloss sich dem Protest an, denn fast alle machten sich eben jener Sünde schuldig, die Fischer anprangerte.

Wegen seiner häufigen Beschwerden begann man bald, Bobby »den quengeligen Amerikaner« zu nennen. Die anderen Spieler fanden sein ewiges Jammern widerlich, einen billigen Vorwand, um nach Niederlagen Turnierleitung und Gegnern die Schuld in die Schuhe zu schieben.

War Bobby zu dünnhäutig? Auf jeden Fall litt er an Geräuschüberempfindlichkeit, einer akuten Allergie gegen Krach und Hintergrundgeräusche. Offenkundig wusste Tal ganz genau, wie er Bobby zur Weißglut bringen konnte. Der Lette musterte Bobby von nah und fern und brach dann in Gelächter aus. Einmal deutete er im gemeinsamen Speisesaal auf Bobby und sagte laut: »Fischer! Kuckuck!« Bobby brach fast in Tränen aus. »Warum sagte Tal ›Kuckuck‹ zu mir?«, fragte er. Und zum ersten und vielleicht einzigen Mal während des Turniers versuchte Larsen, ihn zu trösten: »Lass dich nicht ärgern.« Er wies Bobby darauf hin, dass er sich ja rächen könne: am Brett. Später druckte eine örtliche Zeitung in Bled Karikaturen aller acht Spieler. Die Zeichnungen erschienen später auf einer Souvenirpostkarte. Bobby wirkte auf dem Porträt überaus ernst; mit

abstehenden Ohren und offenem Mund sah er aus wie ein … nun ja, Kuckuck.

Und um keinen Zweifel aufkommen zu lassen, saß neben Bobbys Porträt ein kleiner Vogel am Brett. Ein Kuckuck.

Zuschauer, Spieler und Journalisten wunderten sich offen darüber, wie Bobby mitten unter dem Schuljahr zwei Monate (September und Oktober) für ein Turnier freinehmen konnte. Schließlich kam heraus: Er hatte die Schule abgebrochen. Reginas Herz blutete, als der 16-Jährige sich rundweg weigerte, weiter zum Unterricht zu gehen. Sie hoffte, sie könnte ihn hinterher, nach dem Turnier, wieder zum Schulbesuch überreden. Selbst die stellvertretende Rektorin seiner Schule, Grace Corey, schrieb ihm nach Jugoslawien. Sie teilte ihm mit, er habe in den Prüfungen hervorragend abgeschnitten, mit 90 Prozent in Spanisch und 97 Prozent in Geometrie. »Ein tolles Jahr«, lobte sie und gab ihrer Hoffnung Ausdruck, dass Bobby wiederkomme.

Gute Noten hin oder her, die sowjetische Schachpresse begann, Bobby als ungebildet und kulturlos zu verunglimpfen, und tatsächlich setzte sich diese Propaganda in den Köpfen fest – selbst im Westen. Sowjet-Spieler verhöhnten ihn: »Bobby, was hältst du von Dostojewski?«, fragte einer. »Bist du Bentham-Fan?«, der andere. »Würdest du gern Goethe treffen?« Ihnen war nicht klar, dass Bobby während seiner Highschoolzeit zum Privatvergnügen Literatur gelesen hatte. Er mochte George Orwell, insbesondere *Farm der Tiere* und *1984*. Auch *Das Bildnis des Dorian Gray* von Oscar Wilde hatte er mit Genuss gelesen. Voltaires *Candide* gehörte zu seinen Lieblingsbüchern; Bobby redete oft über die amüsanten Stellen. Tal fragte Bobby einmal, ob er je eine Oper besucht habe. Als Bobby daraufhin den Refrain des Schmugglerchors aus Bizets *Carmen* sang, brachte das den Letten vorübergehend zum Schweigen. Kurz vor seiner Abreise nach Europa war Bobby mit Mutter und Schwester in New Yorks Metropolitan Opera gegangen und hatte *Carmen* angesehen. Er besaß auch ein Buch mit den Handlungen aller großen Opern, in das er gelegentlich hineinsah.

Unglücklicherweise spielte Bobby, Kultur hin oder her, am Anfang des Turniers schlecht. Er war frustriert darüber, die ersten beiden Partien gegen Tal verloren zu haben. Dennoch ließ Tal sich weiterhin keine Gelegenheit entgehen, seinen Kontrahenten zu irritieren. Unmittelbar vor Beginn der dritten Partie näherte Bobby sich Alexander Koblentz, einem von Tals

Trainern, und flüsterte ihm so bedrohlich wie möglich zu: »Wenn Tal sich nicht benimmt, schlage ich ihm die Vorderzähne aus.« Doch die Provokationen hörten nicht auf, und Fischer verlor auch die dritte Partie.

In Situationen wie diesen stürzen junge Spieler manchmal völlig ab. Doch Bobby fing sich wieder und schöpfte neue Hoffnung. Er überwand eine Erkältung und versetzte sich in die märchenhafte Welt Lewis Carrolls und seines verrückten Universums. Er schrieb: »Ich bin recht guter Stimmung und esse gut. [Wie] in *Alice im Wunderland*. Erinnerst du dich? Die rote Königin schrie, *bevor* sie Dreck ins Auge bekam. Ich bin guter Dinge, *bevor* ich all meine Partien gewinne.«

»Lass uns ins Kino gehen«, schlug Dimitrije Bjelica am Abend vor Bobbys erster Partie gegen Wassili Smyslow vor. Bjelica war ein jugoslawischer Schachjournalist (und ein landesweit bekannter Fußballreporter im Fernsehen). Er hatte sich in Portorož mit Bobby angefreundet und fand dessen Beschwerden berechtigt. Ein Kinobesuch, so dachte er, könnte Bobby vielleicht ein wenig aufheitern. Wie der Zufall so spielte, lief in Belgrad nur ein einziger englischsprachiger Film: *Ein Leben in Leidenschaft*, die opulente Biografie des niederländischen Malers Vincent van Gogh, der sein Lebensende in einer Nervenheilanstalt verbracht hatte.

Bobby ging gerne mit. In einer Szene des Films schneidet sich der verzweifelte van Gogh nach einem läppischen Streit mit Paul Gauguin ein Ohr ab. Da flüsterte Bobby seinem Begleiter zu: »Wenn ich morgen nicht gegen Smyslow gewinne, schneide *ich* mir ein Ohr ab.« Am nächsten Tag spielte Bobby mit Schwarz brillant und gewann – sein erster Sieg gegen den russischen Exweltmeister. Damit hatte die Parallele zwischen den höchst sensiblen Künstlerseelen van Gogh und Bobby dann zum Glück ein Ende: Bobbys Ohr blieb dran.

Im weiteren Verlauf des Turniers bildete sich ein ungutes Muster heraus: Wenn Bobby es schaffte, einen Gegner zu schlagen, verlor er oft am nächsten Tag gegen einen anderen. Er gewann gegen Benko und verlor dann gegen Gligorić. Auf einen Sieg gegen Fridrik Olafsson folgte eine weitere Niederlage gegen Tal. Bobby sah seine Chance schwinden, den Weltmeister herausfordern zu dürfen. Er fürchtete, wie Terry Malloy in *Die Faust im Nacken* nach seiner Niederlage mit einem »one-way ticket to Palookaville« dazustehen, als Verlierer ohne Perspektive im Leben.

Bobby verlor Partien, die remis hätten enden müssen, und spielte remis, wenn er hätte gewinnen müssen. Er verlor viereinhalb Kilo, dabei aß er kräftig. Der Hotelarzt verschrieb ein Stärkungsmittel, das aber nicht half. Sein Geld wurde knapp, nachdem er sieben Reiseschecks verloren hatte. Es fiel ihm schwer, seiner Mutter weiteres Geld abzuschwatzen. Einmal nannte er sie sogar eine »Laus«, weil sie ihm seinen Verlust nicht ersetzen wollte. »Du weißt, ich kann gut mit Geld umgehen«, jammerte er. Der laut Bobby »mürrische und nutzlose« Larsen entmutigte ihn weiter: Bobby könne keinen anderen Platz im Klassement erwarten als den letzten. Diesen Satz wiederholte er sogar öffentlich. Als das Zitat in der Belgrader Zeitung *Borba* erschien, fühlte sich Bobby gedemütigt. Larsen war sein Sekundant, er bekam 700 Dollar – nach heutiger Kaufkraft 4000 Euro – und sollte Bobby dafür gefälligst aufbauen und nicht öffentlich die Kassandra spielen.

Bobby verlor zwar gegen Tal, schlug sich aber in anderen Partien beachtlich. Harry Golombek, der Oberschiedsrichter, fand, Fischer sei im Lauf des Turniers besser geworden. Er mutmaßte: »Ginge das Turnier über 56 Runden statt nur über 28«, käme Bobbys große Stunde noch. »An Tal kommt er nicht heran, doch seine zwei Siege gegen Keres und sein ausgeglichenes Ergebnis gegen Smyslow beweisen schon seine echte Großmeister-Klasse.«

Weltmeister Michail Botwinnik schrieb: »Fischers Stärke wie Schwäche besteht darin, dass er sich stets treu bleibt und auf die gleiche Weise spielt, unabhängig von seinem Gegner und den äußeren Umständen.« Und es stimmt, Bobby blieb normalerweise bei seinem Stil, wodurch seine Gegner sich gut auf ihn einstellen konnten. Sie wussten schon im Voraus, welche Arten Eröffnungen er spielen würde.

Gut möglich, dass Tals Verhalten Bobby zur Weißglut brachte und ihm dauerhaft die Konzentration raubte. Jedenfalls begann Bobby, Pläne zu schmieden. Tal musste gestoppt werden. Wenn nicht am Brett, dann auf andere Weise. Tal, schrieb Bobby in einem Brief an Regina, hätte ihm auf unsportliche Art drei Spiele gestohlen und damit den ersten Platz im Turnier. »Er hat mich um ein Match gegen Botwinnik betrogen.«

Sprach hier schon krankhafter Verfolgungswahn aus ihm? Plante er womöglich eine Straftat? Oder ging da nur die Fantasie eines Halbwüchsigen durch? Wer weiß? Auf jeden Fall plante Bobby seine Rache. »Soll ich ihm mit meinem Stift ein Auge ausstechen? Beide

Käferaugen? Vielleicht sollte ich ihn vergiften. Ich könnte in sein Zimmer im Hotel Esplanade einbrechen und das Gift in sein Trinkglas schütten.« Trotz seiner Rachepläne – die er nie umsetzte – hielt Bobby in der vierten Partie tapfer mit. Er hatte der Presse gelobt, sie zu gewinnen, egal welche Tricks Tal sich am Brett oder abseits des Bretts einfallen ließe.

Während der Partie versuchte auch Bobby sich an einem Psychotrick, trotz seines oft zitierten Spruchs: »Ich glaube nicht an Psychologie – ich glaube an gute Züge.« Normalerweise führte er seine Figur, schlug auf die Schachuhr und notierte den Zug auf dem Partieformular. Jetzt änderte er beim 21. Zug diese Reihenfolge plötzlich. Anstatt zu ziehen, beugte er sich über das Partieformular und notierte den Zug, den er erwog. Dabei wechselte er zur in Russland gebräuchlichen Notation. Danach schob er das Formular ganz beiläufig so hin, dass Tal es lesen konnte. Während seine Uhr weiterlief, beobachete Bobby Tals Reaktion.

Tal setzte ein Pokerface auf. Er erkannte, mit diesem Zug würde Bobby auf die Siegerstraße geraten. Später schrieb er: »Ich wünschte mir sehr, dass er diese Entscheidung rückgängig machte. Also stand ich ganz ruhig auf und schlenderte über die Bühne. Ich scherzte mit jemandem [Petrosjan], warf einen beiläufigen Blick auf das Schaubrett und kehrte mit zufriedenem Gesichtsausdruck an den Tisch zurück.« Dass Tal sich vor dem drohenden Zug nicht zu fürchten schien, verwirrte Bobby. War ihm ein Denkfehler unterlaufen? Er strich den Zug auf dem Partieformular und machte einen anderen Zug – der ihn geradewegs ins Verderben führte.

Verzweifelt schloss Bobby die Augen, um die weiteren Streiche Tals nicht mitzubekommen. Das Brett musste er nicht sehen, er hatte die Stellung vor seinem geistigen Auge. Fieberhaft suchte er den einen Zug, die Variante, die taktische Finte, die ihn aus den schwierigen Gewässern seiner Stellung retten würde.

Doch nichts half. Er war verloren. Tal hatte auch die vierte und letzte Partie gegen ihn gewonnen. Ein tragischer Schachtod, der ihn im Innersten traf. Bobby weinte, er machte gar keinen Versuch, seine Tränen zu verbergen. Tal gewann das Turnier und wurde später Weltmeister.

»Ich liebe die Dunkelheit der Nacht. Sie hilft mir bei der Konzentration«, erklärte Bobby einmal. Seine Schwester war inzwischen verheiratet, seine Mutter nahm an einem Friedensmarsch von San Francisco nach Moskau teil, und so gehörte die Brooklyner Wohnung ihm ganz allein. Er fand es herrlich. Nur Hoppy leistete ihm Gesellschaft, ein stiller, hinkender Hund. Der Teenager durfte tun und lassen, was er wollte, ohne Einschränkungen durch Eltern oder Gesellschaft. Um die Bettwäsche in der Wohnung nicht so oft wechseln zu müssen und um gelegentlich die Perspektive zu wechseln, schlief er abwechselnd in verschiedenen Betten. Neben jedem Bett stand ein Stuhl mit einem Schachbrett. Bobby legte sich in das Bett des Abends, betrachtete die Stellung und grübelte. Sollte er sich den Vierbauernangriff gegen die Königsindische Verteidigung ansehen, der ihn bei Schnellschachpartien in Schwierigkeiten brachte? Sollte er Endspiele analysieren, vor allem verzwickte Konstellationen mit Turm und Bauern? Oder sollte er ein paar der 1300 hochklassigen Partien ansehen, die bei der Olympiade 1958 in München gespielt worden waren?

Fragen wie diese kamen jeden Abend vor dem Einschlafen auf, mussten aber regelmäßig 45 Minuten hintangestellt werden, wenn Bobbys Lieblingssendung im Radio kam.

Der Trompetenstoß am Anfang der »Bahn-Frei-Polka« von Eduard Strauß weckte Bobby auf, wenn er schon am Einnicken war. Die Titelmelodie der *Jean Shepherd Show* war von Arthur Fiedler und dem Boston Pop-Orchester eingespielt worden, und das Thema des Stücks – ein Pferderennen – erfreute Bobby jedes Mal. »Es klingt wie Zirkusmusik«, sagte Bobby einmal in aufgeräumter Stimmung, und es war einer der beschwingtesten Tänze, die der jüngste Sohn von Johann Strauss (sen.) je komponierte. Aber für Bobby kam es nicht so sehr auf die Musik an, sondern auf die folgende Sendung und den mürrischen, bissigen Humor ihres Moderators.

Bobby war ein fanatischer Anhänger von Jean Shepherd; wenn er in New York war, verpasste er kaum je eine Sendung. Shepherds Show – die verschiedentlich als teils Kabuki, teils Commedia dell'Arte beschrieben wurde – war gewöhnungsbedürftig: Ausführlich erzählte Shepherd von seiner Kindheit im Mittelwesten, seinem Leben in der Army und den Missgeschicken seines Erwachsenenlebens in New York. Er machte Kalauer, jaulte alte Barlieder (er hatte eine grässliche Stimme) und spielte

Kazoo, das simpelste aller Musikinstrumente. Die meisten Sendungen waren urkomisch, andere düster, fast depressiv. Er hatte ein künstliches Lachen, irgendwo zwischen Glucksen und Gackern, das ihn verrückt klingen ließ. Trotzdem hielten seine Fans ihn für einen modernen Mark Twain oder einen J. D. Salinger. Seine Geschichten hatten Biss und eine Botschaft und konnten immer wieder erzählt werden.

Bobby schrieb Hörerbriefe an Shepherd, ging auf Liveauftritte des Moderators in Greenwich Village (in einem Kaffeehaus namens Limelight) und besuchte ihn in dessen Studio am Broadway 1440. Nach der Sendung vollzogen die zwei ein New Yorker Ritual: Sie schlenderten die zwei Blocks zum Times Square und aßen bei Grant's einen Hotdog.

Shepherd erinnerte sich, dass sie auf diesen Ausflügen nicht viel geredet hätten. Einmal lästerte Bobby allerdings über einen Spieler, auf den er in einem Turnier treffen würde. »Er ist dumm«, wiederholte er immer und immer wieder, ohne zu verraten, um wen es sich handelte oder wie er zu seinem Urteil gelangt war.

Hin und wieder erwähnte Shepherd Bobby auch im Radio. Der Moderator spielte zwar selbst nicht Schach, bewunderte aber ein *Idealbild* von Bobby Fischer und dessen Leistung. »Bobby Fischer«, flüsterte er vertraulich ins Mikrofon, als rede er mit einem Zuhörer, nicht Zehntausenden. »Stell dir nur vor. Dieser richtig nette Junge, dieser großartige Schachspieler, vielleicht der größte Schachspieler *aller Zeiten*. Wenn er Schach spielt, ist er … fies. Also, *richtig* fies.« Ein paar Mal half Shepherd mit, Geld für den US-Schachbund zu sammeln. Er tat es für Bobby.

Bobby sah nicht gern fern. Beim Radiohören konnte man wenigstens nebenher ein Schachbrett betrachten. Außerdem glaubte Bobby das Gerücht, dass Fernsehgeräte schädliche elektromagnetische Strahlung aussandten, weshalb er möglichst wenig Zeit vor den allgegenwärtigen Flimmerkisten verbrachte. Die Intimität des Radios hingegen liebte er. Während Shepherds Sendung verdunkelte Bobby sein Zimmer und stellte sich vor, Shepherd rede nur mit ihm. So fühlte er sich weniger einsam. Die Beleuchtung der Radioskala schimmerte im Dunkel, neben ihm stand ein Schachbrett, im Zimmer verstreut lagen Schachbücher und -zeitschriften. Bobbys Gedanken wanderten.

Im Anschluss an Shepherds Sendung suchte Bobby nach anderen Sendungen und Shows. Manchmal begnügte er sich mit Popmusik. Wenn

die Lautstärke weit genug heruntergedreht war, konnte er sich noch immer auf das Brett konzentrieren. An anderen Abenden hörte er – oft fundamentalistischen – Predigern zu, wie sie predigten und die Bibel auslegten.

Fasziniert hörte sich Bobby allmählich immer öfter religiöse Sendungen an, zum Beispiel *Hour of Decision* (Stunde der Entscheidung) des Erweckungspredigers Billy Graham. Darin rief Graham das Publikum auf, sein bisheriges Leben aufzugeben und sich von Jesus Christus erretten zu lassen. Fischer verfolgte auch *The Lutheran Hour* (Die evangelische Stunde) und *Music and the Spoken Word* (Musik und das gesprochene Wort), eine Sendung des Mormon Tabernacle Choir mit aufmunternden Parolen. Am Sonntag gewöhnte Bobby sich an, den ganzen Tag Radio zu hören, immer auf der Suche nach einem guten Sender. Bei einem dieser Streifzüge durch die Senderlandschaft stolperte er in eine Sendung des charismatischen Herbert W. Armstrong auf *Radio Church of God* (Radio Kirche Gottes). Es handelte sich um einen eingedampften Gottesdienst mit Liedern, Hymnen und einer Predigt von Armstrong, die oft von der Natürlichkeit und der Alltagstauglichkeit der Heiligen Schrift handelte. Armstrong traf bei Bobby einen Nerv. Bobby erinnerte sich später: »Er klang so aufrichtig. Er folgte den richtigen Prinzipien: Hingabe, harte Arbeit, Hartnäckigkeit. Er gab nie auf, er war stur, er hielt durch.« Genau an diese Qualitäten glaubte auch Bobby. Sein Interesse war geweckt.

Ein Grundsatz von Armstrongs Lehre lautete, man dürfe Ärzten in ihrer Arroganz nicht trauen. Einmal predigte er:

> Wir sind es nicht wert, bei der Kommunion das gebrochene Brot zu nehmen, wenn wir an Ärzte und Pillen glauben statt an Jesus Christus – und so andere Götter an Seine Stelle setzen! Deshalb sind viele krank. Viele sterben.
>
> Gott ist der Heiler – der einzige wahre Heiler –, und die medizinische Wissenschaft stammt aus dem alten Heidenglauben an Medizinmänner, die in engem Kontakt zu imaginären Göttern zu stehen behaupteten. Sind nun alle Ärzte überflüssig?
>
> Nein, das glaube ich nicht. Aber wenn alle Menschen Gottes Wahrheit verstünden und anwendeten, spielten Ärzte eine ganz andere Rolle als heute. Selbst ein Sack, ein ganzer Eisenbahnwaggon voll Medizin bringt

keine Heilung! Die meisten unserer heutigen Krankheiten sind die Folge schlechter Ernährung und falscher Essgewohnheiten. Die wahre Funktion des Arztes sollte nicht sein, sich Gottes Stellung als einziger Heiler anzumaßen. Nein, er sollte dir helfen, den Gesetzen der Natur zu folgen, indem er eine gute Ernährung vorschreibt, indem er dir beibringt, nach den Gesetzen der Natur zu leben.

Begeistert bestellte Bobby Kopien der Predigt und verteilte sie an seine Freunde.

Im Laufe der Zeit wuchs Armstrongs Radio Church of God zu einem internationalen Konzern, der Weltweiten Kirche Gottes, mit einer Anhängerschar von 100 000 Gemeindemitgliedern und Zuhörern. Bobby fühlte sich in der evangelikalen Sekte wohl, weil sie christliche und jüdische Elemente verband, wie etwa die Einhaltung der Sabbatruhe von Freitagabend bis Samstagabend, koschere Ernährungsgesetze, den Glauben an einen künftigen Messias, das Begehen jüdischer Feiertage und die Ablehnung von Weihnachten und Ostern. In kürzester Zeit verfiel er der Church of God fast ebenso wie dem Schach. Samstagabends, nach der Sabbatruhe, fuhr er gewöhnlich in den Schachclub Manhattan oder zu Collins und spielte bis spät in die Nacht Schach. Und obwohl er manchmal erst um vier Uhr morgens heimkam, betete er dann noch eine Stunde. Er begann einen Fernkurs in »Bibelkunde«, den die Sekte anbot. Dieser Kurs ging oft auf aktuelle Ereignisse ein und interpretierte sie in Armstrongs Sinn. Am Ende jeder Wochenlektion stand ein Test zur Selbstprüfung. Eine typische Frage lautete:

Was ist der tiefere Grund für Krieg und menschliches Leid?
a) Das übermäßige Verlangen des fleischlichen Menschen
b) Unwahre politische Ideologien wie Kommunismus und Faschismus
c) Armut
d) Der Mangel an Bildungs- und Berufschancen
Lösung: a) [Bobby hatte richtig geantwortet.]

Bobby begann, der Sekte zehn Prozent seiner mageren Schacheinkünfte zu überlassen. Er weigerte sich, an Turnieren teilzunehmen, bei denen er am Freitagabend spielen musste. Er versuchte, ein Leben nach den Lehren

Armstrongs zu führen, und behauptete: »Die Heilige Bibel ist das vernünftigste, bodenständig klügste Buch, das je geschrieben wurde.«

Bald nahm er einen blau überzogenen Karton überallhin mit. Wenn jemand ihn fragte, was er enthalte, antwortete er nicht. Aber sein Blick sagte: »Wie kannst du nur fragen? Ich bin tief verletzt und beleidigt.« Woche um Woche schleppte er die Schachtel mit sich herum, in den Schachclub, ins Restaurant, ins Café, in die Billardhalle. Es war schon Mitte der 60er, als Bobby während eines Restaurantbesuchs zur Toilette ging und sein Begleiter nicht widerstehen konnte. Mit schlechtem Gewissen, weil er in Bobbys Privatsphäre eindrang, schob er den Deckel der Schachtel auf. Darin lag ein Buch, auf dem in goldenen Lettern stand: Die Bibel.

In jener Phase verzichtete Bobby aus Frömmigkeit auf den Gebrauch von Obszönitäten. Eines Abends saß er mit einem Freund in Howard Johnsons Restaurant an der Sixth Avenue Ecke Greenwich und trank Limonade mit Eiskrem, als eine junge Frau um die 18 wiederholt in das Restaurant torkelte. Sie war betrunken oder high und gab einen ununterbrochenen Strom von Obszönitäten von sich. Bobby regte sich fürchterlich auf. »Hast du das gehört?«, fragte er. »Das ist schrecklich.« Er ertrug es nicht, der Frau weiter zuzuhören. »Lass uns gehen«, forderte er seinen Freund auf. Die beiden gingen, ohne ihre Limonade ausgetrunken zu haben.

6. KAPITEL
DER NEUE FISCHER

Es war peinlich, das Betteln mitanhören zu müssen. Ein junger Schachmeister, ein paar Jahre älter als Bobby, rief vom Büro des Marshall an und versuchte, Bobby zu einem Treffen zu überreden: »Mach schon, Bobby. Ich hol dich ab, okay?« Schweigen am anderen Ende der Leitung. »Wir können einfach rumhängen.« Stille. »Wir spielen ein paar Fünf-Minuten-Partien oder gehen ins Kino.« Keine Antwort. »Nimm doch ein Taxi. Ich zahle.« Es war zwei Uhr nachmittags, und Bobby war gerade aufgewacht. Als er nach endlosem Klingeln endlich antwortete, klang seine Stimme rau und schleppend; er zog die Worte dermaßen in die Länge, dass aus jeder Silbe zwei wurden. Doch er redete laut – laut genug, dass alle im Büro es mithören konnten. »Ich weiß nicht. Nein. Wann? Ich muss was essen.« Der Anrufer schöpfte Hoffnung: »Wir können in der Oyster Bar essen. Komm schon, du magst das.« Geschafft! Eineinhalb Stunden später, um halb vier Uhr nachmittags, nahm der 16-jährige Bobby die erste Mahlzeit des Tages ein: Seezungenfilet und ein großes Glas Orangensaft.

Wahrscheinlich hatte ihn kaum ein Passant erkannt, als er durch das Grand Central Terminal zum Restaurant ging, doch für seinen Gastgeber – wie für fast alle Schachspieler – bedeutete ein Essen mit Fischer so viel wie anderen ein Dinner mit Cary Grant oder Gina Lollobrigida. In der Schachwelt entwickelte sich Bobby zum Superstar, doch je berühmter er wurde, desto ekliger benahm er sich. Durch seine Erfolge am Brett war sein Ego so groß geworden, dass er niemanden mehr als gleichwertig behandelte. Der charmante Bobby mit seinem ansteckenden Lächeln existierte nicht mehr. An seine Stelle war ein schwieriger, herablassender,

oft übellauniger Bobby getreten. Außerdem betrachtete er es zunehmend als Gefallen, sich mit jemandem sehen zu lassen.

Und es machte ja nichts aus, wenn er jemanden verprellte, weil dann halt jemand anderes anrief und ihn zu einer Partie Schach, ins Kino oder zum Abendessen einlud. Alle suchten sie seine Nähe, alle wollten Teil der Bobby Fischer Show sein, und das wusste er. Ein Lapsus, ein Streit, eine schlecht getimte Verabredung, und Bobby brach den Kontakt gnadenlos ab. Und zwar endgültig; der nächste Fan stand schließlich schon bereit.

Bobby pflegte bald mit niemandem mehr Umgang, der nicht Schach spielte. Nur eines verachtete er noch mehr als Nicht-Spieler: schwache Spieler. Ersteren konnte man ihre Ignoranz vergeben, aber für schwache Spieler – zu denen per Definition fast jeder gehörte, den Bobby schlagen konnte – galt keine Ausrede. »Also bis zum Meister sollte es wirklich *jeder* bringen«, sagte er überzeugt. Bobby führte sich auf wie ein König, dabei lief es im Herbst 1959 für ihn gar nicht gut. Vor einem knappen Monat war er vom Kandidatenturnier in Jugoslawien zurückgekehrt, und er war noch immer erschöpft. Vom Schach selbst bekam er nie genug, doch das überaus anstrengende zweimonatige Turnier hatte ihn enorm Kraft gekostet. Er litt darunter, das Turnier nicht gewonnen zu haben, und konnte die vier schmerzlichen Niederlagen gegen Tal (die »geraubten Siege«, wie er es nannte) nicht verwinden.

Dazu kamen, wie immer, Geldsorgen. In Bobbys Umfeld stellte man sich die offensichtliche Frage: Wie kam es, dass einer der besten Spieler der Welt oder zumindest der USA nicht von seinem Beruf leben konnte? Damals betrug das Jahreseinkommen des Durchschnittsamerikaners 5500 Dollar. Warum hatte Bobby, der sich gewiss nicht als durchschnittlich betrachtete, dann in einem Jahr harter Arbeit kaum 1000 Dollar verdient? Für die Teilnahme am Kandidatenturnier hatte er gerade einmal 200 Dollar bekommen. Und wenn sich mit Turnieren kein Geld verdienen ließ, warum half ihm die Amerikanische Schachstiftung nicht? Sie unterstützte doch auch Reshevsky, zahlte ihm sogar ein Studium. Lag es daran, dass Bobby kein strenggläubiger Jude war und Reshevsky orthodox? Fast alle Direktoriumsmitglieder der Stiftung waren Juden. Übten sie sanften Druck auf Bobby aus, sich anzupassen? Wieder zur Schule zu gehen? Sahen sie auf ihn herab, weil er »nur ein Kind« war? Oder lag es an seiner Art, sich zu kleiden?

Noch den ganzen November und die ersten zwei Dezemberwochen wurde Bobby mit Telegrammen und Telefonanrufen bestürmt. Viele erkundigten sich, ob er beim Rosenwald-Turnier antreten und seinen Titel als amerikanischer Schachmeister zu verteidigen versuchen würde? Bobby wusste es selbst noch nicht. Schließlich kam Anfang Dezember ein Brief mit den Turnierdetails. Er listete die zwölf eingeladenen Spieler auf, alle Paarungen, alle Termine und sogar, welche Farbe welcher Spieler in welcher Runde hatte. Bobby schäumte. Normalerweise würden die Paarungen bei allen europäischen und den meisten internationalen Turnieren *öffentlich* ausgelost, schimpfte er laut.

Die Veranstalter des Rosenwald empfanden Bobbys Protest als Unterstellung, sie hätten bei der Auslosung gemauschelt und bestimmten Spielern einfache Gegner zugeschanzt. Sie reagierten empört. Bobby forderte: »Lost die Paarungen neu aus, aber diesmal öffentlich.« Die Veranstalter weigerten sich jedoch, worauf der 16-jährige Bobby mit einer Klage drohte. Der Streit eskalierte, und man teilte Bobby mit, wenn er sich zu spielen weigere, werde ein Ersatzspieler an seiner Stelle nominiert. Schließlich fand sich doch noch eine Lösung: Wenn Bobby diesmal antrat, würde die Auslosung im folgenden Jahr öffentlich erfolgen. Dieses Entgegenkommen reichte Bobby, er sagte zu. Er hatte die Schlacht gewonnen.

In der Vergangenheit hatte sich Bobby über die anhaltende Kritik an seinem Kleidungsstil geärgert. Ein Artikel in der Sonntagsbeilage *Parade*, die von Zigmillionen gelesen wurde, hatte ein Foto von ihm auf einem Simultanschaukampf gebracht, mit der Bildunterschrift: »Trotz seines Aufstiegs zum Ruhm kleidet Bobby sich noch immer leger. Man beachte seine Latzhose und sein Karohemd im Kontrast zu den Anzügen und Krawatten seiner Kontrahenten.« Er fühlte sich durch Sticheleien – und seien sie noch so sanft – gekränkt. Er fand, sie lenkten doch nur davon ab, wer er *unbestreitbar* war – nämlich Großmeister und US-Champion. Kritik empfand er als Majestätsbeleidigung, als Herabwürdigung des weltbesten Schachspielers.

Pal Benko, gegen den Bobby im Kandidatenturnier angetreten war, behauptete später, ihm gebühre der Verdienst, Bobby zu einem gepflegteren Auftreten überredet zu haben. Er brachte Bobby zu seinem Schneider im Klein-Ungarn Manhattans, wo der Teenager sich ein paar Maßanzüge

machen ließ. Wie er sich maßgeschneiderte Anzüge leisten konnte, bleibt allerdings ein Rätsel. Vielleicht stammte das Geld aus einem Vorschuss für sein Buch *Bobby Fischer's Games of Chess*, das 1959 herauskam.

Als Bobby im Dezember 1959 zur ersten Runde der US-Meisterschaften im Hotel Empire erschien, trug er einen perfekt sitzenden Anzug, ein maßgeschneidertes weißes Hemd, eine weiße Sulka-Krawatte und italienische Schuhe. Außerdem waren seine Haare gekämmt. Sein Auftreten hatte sich derart radikal geändert, dass man ihn kaum wiedererkannte. Verschwunden die Turnschuhe und Skipullover, die ungebändigten Haare, die Karohemden und die angeschmutzten Cordhosen. Erwartungsgemäß schrieb die Presse von einem »neuen Fischer«; sie interpretierte Bobbys neues Auftreten als Zeichen dafür, dass der Junge allmählich erwachsen wurde.

Seine Kontrahenten ließen sich ihr Erstaunen über Bobbys Verwandlung nicht anmerken. Sehr wohl staunten sie aber bald über etwas anderes: Der elegant gekleidete Bobby verlor im gesamten Turnier keine einzige Partie. Damit gelang ihm etwas nie Dagewesenes: Drei Mal hintereinander hatte Bobby die US-Meisterschaft gewonnen, ohne ein einziges Mal geschlagen worden zu sein.

Für diesen beeindruckenden Sieg erhielt Bobby 1000 Dollar Siegprämie. Die Finanzen der Familie verbesserten sich weiter, als Jacob Wender starb und seiner Tochter Regina 14 000 Dollar hinterließ.

Regina plante sorgsam, wie sie mit dieser – für die sparsame Familie – gewaltigen Summe umgen würde. Joan hatte einen wohlhabenden Mann geheiratet und ihre Ausbildung zur Krankenschwester fast beendet, Regina musste sich also nur um ihre eigene und Bobbys Versorgung kümmern. Sie gründete einen Treuhandfonds und ließ ihn von Ivan Woolworth betreuen. Woolworth war ein Anwalt, der gratis für die Familie Fischer arbeitete. Der Plan sah vor, dass Regina im Monat 160 Dollar für ihren Bedarf ausbezahlt bekäme. Sie plante, in die Welt zu ziehen – vielleicht nach Mexiko oder Ostdeutschland – und wieder Medizin zu studieren. Bobby aber sollte in der Wohnung am Lincoln Place 560 bleiben. Er erhielt 175 Dollar im Monat, genug für Miete, Nebenkosten und ein kleines Taschengeld. Im Laufe der Zeit zahlten Regina und Bobby immer mal wieder in den Fonds ein, der es Bobby jahrelang erlaubte, sorgenfrei zu leben.

Um Geld zu sparen, aß Bobby fast jeden Abend bei den Geschwistern Collins; auch Essenseinladungen von Schachfans und Verehrern nahm er gerne an. Er wurde berüchtigt dafür, im Restaurant nie zu bezahlen (das änderte sich erst viele Jahre später). Ein Freund lästerte, Bobby leide unter »Lähmung des Handgelenks«.

Im März 1960 flog der 17-jährige Bobby nach Buenos Aires und fuhr von dort weiter nach Mar del Plata. Dieser mondäne Badeort im Süden der Hauptstadt war berühmt für seine Art-déco-Architektur und seine breiten Flanierwege. Hier hatten schon mehrere internationale Schachturniere stattgefunden. Argentinier nahmen den Sport ebenso ernst wie Russen und Jugoslawen, und Bobby wurde überall mit großem Respekt empfangen. Der einzige Wermutstropfen war das Wetter: Es stürmte und regnete hartnäckig. Als Regina von dem Sauwetter erfuhr, schickte sie ihrem Sohn ein Paar Galoschen. Und sie warf sich vor, Bobby vor der Abreise nicht gezwungen zu haben, seinen Ledermantel einzupacken.

Bobby glaubte, das Turnier in Argentinien locker gewinnen zu können – bis er erfuhr, dass David Bronstein, Fridrik Olafsson und ein 23-jähriger Großmeister namens Boris Spasski sich ebenfalls gemeldet hatten. Zwar fürchtete Fischer Spasski und Olafsson nicht besonders, wohl aber Bronstein.

Eine Woche vor seiner Abreise aß ich mit Bobby in Greenwich Village zu Abend. Die Cedar Tavern, ein Treffpunkt von Avantgardekünstlern und abstrakten Expressionisten, gehörte zu Bobbys Lieblingslokalen. An jenem Abend plauderten Jackson Pollock und Franz Kline an der Bar miteinander, Andy Warhol und John Cage aßen fast am Nebentisch. Bobby bekam davon natürlich nichts mit. Im Cedar genoss er das schlichte, herzhafte Essen – Typ Shepherd's Pie – und die Anonymität: Die Gäste des Lokals waren zu sehr damit beschäftigt, Kunstgrößen anzuglotzen, als dass sie auf ein Schachwunderkind geachtet hätten.

Wir setzten uns in eine Nische und bestellten Flaschenbier. Die Kellnerin fragte Bobby nicht nach seinem Alter, obwohl er mit gerade 17 Jahren im Staat New York keinen Alkohol trinken durfte. Bobby brauchte gar nicht erst in die Speisekarte zu sehen: Er bestellte die gebratene Hochrippe.

Sobald das riesige Fleischstück kam, verschlang er es innerhalb von Minuten. Als wäre er ein Schwergewichtsboxer, der vor einem großen Kampf noch eine letzte Mahlzeit zu sich nimmt.

Er hatte gerade Post aus Mar del Plata bekommen: den Turnierplan mit den Paarungen. Bobby hatte bei der Auslosung ein wenig Pech gehabt: Er würde sowohl gegen Bronstein als auch gegen Spasski mit Schwarz spielen.

Die Unterhaltung an jenem Abend verlief stockend, was für Bobby typisch war. Er selbst redete nicht viel, und lange Pausen in der Konversation machten ihn nicht verlegen. Ich fragte ihn: »Bobby, wie bereitest du dich auf ein Turnier vor? Es hat mich schon immer interessiert, wie du das machst.« Bobby war bester Laune und freute sich über mein Interesse. »Schau, ich zeig's dir«, sagte er lächelnd und kam von seiner Seite des Tisches auf meine herüber. Dann holte er seine abgenutzte Taschengarnitur aus der Jacke. Die winzigen Figuren steckten schon auf ihren Feldern, bereit, in den Krieg zu ziehen.

Während er redete, blickte er abwechselnd mich und das Brett an – zumindest anfangs – und sprudelte einen wissenschaftlichen Vortrag über seine Methode der Vorbereitung hervor. »Zuerst einmal schaue ich mir sämtliche Partien aller Gegner an, die ich auftreiben kann. Aber richtig vorbereiten tue ich mich nur auf Bronstein. Spasski und Olafsson machen mir kein Kopfzerbrechen.« Dann zeigte er mir den Verlauf seiner bisher einzigen Partie gegen Bronstein: das Remis beim Kandidatenturnier in Portorož zwei Jahre zuvor. Er erklärte mir jeden einzelnen Zug, wobei er die Züge Bronsteins mal lobte, mal kritisierte. Die Zahl der Varianten zum Spielverlauf, die Bobby durchspielte, war verblüffend und überwältigend. Im Zuge seiner Schnellanalyse besprach er Vor- und Nachteile bestimmter Varianten und Taktiken, warum sie ratsam waren oder warum nicht. Mir war, als betrachtete ich einen Film mit begleitendem Kommentar, allerdings im schnellen Vorlauf: Bobby zog und sprach derart schnell, dass ich Schwierigkeiten hatte, Züge und Kommentar in Einklang zu bringen. Ich schaffte es einfach nicht, dieser Flut von Ideen zu folgen: »Er konnte nicht hierher ziehen, weil er sonst seine schwarzen Felder geschwächt hätte« … »Den Zug hier habe ich nicht gesehen« … »Nein. Sollte das ein Witz sein?«

Die Löcher der Steckgarnitur waren von Tausenden Stunden Benutzung so ausgeleiert, dass die nur einen Zentimeter hohen Figuren von selbst an ihren Platz zu springen schienen, allein durch Bobbys Willenskraft. Der Großteil

der Goldfarbe, die anzeigte, ob eine Figur nun ein Läufer, König oder Turm war, war in Jahren der Benutzung abgeblättert. Aber natürlich wusste Bobby ohne hinzusehen – allein durch Berührung –, welche Figur was darstellte. Die winzigen Plastikstifte waren ihm wie vertraute Haustiere.

»Das Problem mit Bronstein«, fuhr er fort, »liegt darin, dass man ihn fast nicht schlagen kann, wenn er auf Remis spielt. In Zürich spielte er in 28 Partien 20 Mal remis. Hast du sein Buch gelesen?« Die Frage holte mich wieder zurück in die Realität. »Nein. Ist es nicht auf Russisch?« Bobby wirkte irritiert und verblüfft, dass ich die Sprache nicht beherrschte. »Na, dann lern es! Ist ein fantastisches Buch. Er wird gegen mich auf Sieg spielen, und ich spiele nicht auf Remis.«

In Sekunden steckte er die Figuren in ihre Ausgangspositionen zurück, wieder fast ohne hinzusehen. Er sagte: »Auf ihn kann man sich nur schwer vorbereiten, weil er so variabel spielt. Mal defensiv, mal offensiv, mit den verschiedensten Eröffnungen.« Dann begann er, mir aus dem Gedächtnis eine Partie nach der nächsten vorzuspielen – es schienen mir Dutzende –, wobei er sich auf die Eröffnungen konzentrierte, die Bronstein gegen Bobbys bevorzugte Varianten spielte. Er durchdachte eine Unzahl von Alternativen. Doch er beschränkte sich nicht auf Bronsteins Repertoire. Er machte mit mir auch eine geführte Tour durch Partien, die Louis Paulsen im 19. Jahrhundert gespielt und Experimente, die Aaron Nimzowitsch in den 1920er-Jahren gemacht hatte. Außerdem besprach er noch ein paar aktuelle Partien, die er einer russischen Zeitung entnommen hatte.

Die ganze Zeit wägte Bobby Möglichkeiten ab, schlug Alternativen vor, wählte die besten Kombinationen, urteilte und entschied. Er bot gleichzeitig eine Geschichtsstunde und einen Schachlehrgang, vor allem aber eine beeindruckende Gedächtnisleistung. Seine inzwischen leicht glasigen Augen klebten nun an der Taschengarnitur, die er behutsam in der linken Hand hielt. Er führte Selbstgespräche; mich und das ganze Restaurant um ihn hatte er total vergessen. Er schien sogar noch tiefer versunken als während eines Turniers. Seine Finger flogen nur so herum, auf seinem Gesicht zeichnete sich ein ganz feines Lächeln ab, als hinge er Tagträumen nach. Er flüsterte, kaum hörbar: »Nun, wenn er *das* spielt, kann ich seinen Läufer blockieren.« Danach sagte er, so laut, dass einige Gäste zu uns herüberblickten: »Aber das wird er nicht spielen.«

Ich begann leise zu weinen. In jenem magischen Augenblick war ich mir bewusst, in Gegenwart eines Genies zu sein.

In Mar del Plata passierte genau, was Bobby vorhergesagt hatte: Als die beiden in der zwölften Runde aufeinandertrafen, spielte Bronstein auf Sieg. Als die Partie sich ihrem Ende näherte, waren beide Seiten von den Figuren her genau gleich stark, ein Remis war unausweichlich. Am Ende des Turniers teilten Fischer und Spasski sich den ersten Platz, was für Bobby seinen bisher größten Triumph in einem internationalen Turnier bedeutete.

Doch zwei Monate später erlebte er, wieder in Argentinien, ein Desaster. Von allen Städten, die Bobby besucht hatte, war ihm Buenos Aires die liebste: Er mochte das Essen, die Schachbegeisterung der Leute, die großzügigen Boulevards. Doch diesmal hinderte ihn irgendetwas, seine volle Leistung zu bringen. Damals ging das Gerücht um (das sich noch Jahre hielt), Bobby habe sich bei mindestens einer Gelegenheit bis Sonnenaufgang mit einer argentinischen Schönheit vergnügt und sei müde und unvorbereitet zum nächsten Spieltag erschienen. Miguel Najdorf, ein argentinischer Großmeister und Lebemann, der am Turnier nicht teilnahm, führte Bobby in das Nachtleben der Stadt ein. Es scherte ihn offenbar nicht, dass die Leistung des Jungen darunter litt. Mit dem Übermut eines 17-Jährigen glaubte Bobby, genügend Energie und Konzentrationsfähigkeit zu haben, um selbst nach mehreren durchwachten Nächten noch gut spielen zu können. Leider fehlte ihm dann seine übliche Brillanz, als er später in höchster Bedrängnis am Brett saß.

Was auch immer der Grund für Bobbys Versagen war – auf hartnäckiges Nachfragen antwortete er, die Beleuchtung sei schrecklich gewesen –, er hatte sich vom brillanten Dr. Jekyll in einen erschöpften Mr. Hyde verwandelt, einen Schatten seiner selbst. Im ganzen Turnier gewann er nur drei Partien, spielte elfmal remis und verlor fünfmal. *Schock!* Jeder spielt mal ein schlechtes Turnier. Aber bis dahin hatte Bobby sich über Jahre kontinuierlich verbessert und nur Wochen zuvor in Mar del Plata mit 13½ zu 1½ triumphiert.

Die Schlappe traf Bobby hart. Dabei schmerzte es ihn besonders, dass ausgerechnet sein amerikanischer Erzrivale, Samuel Reshevsky, gemeinsam

mit Viktor Kortschnoi den Sieg davongetragen hatte. Ein Gruppenfoto vom Ende des Turniers zeigt Bobby mit leerem Blick, abwesend. Er scheint weder seine Kollegen noch die Kamera wirklich wahrzunehmen. Wurmte ihn seine schwache Leistung? Oder ärgerte er sich eventuell über Exzesse, die ihn alle Siegchancen gekostet hatten?

Bobby hatte zugesagt, bei der Schacholympiade 1960 in Leipzig als Nummer eins für die Mannschaft der Vereinigten Staaten anzutreten. Weil der amerikanische Schachbund angeblich kein Geld hatte, musste die Reise über Spenden finanziert werden. Eine landesweit tätige Spendensammlergruppe bat Bobby deshalb, bei einem Simultanschach-Schaukampf aufzutreten und auf die Finanznöte der Mannschaft hinzuweisen. Die Veranstaltung fand im Gefängniskomplex auf Riker's Island statt, einer 1,6 Quadratkilometer großen Insel im East River. Zu jener Zeit saßen dort 14 000 Verurteilte ein. Bobby trat gegen 20 von ihnen an. Natürlich gewann er alle Partien.

Zwar berichtete die Lokalpresse über die Veranstaltung, aber leider nicht über ihren Anlass: die Geldsorgen der amerikanischen Mannschaft. Weder Außenministerium noch amerikanische Schachorganisationen konnten helfen, doch Regina Fischer glaubte zu wissen, woher das Geld kommen könnte: von der amerikanischen Schachstiftung. Im Alleingang versuchte sie, die Medien auf die ihrer Ansicht nach skandalös einseitige Förderpolitik der Stiftung aufmerksam zu machen. Tatsächlich konnte sie auch belegen, dass manche Spieler (wie Reshevsky) tatkräftige Unterstützung bekamen, andere (wie Bobby) hingegen nicht. In Briefen an Regierungsstellen verlangte sie einen öffentlichen Rechenschaftsbericht der Stiftung. Vielleicht könnte sie die Stiftung ja so weit in die Defensive bringen, dass sie – quasi als Publicitymaßnahme – die Fahrt der Olympiamannschaft finanzierte?

Bobby sehnte sich zwar danach, an einer Olympiade teilzunehmen, doch die Einmischung seiner Mutter trieb ihn zur Weißglut. Bei mindestens einer Gelegenheit tadelte er sie vor Publikum, als sie bei einer Schachveranstaltung öffentlich sprach. Sie wollte nur ihrem Sohn helfen, doch er empfand sie als überehrgeizige Nervensäge.

Bei ihrer Kampagne gegen die Stiftung erregte Regina die Aufmerksamkeit von Ammon Hennacy, einem Pazifisten, Anarchisten und Gesellschaftsaktivisten. Hennacy, der stellvertretende Herausgeber der

libertären Zeitung *Catholic Worker*, empfahl Regina, für ihre Sache in den Hungerstreik zu treten. Sechs Tage hielt sie durch – und bekam reichlich Publicity. Hennacy überredete sie auch dazu, sich dem längsten Friedensmarsch aller Zeiten anzuschließen, von San Francisco nach Moskau. Auf diesem Marsch traf Regina später Cyril Pustan, einen Highschool-Lehrer und reisenden Klempner. Sie hatten etliche Interessen und politische Ansichten gemein – und ihren jüdischen Glauben. Sie verstanden sich hervorragend, heirateten schließlich und zogen nach England.

Als Bobby endlich die Lobby des Hotel Astoria in Leipzig betrat, wurde er von einem Mann begrüßt, der ein wenig aussah wie Groucho Marx (allerdings jünger und hübscher war): Isaac Kashdan, dem Kapitän des US-Teams. Kashdan war eine Legende der Schachwelt; von Ende der 1920er bis weit in die 1930er-Jahre gehörte der Internationale Großmeister zu den stärksten Spielern Amerikas, nahm an fünf Schacholympiaden teil und gewann mehrere Medaillen. Kashdan hatte Bobby zwar noch nie getroffen, war aber schon gewarnt worden, dass er »schwer zu steuern« sei. Kashdan fürchtete, der junge Mann könnte sich nicht ins Team fügen.

Vielleicht spürte Bobby die Vorbehalte seines Kapitäns, weshalb er das Gespräch gleich auf Kashdans Karriere brachte. Der Teenager wusste natürlich vom hervorragenden Ruf des älteren Mannes und kannte auch viele seiner großen Partien. Kashdan ließ sich gern einwickeln und gab später zu Protokoll: »Ich hatte kein echtes Problem mit ihm. Er will nur eines: Schach spielen. Er ist ein grandioser Spieler.« Obwohl die beiden im Alter fast 40 Jahre auseinanderlagen, fanden sie einen guten Draht zueinander. Einige Jahre lang verstanden sie sich richtig gut.

Die Begegnung USA–UdSSR in der fünften Runde des olympischen Turniers stellte einen der Höhepunkte der Veranstaltung dar. Der auf Platz eins gesetzte Bobby traf auf Michail Tal, den amtierenden Weltmeister. Bevor Tal seinen ersten Zug machte, starrte er aufs Brett. Und starrte und starrte. Bobby fragte sich – zu Recht, wie sich herausstellen sollte –, ob das wieder so ein Trick Tals war. Nach langen zehn Minuten zog Tal endlich. Er hoffte, Fischer so aus dem Konzept zu bringen. Doch diesmal scheiterte sein Versuch, den Amerikaner kirre zu machen. Bobby ging ran wie Blücher und zettelte eine Schlacht auf dem Brett an, die später als »offener Schlagabtausch« und »glänzende Folge von Angriff und Gegenangriff«

beschrieben wurde. Das geistige Hauen und Stechen endete remis. (Später nahmen beide Spieler diese Partie in ihre Bücher auf und bezeichneten sie als eine der wichtigsten ihrer Karriere.)

Es blieb nicht unbeobachtet, dass der 17-jährige Bobby den amtierenden Weltmeister ins Schwitzen gebracht hatte. Hinter vorgehaltener Hand raunten viele Beobachter, dieser Junge werde wohl bald um den Titel spielen.

Die Olympiade endete mit einem Sieg der UdSSR, die eines der stärksten Teams aller Zeiten aufgeboten hatte. Die Silbermedaille ging an die USA. Bobbys Statistik lautete: zehn Siege, zwei Niederlagen, sechs Remis.

Bobby hatte sich ein wenig mit Handlesekunst beschäftigt und zeigte auf dem Abschlussbankett eine Probe seines Könnens. Als Michail Tal das mitbekam, sagte er skeptisch: »Das soll er mal bei mir probieren.« Er ging zu Bobbys Tisch, streckte ihm die linke Hand entgegen und sagte: »Lies mal.« Lange betrachtete Bobby Tals Handfläche und grübelte über den Mysterien der verschiedenen Linien. Rasch bildete sich eine Traube um die beiden, von ihren Tischen sahen Hunderte weitere zu.

Bobby spürte die wachsende Spannung und ließ sich extra viel Zeit. Dann setzte er einen Gesichtsausdruck auf, als wolle er den Sinn des Lebens verkünden. Mit lauter Stimme erklärte er: »Mr. Tal, ich kann aus Ihrer Hand den nächsten Weltmeister ablesen. Es wird…«

Im nächsten Augenblick redeten Bobby und Tal gleichzeitig. Fischer dröhnte: »Bobby Fischer.« Und Tal, der nie um einen Scherz verlegen war: »William Lombardy!« (der unmittelbar links von ihm stand). Alle Anwesenden brüllten vor Lachen.

Wenig später erzählte *Chess Life* die Szene nach und spekulierte, ob man wirklich einen Blick auf die Zukunft geworfen habe: »Angesichts der Selbstsicherheit, der Selbstgewissheit in Fischers Gesicht fragen wir uns, ob er sich nicht wirklich als nächsten Weltmeister ›sah‹.«

7. KAPITEL
EINSTEIN DES SCHACHS

Bobby verließ den Ballsaal des Empire Hotels, das nur Schritte von der Baustelle für das Lincoln Center for the Performing Arts entfernt lag. Er hatte gerade die US-Meisterschaft 1960/61 klargemacht und ging beschwingt durch die schneebedeckten Straßen. Regina und die Geschwister Collins begleiteten ihn in das deutsche Restaurant *Vorst's*, wo man seinen Sieg feiern wollte. *Chess Life* versuchte, seine Leistung so einzuordnen:

> Bobby Fischer, der 17-jährige Internationale Großmeister aus Brooklyn, hat zum vierten Mal hintereinander die US-Meisterschaft gewonnen. Damit hat er sich unauslöschlich in die Historie des amerikanischen Schachs eingebrannt und zweifellos bewiesen, dass er der größte Spieler ist, den das Land je hervorgebracht hat, und einer der stärksten Spieler weltweit. In einem amerikanischen Turnier hat Fischer seit 1957 keine Partie mehr verloren.

Es gab allerdings ein Problem mit dieser halben Heiligsprechung: Reshevsky und dessen Fans waren anderer Ansicht.

Einige Schachspieler empfanden es als Beleidigung des 50-jährigen Reshevsky, dass Fischer im Alter von 17 Jahren zum größten Spieler Amerikas erklärt wurde. Als weitere Schmähung wurde ein Artikel empfunden, der im gleichen Jahr im *American Statistician* erschienen war, »Der Altersfaktor im Spitzenschach«. Darin hieß es, Top-Schachspieler würden ab einem gewissen Alter, »etwa um die 40«, abbauen. Reshevsky brannte darauf, die Studie zu widerlegen.

Lange Jahre hatte Reshevsky den Status als »größter« amerikanischer Schachspieler genossen, doch jetzt wurde nur noch Bobby gehuldigt, den ein Teil der amerikanischen Schachgemeinde schlicht als jungen, respektlosen Emporkömmling aus Brooklyn betrachtete. Allerdings konnte ein anderer, mindestens ebenso großer Teil der Gemeinde gar nicht genug von dem »Emporkömmling« bekommen. Viele hofften zudem, Bobby werde einen Schachboom in Amerika auslösen.

Die Verantwortlichen der amerikanischen Schachstiftung beharrten eisern darauf, dass Reshevsky der bessere Spieler sei. Und sie organisierten eine Gelegenheit für ihn, das zu beweisen. Während des Sommers 1961 wurde ein Wettkampf über 16 Partien zwischen den beiden vereinbart. Ein Preisgeld von 8000 Dollar wurde ausgelobt, außerdem eine Antrittsprämie von 1000 Dollar pro Spieler. 65 Prozent des Preisgeldes sollten an den Gewinner gehen, 35 an den Verlierer. Dieses Duell der Giganten erinnerte an die großen Rivalitäten der Geschichte: Mozart gegen Salieri, Napoleon gegen Wellington, Schalke gegen Dortmund. Man befragte vier Weltklasse-Schachspieler – Svetozar Gligorić, Bent Larsen, Paul Keres und Tigran Petrosjan –, wer ihrer Meinung nach im Duell obsiegen würde. Sie alle sagten voraus, Reshevsky werde gewinnen, und zwar deutlich.

Reshevsky, ein klein gewachsener Glatzkopf, kleidete sich konservativ und war ein ernster, entschlossener Mensch. Er wirkte unnahbar; höflich, aber kurz angebunden. Bobby war in jeder Hinsicht sein Gegenteil: ein großer, schlaksiger, leidenschaftlicher, schwieriger Teenager; ein skurriler Schachprinz, der gelegentlich Charme und Eleganz versprühte. Auch ihre Spielweise unterschied sich fundamental. In Reshevskys Partien schwang nur selten Poesie, dafür war er als Typ zu nüchtern. Der langjährige Champion geriet oft in Zeitnot und schaffte es dann nur mit Hängen und Würgen in die nächste Phase. Fischers Partien hingegen waren kristallklar – und genial. In jahrelanger Übung hatte Bobby gelernt, sich seine Zeit einzuteilen, er kam fast nie in Zeitnot. (Die Investition Jack Collins' in eine deutsche Schachuhr hatte sich ausgezahlt.)

Die anderen Unterschiede? Fischer war bestens vorbereitet und hatte immer Varianten von Eröffnungen auf Lager. Reshevsky kam oft schlecht vorbereitet, musste dann im laufenden Spiel lange nachdenken und geriet folglich unter Zeitdruck. Fischer spielte eher auf Angriff, mit gelegentlichen Geistesblitzen, während Reshevsky ein Positionsspieler war. Hartnäckig

und geduldig ertrotzte er sich winzige Vorteile; oft schaffte er, sich mit solchen winzigen Schritten noch aus scheinbar hoffnungslosen Situationen zu retten.

Doch im Match zwischen Bobby und Reshevsky ging es ja nicht darum, wer den besseren *Stil* habe. Nein, es interessierte allein, wer denn nun der beste amerikanische Schachspieler sei.

Das Kampfglück wogte hin und her: Siege für Bobby, Remis, Siege für Reshevsky. Mal war Bobby King Kong, mal die hilflose Blondine. Nach der elften Runde, die in Los Angeles stattfand, stand es unentschieden 5½ zu 5½. Dann kam es zu Schwierigkeiten beim Ansetzen der 12. Runde, die auf einen Samstag fiel. Reshevsky, ein orthodoxer Jude, durfte samstags erst nach Sonnenuntergang spielen. (Früher hatte Reshevsky auch am Sabbat gespielt, gelangte dann aber zu der Überzeugung, dadurch den Zorn Gottes auf sich gezogen und den Tod seines Vaters verschuldet zu haben. Danach spielte er nie mehr am Sabbat.) Also wurde der Spielbeginn auf 20.30 Uhr verlegt. Dagegen erhob aber jemand den Einwand, die Partie könne sich dann leicht bis zwei Uhr morgens hinziehen. Schließlich verlegte man ihn erneut, auf Sonntag, 13.30 Uhr.

Doch auch dieser Termin passte jemandem nicht: Jacqueline Piatigorsky aus dem Rothschild-Clan. Sie war eine der Sponsorinnen des Matches und kam für alle Spesen der Spieler auf. Ausgerechnet an jenem Nachmittag sollte ihr Mann, der Cellist Gregor Piatigorsky, in Los Angeles ein Konzert geben. Um keine der beiden Veranstaltungen zu verpassen, bat Jacqueline darum, die Schachpartie schon für elf Uhr anzusetzen. Als Bobby, ein notorischer Langschläfer, von dieser erneuten Planänderung erfuhr, protestierte er umgehend. Um diese Zeit könne er schlicht nicht spielen, erklärte er. »Das ist lächerlich.« Außerdem sah Bobby nicht ein, warum er sich nach Mrs. Piatigorsky richten sollte. Sie könne doch nach dem Konzert wiederkommen, schlug er vor. Wahrscheinlich würden sie noch immer spielen.

Doch sein Protest half nichts: Punkt elf Uhr wurde am Sonntagmorgen Bobbys Schachuhr gestartet. Reshevsky tigerte hin und her, ein paar Zuschauer warteten geduldig, und als die Schachuhr um Punkt zwölf ablief, erklärte der Schiedsrichter Reshevsky zum Sieger. Die 13. Partie war wieder in New York angesetzt, im Empire Hotel.

Bobby erklärte, er sei bereit, weiter zu spielen, aber nur, wenn die letzte Partie nicht gewertet würde. Er wollte nicht mit einem derart massiven Nachteil belastet werden – schließlich konnte die verloren gegebene Partie das ganze Match entscheiden.

Wieder wanderte Reshevsky nervös auf der Bühne auf und ab, während er darauf wartete, dass Bobby zur umstrittenen 13. Partie antrat. Etwa 20 Zuschauer und ebenso viele Journalisten und Fotografen warteten ebenfalls und starrten auf das leere, einsame Brett sowie den unablässig hin und her tigernden Reshevsky.

Als auf Bobbys Uhr eine Stunde abgelaufen war, erklärte der Schiedsrichter, I. A. Horowitz, die Partie für beendet. Walter Fried, der Vorsitzende der amerikanischen Schachstiftung, kürte daraufhin Reshevsky zum Sieger des gesamten Wettkampfs. »Fischer hatte uns die Pistole auf die Brust gesetzt«, rechtfertigte er später den abrupten Abbruch eines der wichtigsten amerikanischen Schachkämpfe aller Zeiten.

Daraufhin verklagte Bobby Reshevsky und die amerikanische Schachstiftung. Er strebte einen Gerichtsbeschluss an, wonach das Match beim Stand von 5½ zu 5½ wiederaufgenommen werden sollte. Er forderte, Reshevsky vom Turnierbetrieb zu sperren, bis die Angelegenheit geregelt sei. Das Verfahren zog sich über Jahre hin und wurde schließlich eingestellt. Die zwei Männer trafen zwar später noch in Turnieren aufeinander, doch das »Match des Jahrhunderts«, wie man es getauft hatte, war an Bobbys Schlafgewohnheiten und dem bedauernswert großen Einfluss von Mäzenen im Schach gescheitert.

Bobby nahm den Aufzug in den 30. Stock des Wolkenkratzers an der West 40th Street 110, am Rande des New Yorker Garment Districts. Als er ausstieg, wies der Liftboy auf einen Durchgang. »Es geht dort die Metalltreppe hinauf.« Bobby stieg die Wendeltreppe hinauf, vier Stockwerke weit. »Bist du es, Bobby?«, fragte Ralph Ginzburg von oben. Der Journalist plante, Bobby für die Zeitschrift *Harper's* zu interviewen.

Bobby wurde in ein seltsames rundes Büro ganz in der Spitze des Gebäudes geführt, das in alle Richtungen Fenster hatte. Alles war marinegrau gestrichen: Boden, Wände, Büroschränke, Tisch und Stühle.

Der Raum schwankte leicht, wenn der Wind draußen durch die Turmspitzen pfiff.

Ginzburg trug eine Hornbrille und wurde schon kahl, obwohl er erst 32 war. Er ging gerne Risiken ein, hatte bereits für die Zeitschriften *Look* und *Esquire* gearbeitet und zwei Bücher geschrieben, darunter eine Geschichte des Lynchens in Amerika. Der kluge und extrem fleißige Ginzburg redete laut und schnell und war stolz auf seinen Hang zur Sensationalisierung. Später fing er sich als Herausgeber einer Zeitschrift namens *Eros* allerdings eine Haftstrafe wegen Verbreitung von Obszönitäten ein.

Man muss diese Umstände kennen, weil Ginzburgs Artikel über Bobby nun seit mehr als 40 Jahren immer wieder aufgegriffen und zitiert wird. Der Artikel warf einen dunklen Schatten über Bobbys Leben und begründete sein lebenslanges Misstrauen gegen Journalisten.

Zur Vorbereitung des Interviews hatte Ginzburg *Die Blendung* von Elias Canetti gelesen. Das Buch war acht Jahre vor Bobbys Geburt entstanden und trug dazu bei, dass Canetti den Literaturnobelpreis bekam. Es handelt von einem Mann namens Fischerle, der Schachweltmeister werden will. Er stellt sich vor, den Titel zu gewinnen, seinen Namen in Fischer zu ändern, reich und berühmt zu werden, »er lässt sich neue Anzüge machen bei einem erstklassigen Schneider … ein kolossaler Palast wird gebaut, mit echten Türmen, Rösseln, Läufern, Bauern.«

Im Artikel behauptete Ginzberg, Bobby habe gesagt, er kaufe seine Anzüge, Hemden und Schuhe bei den besten Schneidern der Welt und werde »den besten Architekten beauftragen, mir einen Turm [als Haus] zu bauen, komplett mit Wendeltreppen, Zinnen, allem. Ich will den Rest meines Lebens in einem Haus verbringen, das genau wie ein Turm aussieht.«

Der Artikel, der außerdem provokatives Material enthielt, erregte großes Aufsehen und beeinflusste viele Interviewfragen, die Bobby in den folgenden Jahren gestellt wurden. Als die auflagenstarke britische Zeitschrift *Chess* den Artikel in voller Länge nachdruckte, bekam Bobby einen Wutanfall. Er brüllte: »Diese Bastarde!«

Bobby klagte, zum Großteil gebe der Artikel seine Aussagen verzerrt oder aus dem Zusammenhang gerissen wieder. So habe er Ginzburg nie gesagt, er müsse seine »Mutter loswerden«. Es stimmt zwar, dass Regina Fischer ausgezogen war, um an einem langen Friedensmarsch teilzunehmen. Und

sie sagte tatsächlich, Bobby, ein äußerst selbstständiger Teenager, sei ohne sie vielleicht besser dran. Und ja, sie war, wie viele Mütter, gluckenhaft und so übereifrig bemüht, ihrem Sohn zu helfen, dass ihm das gelegentlich auf die Nerven ging. Aber sie war auch ausgezogen, um Bobby freie Bahn zu lassen – sie wusste, dass er am besten ungestört in seinem ganz eigenen Rhythmus lebte. Ginzburg stellte das Verhältnis zwischen Bobby und Regina jedoch völlig falsch dar. In Wahrheit liebten Mutter und Sohn einander.

Ich hätte mir gerne die Bänder des Interviews angehört oder ihre Abschrift gelesen, um zu überprüfen, was Bobby nun tatsächlich gesagt bzw. nicht gesagt hat. Doch Ginzburg behauptete, alles Recherchematerial zu dem Artikel vernichtet zu haben. Wenn das stimmte, war es zumindest ungewöhnlich: Die meisten professionellen Journalisten bewahren Abschriften ihrer Interviews auf, um im Fall einer Verleumdungsklage oder sonstiger Streitigkeiten einen Beleg vorzeigen zu können. Leider lässt sich die ganze Wahrheit nicht mehr ermitteln, doch selbst wenn Ginzburg nur wörtlich wiedergab, was Bobby sagte, war sein Artikel doch ein Stück Sudeljournalismus, ein mit der Feder ausgeteilter Faustschlag ins Gesicht: Ginzburg hatte einen verletzlichen Teenager als ungebildet, schwulen- und frauenfeindlich hingestellt, was einfach nicht der Realität entsprach.

Schon vor diesem Interview war Bobby Journalisten gegenüber skeptisch gewesen. Doch der Ginzburg-Artikel schürte seine Wut und sein Misstrauen gegenüber den Medien, die sein Leben lang anhielten. Wenn ihn irgendwer auf den Artikel ansprach, brüllte er: »Ich will nicht darüber reden! Erwähne Ginzburgs Namen mir gegenüber nie wieder!«

Nach dem Verdruss in der Affäre Reshevsky und mit dem *Harper's*-Artikel wollte Bobby einfach nur raus aus New York und wieder das tun, was er liebte: Schach spielen. Ohne Anwälte, ohne öffentliches Tamtam, ohne Drohungen und Gegendrohungen. Deshalb nahm er die Einladung zu einem Turnier mit 20 Teilnehmern in Jugoslawien an. Es sollte in Bled stattfinden, einen Monat dauern und eines der am stärksten besetzten internationalen Turniere seit Jahren werden. Allerdings blieben ihm für die Vorbereitung nur drei Wochen.

Gewöhnlich trainierte Bobby fünf Stunden am Tag, analysierte Partien, Eröffnungen, Varianten, Endspiele. Und dann spielte er weitere fünf Stunden Schnellschach bei Jack Collins oder in einem der Clubs. Er liebte Schnellschach, weil es ihm erlaubte, nach einem kurzen Blick auf das Brett zweifelhafte oder experimentelle Kombinationen zu spielen. Dadurch schärfte er seinen Instinkt und lernte, seiner Intuition zu vertrauen.

Auf ein hervorragend besetztes internationales Turnier musste man sich aber systematischer vorbereiten. Bobby nahm daher keine Telefonanrufe mehr an, um nicht in seiner Konzentration gestört zu werden oder in Versuchung zu geraten, sich unter Leute zu mischen. Einmal warf er ein paar Kleidungsstücke in einen Koffer und zog ins YMCA Brooklyn, nur um mit sich und dem Schachbrett allein sein zu können. Während er dort wohnte, arbeitete er manchmal mehr als 16 Stunden am Tag.

Malcolm Gladwell beschreibt in seinem Buch *Überflieger*, wie Menschen auf den verschiedensten Gebieten Spitzenleistungen erzielen. Darin zitiert er den Neurologen Daniel Levithin: Ein wahrer Experte werde man erst nach 10 000 Stunden Übung. »Egal ob es sich um Komponisten, Basketballspieler, Romanautoren, Schlittschuhläufer, Konzertpianisten, Schachspieler oder Verbrechergenies handelt, sämtliche Untersuchungen kommen immer wieder auf diese Zahl.« Dann geht Gladwell direkt auf Bobby ein: »Auch ein Schachgroßmeister benötigt offenbar etwa zehn Jahre Spielpraxis. (Nur der legendäre Bobby Fischer scheint weniger Zeit gebraucht zu haben, um in die Weltelite vorzustoßen, nämlich neun Jahre.) … Man übt nicht erst dann, wenn man schon gut ist. Man übt, um gut zu werden.« Wir können getrost annehmen, dass Bobby im Alter zwischen neun und elf etwa 1000 Partien im Jahr spielte und von elf bis 13 etwa 12 000 Partien im Jahr, die meisten davon Blitzschach. Obwohl man all diese Partien als »Übung« bezeichnen könnte, waren nicht alle besonders lehrreich. Bestimmte Züge oder Stellungen hingegen konnten außerordentlich aufschlussreich sein; das Wissen darüber setzte sich im Unterbewussten fest. Bobbys Analyse der Nuancen im Spiel *anderer* hatte den gleichen Effekt: Mit der Zeit sammelte er eine gewaltige Bibliothek kleinster Details an.

Bobby liebte Jugoslawien, weil die dortigen Schachfans ihm als Superstar huldigten. An einem prächtigen Herbsttag betrat er den Austragungssaal des Turniers am See von Bled. Der inzwischen 18-Jährige trug einen makellos

sitzenden Anzug, aus dessen Brusttasche ein Tüchlein ragte. Sein Auftreten war athletisch-dynamisch, er wirkte älter, fast ein bisschen wie ein kommender Kinostar. Viele jugoslawische Fans erkannten ihn anfangs gar nicht.

Auf der Straße wurde er von Autogrammjägern belagert. Während des Interzonen- und des Kandidatenturniers, die beide in Jugoslawien ausgetragen worden waren, hatte Bobby genug Serbokroatisch aufgeschnappt, um Widmungen schreiben zu können. Fans waren entzückt, wenn er ihre Autogrammkarten mit einem persönlichen Gruß auf Serbokroatisch schmückte. Als ein Zuschauer aus Moskau ihn um ein Autogramm bat, unterschrieb Bobby in kyrillischen Lettern.

Schon in der zweiten Runde kam es, in Bobbys Augen, zum Höhepunkt des ganzen Turniers: dem Duell mit Michail Tal. Tal benahm sich diesmal normaler als beim letzten Aufeinandertreffen, er starrte und kicherte weniger. Schon beim sechsten Zug schien Tal von allen guten Geistern verlassen, und beim neunten Zug machte er einen weiteren Patzer. Er hatte sich in der Eröffnung verheddert, die Bobby für ihn vorbereitet hatte. Tals Ausrede für sein schwaches Spiel: Er sei krank gewesen. Bobby spielte zwar auch nicht in Spitzenform, doch er nutzte die schlechten Züge seines Gegners aus und bewahrte den Vorteil, bis Tals Lage unhaltbar wurde und er aufgab. Stürmischer Applaus. »Eine bezaubernde Partie«, schwärmte *Chess Review*. Bobby freute sich unbändig über diesen ersten Sieg gegen einen der stärksten Spieler der Welt, den Exweltmeister und den Mann, den er während des Kandidatenturniers 1959 am liebsten ermordet hätte.

Als Fischer und Tal von der Bühne traten, bestürmten Journalisten sie um Kommentare. Die zwei Kontrahenten boten ihrem Publikum eine kleine Show:

Tal [seufzend]: »Es ist schwierig, gegen den Einstein des Schachs zu spielen.«
Fischer [jubelnd]: »Endlich ist er mir nicht entkommen!«

Zu seinem Ärger belegte Bobby am Ende nur Rang zwei. Für seine bloß mittelprächtigen Partien fand er (wie zuvor Tal) eine Erklärung: Er habe sich nicht wohlgefühlt. Gegen Ende des Turniers spürte er einen milden Schmerz im rechten Unterbauch und hatte Schwierigkeiten, Essen bei sich

zu behalten. Als der Schmerz schlimmer wurde, schickten ihn seine Kollegen sofort zum Arzt.

Bobby, der Ärzten ohnehin misstraute, machte sich allerdings Sorgen wegen der Sprachbarriere. Ein Arzt wurde ins Hotel Toplice gerufen, und einer der jugoslawischen Spieler übersetzte. Kaum berührte der Doktor Bobbys Bauch, als der schon vor Schmerz zusammenzuckte. »Sieht nach Blinddarmentzündung aus«, meinte der Arzt. »Sie müssen ins Krankenhaus. Wenn der Blinddarm durchbricht, kann sich das ganze Bauchfell entzünden. Üble Sache!« Bobby fragte, ob man irgendetwas anderes unternehmen könne. »Nein!«, antwortete der Arzt entschieden. Widerstrebend ließ Bobby sich ins Universitätskrankenhaus von Banja Luka (Bosnien) bringen. Dort wurde ihm erklärt, dass es sich um einen relativ einfachen, aber unvermeidlichen Eingriff handelte. Dennoch bettelte Bobby die Ärzte an, nicht zu operieren. Sie entgegneten ihm, er werde nach dem Eingriff in ein paar Tagen wieder auf den Beinen sein. Aber er sträubte sich weiter. Sich operieren zu lassen, widersprach seiner Lebensphilosophie, außerdem fürchtete er sich vor der Narkose. Er wollte nicht einmal Schmerzmittel nehmen. Am Ende konnten ihn die Ärzte wenigstens dazu überreden, dass er Antibiotika nahm. Die Schmerzen ließen daraufhin allmählich nach, und nach zwei, drei Tagen war er wieder ganz der alte. Er dankte den Ärzten überschwänglich, dass sie nicht darauf bestanden hätten, ihn zu operieren.

Nach dem Blinddarm-Vorfall lud die BBC Bobby nach London ein, zu einem Auftritt der Sendung *Chess Treasury of the Air* (Schach-Schatzkästlein des Äthers). Bobby blieb etwa zehn Tage in England, ganz verzaubert vom weihnachtlichen London. So hatte er sich das New York der letzten Jahrhundertwende immer vorgestellt. Er bewunderte die Sauberkeit der Stadt und die Höflichkeit der Leute. Pal Benko, der gleichzeitig in der Stadt war, bemerkte, dass die Londoner ihn trotz seines starken ungarischen Akzents besser verstanden als Bobby mit seinem ausgeprägten Brooklyn-Akzent. Bobby feierte britische Weihnachten bei seiner Mutter und ihrem neuen Mann, Cyril Pustan, der Bobby im Radio gehört hatte.

Ganz allmählich nahm die Beschäftigung mit den Lehren der Weltweiten Kirche Gottes einen immer größeren Raum in Bobbys Leben ein. Bald

kamen sich seine zwei großen Leidenschaften, Schach und Religion, zeitlich ins Gehege. »Ich teilte mein Leben in zwei Bereiche«, erzählte er später einem Interviewer. »Auf der einen Seite war Schach, für den Verstand. Und auf der anderen die Religion. Ich habe auch versucht, die Lehren meiner Kirche im Schach umzusetzen. Aber natürlich analysierte ich trotzdem noch. Ich vertraute nicht einfach darauf, dass Gott mir die richtigen Züge eingebe.« Bobbys pragmatische Philosophie entsprach der des arabischen Sprichworts: »Vertrau auf Allah, aber binde dein Kamel fest.«

Bobby belegte weiter den Fernlehrgang in Bibelkunde, hörte sich Pastor Armstrongs Predigten an, beschäftigte sich ernsthaft mit Altem und Neuem Testament und las *Plain Truth* (Einfache Wahrheit), die zweimonatlich erscheinende Zeitschrift seiner Kirche. Die Artikel der Zeitschrift, die angeblich 2,5 Millionen Abonnenten hatte, waren ganz einfach geschrieben (wie ihr Name ja schon versprach) und handelten nicht nur von Religion, sondern auch von Politik. Bobby arbeitete jede Ausgabe von vorn bis hinten durch. Viel von dem, was er da las, schien ihm sinnvoll. Noch 40 Jahre später vertrat er Ideen, die er von Armstrong und aus *Plain Truth* übernommen hatte.

In einer Ausgabe malte Armstrong ein schreckliches Bild vom kommenden Dritten Weltkrieg. Die USA und Großbritannien würden von den Vereinigten Staaten von Europa vernichtet. Armstrong versprach, seine Kirchenmitglieder nach Jordanien zu führen, wo sie gerettet würden, weil sie »das Volk Gottes« seien.

Bobby schrieb seiner Mutter einmal einen moralisierenden Brief, in dem er begeistert von Armstrongs Lehren und seinen intensiven Bibelstudien berichtete, die »meine Ansichten über das Leben total verändert haben«. Er glaubte fest, Gesundheit und Glück, Erfolg und ewiges Leben nur erlangen zu können, wenn er nach Armstrongs Bibelauslegung lebte. Er beschwor seine Mutter, die Bibel und Armstrongs Schriften ebenfalls zu lesen. Regina indes zeigte sich unbeeindruckt: Sie antwortete Bobby, Armstrong und seine Kirche versuchten, Bobby mit ihrem Hokuspokus und ihrer Panikmache für dumm zu verkaufen. Sie mahnte, die beste Art zu leben, bestehe darin, ein guter und toleranter Mensch zu sein; das könne man Religion nennen, wenn man wolle. Danach kamen die beiden überein, nicht mehr über dieses Thema zu diskutieren.

Bobby versuchte, seinen Glauben zu praktizieren und zu leben. Er fühlte sich wahrhaft wiedergeboren, und er ging das Bibelstudium mit der gleichen Disziplin und Ehrerbietung an, mit der er auch Schach betrieb. Er begann, für wohltätige Zwecke zu stiften, verzichtete auf Sex vor der Ehe, verdammte Gotteslästerung und Pornografie und versuchte, die zehn Gebote peinlich genau zu beachten. »Wenn je jemand versucht hat, nach dem Buchstaben des Gesetzes zu leben, dann war ich das«, sagte er später, in einem Interview für den *Ambassador Report*.

Doch irgendwann wurde ihm alles zu viel. Er konnte nicht zehn, zwölf Stunden täglich Schach üben und dann noch sechs, acht Stunden Bibelstudien betreiben. Außerdem plagten ihn immer wieder unreine Gedanken, und er beging kleinere Sünden. »Je mehr ich versuchte [gehorsam zu sein], desto verrückter wurde ich«, berichtete er. »Ich war nicht mehr ganz bei Sinnen, wie bekifft.« Schließlich erkannte er, dass Caissa, die Schutzgöttin des Schachs, ihm mehr zu sagen hatte als die Weltweite Kirche Gottes. Er gab daraufhin die Religion zwar nicht ganz auf, konzentrierte sich aber völlig aufs Schach. Fokus! Fokus! Fokus! Schach musste wieder oberste Priorität haben, sonst würde sein Traum von der Weltmeisterschaft genau das bleiben: ein Traum.

Januar 1962

Zwei Monate Schweden, mitten im Winter. Doch es war deutlich wärmer, als Bobby erwartet hatte, die Temperaturen lagen meist um zehn Grad plus. Er war nicht nach Stockholm gereist, um über das Kopfsteinpflaster der Altstadt zu schlendern, durch die Fußgängertunnels zu gehen oder sich für eine Ostseekreuzfahrt einzuschiffen. Nein, er war, wieder einmal, gekommen, um der Spieler zu werden, dem die gesamte Schachwelt huldigte. Im Stockholmer Turnier ging es zwar auch um Ruhm und Ehre, vor allem aber um die Qualifikation für das nächste Kandidatenturnier.

Chess Life fasste die Ergebnisse von Stockholm auf der Titelseite so zusammen:

> Stockholm 1962 wird man später möglicherweise als den Beginn einer massiven Machtverschiebung im Weltschach in Erinnerung behalten.

Das aktuelle System zur Ermittlung des Herausforderers über Interzonen- und Kandidatenturniere besteht seit 1948, doch erst jetzt gelang es einem Nicht-Sowjet, den ersten Platz zu erreichen. Bobby Fischers Vorsprung von 2½ Punkten spiegelt wider, wie total er die Veranstaltung beherrschte. Dabei war nichts dem Glück geschuldet: Nie hatte er eine Stellung, mit der er hätte verlieren müssen.

Bobby hatte sowohl in Bled als auch in Stockholm keine einzige Partie verloren, eine schier unfassbare Leistung. Das Äquivalent im Fußball wäre vielleicht, ohne ein Gegentor das WM-Finale zu erreichen: theoretisch möglich, praktisch aber fast nicht zu schaffen. Wenige Tage vor seinem 19. Geburtstag hatte Bobby Fischer sich als einer der herausragenden Schachspieler dieser Welt etabliert.

Wenn es irgendetwas bedurfte, um Bobby wieder von Wolke sieben zu holen, erledigte das die Siegprämie. Vor seiner Abreise aus Schweden überreichte man ihm einen weißen Umschlag mit dem Lohn für seine brillante Leistung über zwei Monate hinweg: 750 Dollar in Schwedischen Kronen. Bobby konnte nur traurig den Kopf schütteln.

Nach dem Turnier blieb Bobby keine Zeit, sich mit seiner Leistung zu brüsten, sich im Ruhm zu sonnen oder gar auszuruhen. Sein Ziel war der Weltmeistertitel, und das Kandidatenturnier, für das er sich soeben qualifiziert hatte, würde schon in sechs Wochen stattfinden. Auf Curaçao, einer Karibikinsel 60 Kilometer vor der Küste Venezuelas, würde ermittelt, wer den Titelverteidiger Michail Botwinnik herausfordern durfte.

Bobby kehrte also nach Brooklyn zurück und stürzte sich auf bereits gewohnte Art in die Vorbereitung: Er schottete sich von allem ab und verbrachte endlose Stunden mit Studien, Analysen von Partien und dem Austüfteln neuer Eröffnungen. Er ordnete analysierte Zugfolgen nach ihrer Wichtigkeit ein, verwarf jede nicht ganz perfekte Fortführung und suchte nach dem »goldenen Zug«, wie er ihn nannte: dem Zug, gegen den es kein Mittel gab. Immer wieder ging er die gleichen Fragen durch: Wie ungewöhnlich war die resultierende Stellung, wenn er eine bestimmte Zugfolge machte? Würde sein Kontrahent den Überblick verlieren? Würde

er, Bobby, sich mit dieser Stellung wohlfühlen? Wie würde er von ihr aus ins Endspiel übergehen?

Der Großmeister Pal Benko hatte in Ungarn im Widerstand gegen die Nazis gekämpft, war später in die USA ausgewandert, amerikanischer Staatsbürger und, wie viele Schachspieler, Investmentbanker geworden. Jetzt platzte er in Bobbys Zimmer im Hotel Intercontinental auf Curaçao. Kurz zuvor war Arthur Bisguier, Bobbys Sekundant, eingetroffen.

»Wir fangen gleich zu arbeiten an«, versuchte Bobby ihn abzuwimmeln. Der Roomservice hatte ein großes Mitternachtsdinner gebracht, über das sich Bobby gerade hermachte. Er und Bisguier planten, ein paar Partien zu analysieren. »Sie können jetzt nicht rein.«

»Kann ich doch. Bisguier ist auch mein Sekundant«, entgegnete Benko.

»Bisguier ist auch mein Sekundant«, äffte Bobby ihn und seinen ungarischen Akzent nach.

»Warum verspottest du mich?«, fragte Benko.

»Warum verspottest du mich?«, machte ihn Bobby wieder nach.

»Hör auf!«

»Hör auf!«

Bisguier, der bis dahin untätig danebengestanden war, versuchte jetzt zu schlichten.

»Raus aus meinem Zimmer!«, befahl Bobby.

»Selber raus!«, blaffte Benko ein wenig unlogisch.

Und plötzlich flogen die Fäuste. Wer anfing, ließ sich später nicht mehr ermitteln, aber da Bobby saß, war er im Nachteil. Die beiden Großmeister schlugen sich und brüllten sich an wie kleine Jungs, bis Bisguier dazwischenging und die beiden trennte. Benko, der die Oberhand gewonnen hatte, bedauerte Jahre später: »Es tut mir leid, dass ich Bobby vermöbelt habe. Er war ein kranker Mann, schon damals.« Dieser Boxkampf ging in die Annalen des Schachs ein, als die erste verzeichnete Schlägerei zwischen zwei Großmeistern und Kandidaten für den Weltmeistertitel.

Am nächsten Tag bat Bobby die Turnierleitung brieflich, Benko auszuschließen. Das Komitee unternahm aber nichts.

Bis Juni 1962 schien Bobby mit jedem Wettkampf stärker geworden zu sein. »Fischer wächst von einem Turnier zum nächsten«, drückte Michail Tal es aus. Bobby hatte seine tolle Leistung in Bled 1961 mit einem noch grandioseren Triumph in Stockholm übertroffen. Jeden der fünf Sowjet-Großmeister, auf die er in Curaçao treffen würde, hatte er zumindest einmal bezwungen. Bobby schien sich dem Gipfel seines Könnens noch früher zu nähern, als irgendjemand (außer ihm) es erwartet hätte.

Doch wieder lagen alle Experten mit ihren Erwartungen falsch: In Curaçao verloren Fischer und Tal ihre ersten beiden Partien, und bald krebste Bobby auf dem vierten Platz hinterher. Insgesamt, so fasste es Eliot Hearst in *Chess Life* zusammen, bot das Kandidatenturnier »eine Reihe von Erstrunden-Überraschungen, die in der Schachgeschichte ihresgleichen suchten.«

So mancher spekulierte, Bobby habe in seiner Freizeit vielleicht zu viel gezockt. Glaubt man seinem Sekundanten Bisguier, ist Bobby aber nur gelegentlich abends ins Casino gegangen, um an einarmigen Banditen zu spielen. Das sei ihm allerdings schnell langweilig geworden. Bobby sah nicht fern und ging nicht ins örtliche Kino, weil er fürchtete, das schade seinen Augen – und damit seinem Spiel. Einmal besuchte er einen Boxkampf, ansonsten ging er ein paar Mal in einen örtlichen Nachtclub, aber sein Herz war nicht richtig bei der Sache.

Henry Stockhold, der für Associated Press vom Turnier berichtete, brachte Bobby eines Nachts in ein Bordell. Als Bobby eine Stunde später wiederkam, fragte Stockhold, wie es ihm gefallen habe. Bobbys legendär gewordene Antwort: »Schach ist besser.«

Tigran Petrosjan gewann das 1962er Kandidatenturnier mit 17½ Punkten (acht Siege, 19 Remis, keine Niederlagen). Die Sowjets Efim Geller und Paul Keres teilten sich mit einem halben Punkt Rückstand den zweiten Platz. Bobby kam mit drei Punkten Rückstand auf den vierten Platz und lag einen halben Punkt vor Kortschnoi.

Natürlich nahm Bobby diese Schlappe nicht so einfach hin. Er raste, und er wollte, dass die Welt erfuhr, was in Curaçao abgelaufen war. Zornig schrieb er: »Die sowjetischen Spieler hatten sich offenkundig abgesprochen. Sie vereinbarten, untereinander immer remis zu spielen … Sie besprachen sich bei laufender Partie. Wenn ich gegen einen Sowjet spielte, sahen die anderen zu und kommentierten meine Züge hörbar.«

Kortschnoi bestätigte Bobbys Vorwürfe in seinen Memoiren *Ein Leben für das Schach*: »Petrosjan hat alles arrangiert. Er und sein Freund Geller vereinbarten, alle Partien untereinander remis zu spielen. Auch Keres überredeten sie dazu, ihrer Koalition beizutreten … Das war ein großer Vorteil gegenüber den anderen Teilnehmern.«

Pal Benko, der nach der Schlägerei immer noch wütend auf ihn war, antwortete auf die Frage, warum nicht Fischer gewonnen habe: »Er war einfach nicht der beste Spieler.«

Nach Curaçao war Bobbys Selbstvertrauen erschüttert. Sein Traum – oder war es schon eine Manie? –, der jüngste Weltmeister der Geschichte zu werden, war geplatzt. Irgendwann würde er schon Weltmeister, das schien ihm unvermeidlich. Aber das war nur ein geringer Trost. In den vergangenen Monaten hatte er seine Konkurrenz so mühelos abgefertigt, dass er den Weltmeistertitel schon fast in seinen Händen glaubte. Nun hatten die Sowjets bewiesen, dass sie ihn stoppen konnten. Zwar mit unfairen Mitteln, wie Bobby fand, aber dennoch. Diese Erkenntnis machte ihn wütend und traurig.

Jetzt wurde Bobby klar, dass sein Aufstieg zum Schachweltmeister nicht schon vom Schicksal vorbestimmt war. Aber er würde sich durchbeißen! Er verachtete die Sowjets für ihre Mauscheleien. Er fand, sie hätten ihm den Turniersieg gestohlen, und dieses Unrecht wollte er in die Welt posaunen.

In ihrer Ausgabe vom 20. August 1962 druckte *Sports Illustrated* Bobby's *jJaccuse* ab: »Die Russen manipulieren die Weltmeisterschaft«. Der Artikel erschien übersetzt auch auf Deutsch, Niederländisch, Spanisch, Schwedisch und Isländisch, selbst die Sowjetpresse ging auf ihn ein. Bobby kündigte an, nie wieder an einem Kandidatenturnier teilzunehmen, weil der Austragungsmodus es Nicht-Sowjets unmöglich machte zu gewinnen. Bobby schrieb:

> Das von der FIDE geschaffene System … stellt sicher, dass immer ein Russe Weltmeister wird … Die Russen haben es so gedeichselt.«

In Portorož hatte er bewiesen, dass er inzwischen stark genug war, jeden sowjetischen Großmeister zu besiegen, der mit ihm um den Titel

konkurrierte. Und er glaubte, die Russen schwindelten auf Turnieren jetzt offenkundiger, weil sie ihn als Bedrohung ernst nahmen.

Schachbeobachter sind sich einig, dass sich die Sowjets in Curaçao wohl abgesprochen haben. Was Bobby aber zu erwähnen vergaß: Im ganzen Turnier waren die drei Erstplatzierten nie ernsthaft gefährdet; weder Bobby noch sonst irgendjemand kam ihnen nahe. Warum hätten sie dann so offenkundig schummeln sollen? Die Volkswirtschaftsprofessoren Charles C. Moul und John V.C. Nye gingen dieser Frage nach. Für den wissenschaftlichen Artikel »Haben die Sowjets sich abgesprochen? Eine statistische Analyse der Schachweltmeisterschaften 1940–64« werteten sie Hunderte Turnierergebnisse mit sowjetischen und nicht-sowjetischen Spielern aus. Ihr Ergebnis: Mit einer Wahrscheinlichkeit von 75 Prozent gab es Absprachen zwischen Sowjets. Allerdings betonten die Autoren auch, dass »Fischer 1962 in Curaçao nicht stark genug war, um durch die reklamierte Remis-Absprache ernsthaft benachteiligt worden zu sein.«

Mauschelei hin oder her, die wahren Gründe für die Dominanz der Sowjets waren doch andere: Schach war in der UdSSR enorm populär, und die Regierung förderte Topspieler. Die Sowjetunion hatte mehr Spitzenspieler als die drei nächstbesten Nationen zusammen. Solange dieses Ungleichgewicht weiterbestand – wofür das grandiose sowjetische System der Nachwuchsförderung schon sorgen würde –, kamen zwangsläufig immer zwei, drei Russen ins Kandidatenturnier, wo bereits ein, zwei gesetzte Sowjetspieler warteten. Daraus ergab sich die Möglichkeit für die Sowjets, sich gegebenenfalls »zusammenzutun«. Klagen wie die von Bobby waren also durchaus berechtigt.

Und tatsächlich beschloss der Weltschachbund FIDE wenig später, die Regeln für das Kandidatenturnier radikal zu ändern. Die Sowjets und der Rest der Schachwelt waren – vielleicht auch von Bobbys Brandrede in *Sports Illustrated* – derart geschockt, dass sich kein Protest regte. Ab sofort würden die acht Teilnehmer am Turnier im k.-o.-System gegeneinander antreten: Die jeweiligen Duelle würden über zehn bis zwölf Runden gehen, nur der Sieger käme weiter.

Offen blieb aber die Frage, ob Bobby sich tatsächlich nie wieder am Kampf um die Weltmeisterschaft beteiligen und seinen Traum somit begraben würde. Manche fragten sich, ob er vielleicht ganz mit dem Schach aufhören würde.

Die Antwort kam schnell.

8. KAPITEL
KAMPF DER LEGENDEN

September 1962. An Bord des Ozeandampfers *New Amsterdam* trug der 19-jährige Bobby zwar keinen Frack zum Dinner in der Lounge der ersten Klasse, aber er hatte sich so gediegen angezogen, wie er nur konnte: blauer Serge-Anzug, weißes Hemd, dunkle Krawatte. Über Passagiere, die in Freizeithosen und Turnschuhen zum Abendessen erschienen, echauffierte er sich auf die überhebliche Art des Neureichen. Dass er selbst einmal in Sachen Mode nicht ganz zur Weltspitze gehört hatte, war ihm entfallen.

Auf der neuntägigen Reise von New York nach Rotterdam schlief Bobby so viel wie möglich, analysierte einige Partien und genoss die Seeluft auf dem Promenadedeck. Er bezahlte die Reise von den 5000 Dollar Antrittsprämie, die er für die Teilnahme an der Schacholympiade in Warna, Bulgarien, bekam. Drei Gründe hatten ihn bewogen, über den Atlantik zu fahren statt zu fliegen: Er wollte sehen und erfahren, wie die »Aristokratie« reiste, er brauchte Ruhe und Zeit für sich, und er fürchtete, dass die Sowjets sein Flugzeug sabotieren könnten, um ihre nationale Schachehre zu retten und ihn als Bedrohung ihrer Vormachtstellung auszuschalten. Berechtigte Angst oder krankhafter Verfolgungswahn?

Bobbys Tiraden gegen die angeblichen Mauscheleien der Sowjets hatten die Schachwelt erschüttert. Die Schachoberen in Russland schäumten vor Wut. So sehr, dass Bobby ihnen durchaus zutraute, ihn zu ermorden, indem sie »das Triebwerk meines Flugzeugs manipulierten«.

Bobby freute sich darauf, zum ersten Mal gegen den amtierenden Schachweltmeister Michail Botwinnik anzutreten, und sei es nur an einem,

Gerüchten zufolge, zweitklassigen Austragungsort für ein Turnier: dem Golden-Sands-Resort am Schwarzen Meer.

Michail Moisejewitsch Botwinnik aus Sankt Petersburg (damals Leningrad) war zu jenem Zeitpunkt 51 Jahre alt und gehörte zu den besten Schachspielern aller Zeiten. Der dreimalige Weltmeister hatte Alexander Aljechin, José Capablanca, Dr. Max Euwe, Emanuel Lasker und weitere renommierte Spieler besiegt. In Schachkreisen war er eine lebende Legende – trotzdem sah er seinem ersten Aufeinandertreffen mit Bobby Fischer mit Nervosität entgegen. Natürlich kannte er Bobbys »Partie des Jahrhunderts«, wusste von seinem nahezu perfekten Auftritt in Bled und seinem bemerkenswerten Sieg in Stockholm. Ebenso kannte er aber Bobbys Anschuldigungen nach Curaçao, weshalb er ihn als Feind des Sowjetstaates betrachtete.

In Warna drohte eine Miniausgabe des Kalten Krieges, ausgetragen auf 64 Feldern.

Fischer und Botwinnik waren sich bereits einmal begegnet, 1960 bei der Olympiade in Leipzig, hatten aber nicht gegeneinander gespielt. Bobby hatte Botwinnik die Hand geschüttelt und sich knapp vorgestellt: »Fischer«. Damit hatte die Unterhaltung schon geendet: Botwinnik sprach zwar passabel Englisch, war aber nicht gerade für Herzlichkeit bekannt.

Botwinnik nahm an, dass Bobby einmal den Weltmeister herausfordern – vielleicht sogar ihn, Botwinnik, selbst – und möglicherweise den Titel erringen würde. Doch selbst wenn es nie so weit kam, die Schachwelt würde diese Partie zwischen Fischer und ihm vielleicht noch in hundert Jahren studieren und analysieren, das wusste er. Da er die Blamage fürchtete, gegen Bobby zu verlieren, bat Botwinnik die Turnierleitung, die Partie in einem abgetrennten Raum auszutragen. So würde er in der Stunde seiner eventuellen Niederlage wenigstens keine Zuschauer haben. Doch solch ein Raum stand nicht zur Verfügung – ganz abgesehen davon, dass die Organisatoren die publicityträchtige Partie natürlich in der Öffentlichkeit stattfinden lassen wollten. Aus den Tausenden Partien dieser Olympiade würde das Aufeinandertreffen Fischer–Botwinnik turmhoch herausragen, und die Veranstalter wollten die Schachfans nicht um dieses Ereignis bringen.

Mit seiner Brille mit Stahlrand und seinem grauen Anzug wirkte Botwinnik ernst, geschäftsmäßig. Er war zugeknöpft, auch im wörtlichen

Sinn, und trat auf wie ein Wissenschaftler – der er auch tatsächlich war. Botwinnik wusste, dass er die Sowjetunion repräsentierte, und wählte seine Worte jederzeit so präzise, als würden sie irgendwo niedergeschrieben. Sein Schüler Anatoli Karpow sagte ihm nach, er sei »unnahbar gewesen wie ein Gott im Olymp«.

In den ersten vier Wochen der Olympiade hatte Bobby schon 15 Partien gespielt, als er endlich auf Botwinnik traf. Seine Maschinerie lief längst wie geschmiert. Als die zwei sich am Tisch trafen, schüttelten sie sich wortlos die Hand. Beim Hinsetzen stießen sie leicht mit den Köpfen zusammen. »Sorry«, sagte Bobby, das zweite Wort, das er je mit Botwinnik gesprochen hatte. Wieder bekam er keine Antwort.

Als das Spiel abgebrochen wurde, schien Bobby in Gewinnposition.

Danach aß Bobby allein zu Abend, warf einen flüchtigen Blick auf die Stellung und ging siegesgewiss früh zu Bett. Ganz anders die Sowjets. Michail Tal, Boris Spasski, Paul Keres, Efim Geller und der Trainer der Mannschaft, Semion Furman, grübelten gemeinsam mit Botwinnik bis halb sechs am nächsten Morgen. Sie riefen sogar in Moskau an und baten Juri Awerbach, eine Kapazität für Endspiele, um Rat. Geller fand schließlich einen subtilen Weg, wie man noch zu einem Remis kommen könnte, obwohl Fischer von den Figuren her deutlich im Vorteil war.

Am nächsten Morgen wurde Botwinnik beim Frühstück befragt, wie er seine Stellung beurteile. Er antwortete auf Russisch, mit einem Wort: »*Nitschija*«, Remis.

Zur Wiederaufnahme der Partie kam Botwinnik in Hemdsärmeln, ein so ungewöhnlicher Anblick, dass die anderen Spieler wussten: Botwinnik war besorgt, aber kampfbereit. Bobby ahnte nicht, dass er gegen die geballte Schachkompetenz von nicht weniger als sieben sowjetischen Großmeistern antrat, nicht nur gegen den Einfallsreichtum seines Kontrahenten. Doch bald nach Wiederaufnahme dämmerte ihm, was Botwinnik vorhatte, und alles Blut wich aus seinem Gesicht. Botwinnik, der nur selten vor Ende einer Partie vom Brett aufstand, freute sich derartig, die Dynamik der Partie umgedreht zu haben, dass es ihn nicht mehr an seinem Platz hielt. Er stand auf, ging zum Kapitän der Sowjetmannschaft, Lew Abramow, hinüber und flüsterte erneut: »*Nitschija*«. Bobby hatte den Streit, den er 1958 mit Abramow in Moskau hatte – seitdem hatten die beiden nicht mehr

miteinander gesprochen –, nicht vergessen und beschwerte sich sofort beim Schiedsrichter. »Schauen Sie«, sagte er, »Botwinnik bekommt Hilfe.«

Abramow reichte zwar nicht annähernd an Botwinniks Spielstärke heran, war aber immerhin Internationaler Meister und hätte in jenem Augenblick Botwinnik eine Nachricht von den anderen sowjetischen Großmeistern übermitteln können. Das *vermutete* Bobby zumindest. Doch die US-Mannschaft legte keinen offiziellen Protest bei der Turnierleitung ein; Bobbys eigene Teamkameraden fanden, er habe sich da in etwas hineingesteigert.

Schließlich sah Bobby ein, dass er hier nicht mehr gewinnen konnte. Er sah Botwinnik an und sprach das dritte Wort, das er je mit ihm gesprochen hatte: »Remis.« Botwinnik streckte ihm einfach die Hand entgegen. Später erinnerte sich Botwinnik, Bobby habe ihm mit bleichem Gesicht die Hand geschüttelt und unter Tränen den Veranstaltungssaal verlassen. Das US-Team beendete das Turnier mit einem enttäuschenden vierten Platz, hauptsächlich aufgrund Bobbys schwacher Ergebnisse. Erstaunlicherweise schickte der 19-Jährige seinem Mannschaftskapitän, Dr. Eliot Hearst, einen Entschuldigungsbrief. Darin schrieb er, er habe unter großem Stress gestanden, der nichts mit der Olympiade oder Schach zu tun gehabt hätte.

Wieder an Bord der *New Amsterdam* schrieb Bobby auf dem Rückweg nach New York seinem Freund Bernard Zuckerman, wie er sich angesichts des Remis gegen Botwinnik fühlte. Das Telegramm wurde nach Brooklyn gefunkt. Bobby glaubte, in eine Falle getappt, einem billigen Trick seines Gegners aufgesessen zu sein. Vor der Vertagung der Partie habe Botwinnik so aufgebracht geschienen, als könne er jeden Moment zusammenbrechen.

In seiner Enttäuschung schrieb Bobby auch, Botwinnik, der hoch angesehene Exweltmeister, sei nie ein großartiger Spieler gewesen, nie der »Erste unter Gleichen«, als den Botwinnik selbst sich einmal beschrieb. Nein, fand Bobby, der Grund für Botwinniks Überlegenheit sei auf dem Feld der Politik zu suchen. So geschickt taktiere Botwinnik »abseits des Schachbretts«, dass er auch sowjetischer Regierungschef hätte werden können.

Curaçao war ein Wendepunkt für Bobby; danach gelobte er, nie mehr bei Weltmeisterschaftsturnieren anzutreten. Nach dem olympischen Turnier in Warna ging Bobby noch einen Schritt weiter: Zwei Jahre lang trat er überhaupt nicht mehr zu internationalen Turnieren an. Die Sowjets lästerten

schon, Bobby habe sich aus »pathologischer« Angst vor der »Hand Moskaus« von der Weltbühne zurückgezogen. Aber daheim in Brooklyn erklärte Bobby, er wolle einfach nichts mehr mit diesen »roten Schwindlern« zu tun haben.

Über ein Jahr später nahm Bobby am Turnier um die US-Meisterschaft 1963/64 teil. Austragungsort war das schlichte Henry Hudson Hotel in New York. Bobby räumte seine Gegner ab wie Kegel, er gewann eine Partie nach der anderen, nicht ein Kontrahent hatte auch nur die Chance auf ein Remis. Hier bahnte sich etwas Außergewöhnliches an, das merkte auch das Publikum.

Als Bobby sogar den starken Champion Arthur Bisguier und den alternden Samuel Reshevsky besiegt hatte, wurde das Raunen im Publikum lauter. Würde Bobby den Durchmarsch schaffen? Würde er den Titel gewinnen, ohne auch nur einmal remis gespielt zu haben? Die Nachricht von Bobbys unglaublichem Lauf verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Schachgemeinde, und mit jeder neuen Runde wuchs die Zuschauerschar.

Die Spannung, wie bei jedem großen Turnier ohnehin schon greifbar, stieg weiter. Bobbys makelloses Timing und scheinbar unfehlbares Spiel lähmten die Kontrahenten, die erst noch gegen Bobby antreten mussten, im Kopf. Er walzte jeden Gegner platt. Zum Jahresende 1963 fehlte Bobby nur noch eine Partie zum Durchmarsch.

Am Neujahrstag ruhte der Turnierbetrieb, am zweiten Januar ging es weiter. Längst lag Bobby uneinholbar vorne, aber das Ergebnis der letzten Partie war nicht ausgemacht. In ihr traf Bobby auf Anthony Saidy, einen Freund. Saidy war Mitte 20, sechs Jahre älter als Bobby, und damals Arzt beim Friedenscorps, das ihm für das Turnier freigegeben hatte. Er hatte sehr gut gespielt und konnte mit einem Sieg noch auf den zweiten Platz kommen – und als derjenige in die Annalen des Schachs eingehen, der Bobbys Durchmarsch stoppen konnte. Außerdem hatte Saidy den Vorteil, mit Weiß zu spielen.

Hunderte Zuschauer hatten sich im Hotel versammelt und blickten gespannt auf das Schaubrett. Die meisten hielten insgeheim zu Bobby, teilweise natürlich auch, weil sie auf einen Durchmarsch hofften. Je länger

die Partie dauerte, desto unwahrscheinlicher wurde ein Sieg Bobbys. Saidys Stellung war hervorragend, Bobbys eigene prekär. Doch nach zweieinhalb Stunden Spielzeit, als die Partie nach den Regeln des Turniers abgebrochen werden musste, stand noch kein Sieger fest. Saidy war am Zug. Der junge Arzt dachte 40 Minuten lang nach, schrieb seinen Zug auf das Partieformular, versiegelte es in einem Umschlag und reichte ihn dem Turnierleiter. Danach wurde die Begegnung vertagt. Das Publikum verließ den Ballsaal, überzeugt, dass Bobby bei der Fortführung am nächsten Tag maximal ein Remis erreichen würde. Doch es kam anders. Entsetzt erkannte Saidy eine halbe Stunde später, dass er einen Riesenpatzer gemacht hatte. Als der Turnierdirektor am nächsten Tag den Umschlag öffnete und den Zug auf dem Brett ausführte, verstand Bobby sofort. Er sah Saidy an und lächelte leicht. Saidys Fehler eröffnete Fischer die Möglichkeit, ein zwingendes Endspiel aufzuziehen, und eine halbe Stunde nach Wiederaufnahme der Partie musste Saidy aufgeben.

Bobbys Traumergebnis wurde von den Nachrichtenagenturen verbreitet und weltweit von den Medien verkündet: elf Meisterschaftsspiele, elf Siege. Auf einem derartig hohen Niveau war eine solche Serie eigentlich nicht möglich, egal wie gut ein Spieler nun war. Fischers Lohn für zwei Wochen brillanten Schachs: gerade einmal 2000 Dollar.

Selbst die Massenmedien berichteten viel breiter als üblich über dieses Ereignis, auch wenn sie nicht recht wussten, ob sie Schach unter Sport oder Kunst einordnen sollten. *Life* und *Saturday Evening Post* vereinbarten Interviews mit Bobby. *Sports Illustrated* titelte mit DER VERBLÜFFENDE SIEGESZUG DES BOBBY FISCHER. Schachpublikationen in aller Welt schwärmten von dieser unerreichten Leistung. Nur Bent Larsen, nie ein Fischer-Fan, zeigte sich unbeeindruckt: »Fischer hat gegen Kinder gespielt.«

Reshevsky ein Kind? Robert Byrne? Larry Evans? Pal Benko?

Am 9. März 1964 wurde Bobby Fischer 21. Jetzt drohte ihm, wie so vielen jungen Amerikanern in jenen Kriegszeiten, die Einberufung zum Militärdienst. Im November zuvor war Präsident John F. Kennedy erschossen worden. Sein Nachfolger, Lyndon B. Johnson, hatte den Krieg in

Vietnam ausgeweitet. In jener Zeit eingezogen zu werden, bedeutete mit großer Wahrscheinlichkeit, in Südostasien zu dienen.

Als »verfügbarer« Kandidat musste Bobby zur Musterung. Falls er ausgewählt werden sollte, würde er die nächsten zwei Jahre beim Militär verbringen. Damals war Fischer zwar Patriot, aber Schach war ihm wichtiger. Und die Schachgemeinde zählte auf seine Teilnahme am Interzonenturnier in Amsterdam. Zugegeben, er hatte angekündigt, nie mehr im FIDE-System der Kandidatenkür anzutreten, weil es die Sowjets begünstigte. Doch vielleicht überlegte Bobby es sich noch einmal anders? Die Welt hoffte es, und im Grunde seines Herzens hätte Bobby gern mitgespielt. Doch er sagte, sein Entschluss stehe fest.

Dennoch begannen einige Leute, Möglichkeiten auszuloten, wie man Bobby vielleicht bis nach dem Interzonenturnier zurückstellen lassen könnte … nur für den Fall, dass er antrat.

Ein Vertreter des amerikanischen Schachbunds wandte sich in dieser Angelegenheit an General George B. Hershey, den Leiter der Einberufungsstelle. Hershey beschied, »eine *vorübergehende* Zurückstellung, fast egal aus welchem Grund, lässt sich bei der örtlichen Einberufungskommission leicht erwirken. Irgendwann wird Fischer aber wahrscheinlich eingezogen.«

Einen dauerhafteren – und völlig legalen – Schutz vor Einberufung hätte ein Studium geboten. Nun hatte Bobby zwar die Highschool abgebrochen, doch die New School for Social Research, eine progressive New Yorker Uni, war bereit, Bobbys außerordentliche Schach-Erfolge als akademische Leistung zu werten und ihn aufzunehmen. Alfred Landa, damals stellvertretender Präsident der Universität, versprach Bobby nicht nur einen Studienplatz, sondern auch ein Vollstipendium. Bobby erwog das Angebot lange und ernsthaft. Eines Nachmittags war er schon losgegangen, um sich an der New School einzuschreiben, da hielt er inne. Mit Schulen hatte er schlimme Erfahrungen gemacht, vielleicht schwante ihm Übles. Ohne seine Gründe zu erklären, schlug Bobby das Angebot aus.

Er bekam einen zweiten Termin für die Musterung und ging allein hin. Das Ergebnis wurde öffentlich verkündet: Bobby Fischer wurde ausgemustert. Die Gründe dafür blieben im Dunkeln. Bobby Fischer erhielt die Einstufung 4F, was bedeutete, dass »der Kandidat aufgrund mindestens eines medizinischen Leidens für jeden Dienst im Militär untauglich« ist.

Dabei schien Bobby doch körperlich fit. Rätselhaft. Doch Hauptsache, Bobby musste nicht einrücken.

Bobby saß in einem kleinen holzgetäfelten Raum im Marshall-Schachclub. Vor ihm lag ein Schachbrett, neben ihm stand ein Schiedsrichter, sonst gab es nichts. Vor allem keinen Gegner. Bobby wählte einen Zug, schrieb ihn auf ein Partieformular, das der Schiedsrichter einem »Läufer« übergab. Der huschte in einen nahe gelegenen Raum, in dem ein Fernschreiber aufgestellt worden war. Danach wartete Bobby, weiter allein, während der Zug nach Havanna (Kuba) übermittelt wurde, wo sein Kontrahent vor einem identischen Schachbrett saß. Wenn dieser seinen Zug machte, wurde der wiederum von Havanna zum Marshall übertragen, wo der Bediener des Fernschreibers die Antwort dem Läufer übergab, der ihn in den stillen Raum brachte, wo Bobby gespannt wartete.

Es war 1965, und Bobby hatte die Einladung zum Capablanca-Gedächtnisturnier in Havanna angenommen. Genau diese Art Turnier brauchte er zum Wiedereinstieg in den internationalen Wettkampfbetrieb. 13 Großmeister und acht Internationale Meister sollten antreten. Ein enorm starkes Feld – wenn auch nicht derart brillant besetzt wie Bobbys letztes internationales Turnier. Die 3000 Dollar Antrittsprämie gaben schließlich den Ausschlag: Bobby sagte zu.

Aber es gab Komplikationen: Die diplomatischen Beziehungen zwischen Kuba und den USA waren sechs Jahre nach der Revolution und drei Jahre nach der Kubakrise noch immer stark angespannt. Das amerikanische Außenministerium ließ zwar Journalisten nach Kuba reisen, aber keine Normalbürger. Fischer beantragte ein Journalistenvisum; er schrieb regelmäßig für *Chess Life* und hatte einen Auftrag der *Saturday Review*, über das Turnier in Havanna zu berichten. *Saturday Review* und der amerikanische Schachbund sandten Brief ans Außenministerium, in denen sie Bobbys Antrag unterstützten. Zweifellos wollte Bobby in erster Linie nach Kuba, um am Turnier teilzunehmen, er plante aber tatsächlich, auch darüber zu berichten. Trotzdem schmetterte das Außenministerium den Antrag rundweg ab. Die Bürokraten erkannten Bobby nicht als Journalisten an und verweigerten ihm eine Ausreise nach Kuba.

Was niemand wusste: Das FBI schnüffelte Bobby schon seit Jahren hinterher. Wahrscheinlich, weil man Regina für eine Kommunistin hielt. Als Bobby 1958 15-jährig nach Moskau reiste, glaubte das FBI, Regina hätte ihn dort zur Indoktrination hingeschickt.

Das FBI konnte sich offenkundig nicht vorstellen, dass jemand so weit (und in ein politisch verdächtiges Land!) reisen würde, nur um Schach zu spielen. Eine Notiz in Bobbys FBI-Akte vermerkt, dass sein Pass nicht gültig sei für Reisen nach Albanien, Kuba, Rotchina, Nordkorea und den von Kommunisten beherrschten Teil Vietnams. Ein Memorandum aus dem Büro des Koordinators kubanischer Angelegenheiten von 1965 legt fest: »Die Teilnahme an Schachwettbewerben gehört nicht zu den legitimen Reisegründen nach Kuba.«

Vom FBI verfolgt oder nicht, Bobby war wild entschlossen, an dem Turnier teilzunehmen. Und das gelang ihm auch, mit der Hilfe des amerikanischen Schachbunds. Der schlug eine höchst unkonventionelle Lösung vor: Bobby würde in New York bleiben und das Turnier von einem Raum des Marshall aus spielen. 1965 gab es weder Handy noch Internet, doch Fischer konnte seine Züge per Fernschreiber übermitteln. Die Verantwortlichen in Kuba waren begeistert und boten an, die 10 000 Dollar zu übernehmen, die eine Telefon-Standleitung und der Fernschreiber kosten würden. (Che Guevara, ein starker Schachspieler, war die treibende Kraft hinter diesem Turnier.) Auch die anderen Turnierteilnehmer stimmten dem ungewöhnlichen Arrangement zu, einige allerdings nur widerwillig.

Dann mischte Fidel Castro sich ein und nannte die Teilnahme Bobbys »einen großen Propagandasieg für Kuba«. Das sorgte für Schlagzeilen! Wütend schickte Bobby ein Telegramm an Castro, in dem er mit seiner Absage drohte, sollte der Regierungschef nicht aufhören, Bobbys Teilnahme für linke Propaganda auszuschlachten. Weiter hieß es:

> ICH KANN NUR AM TURNIER TEILNEHMEN, WENN ICH UMGEHEND PER TELEGRAMM DIE BESTÄTIGUNG ERHALTE, DASS WEDER SIE NOCH IHRE REGIERUNG JETZT ODER ZUKÜNFTIG VERSUCHEN WERDEN, AUS MEINER TEILNAHME AM TURNIER POLITISCHES KAPITAL ZU SCHLAGEN.
>
> BOBBY FISCHER

Castro antwortete mit dem gewünschten Versprechen, konnte sich aber eine Spitze gegen Bobby nicht verkneifen:

> UNSER LAND BRAUCHT KEINE SOLCHEN »PROPAGANDASIEGE«. ES IST IHRE PERSÖNLICHE ANGELEGENHEIT, AN DIESEM TURNIER TEILZUNEHMEN ODER NICHT. DESHALB SIND IHRE WORTE UNGERECHT. WENN SIE ANGST HABEN UND IHRE FRÜHERE ENTSCHEIDUNG BEREUEN, SOLLTEN SIE SICH BESSER EINE ANDERE AUSREDE SUCHEN ODER DEN MUT HABEN, AUFRICHTIG ZU SEIN.
>
> FIDEL CASTRO

Nach Castros Versicherung bestätigte Bobby ohne weitere Scharmützel seine Teilnahme am Turnier. Er wollte Schach spielen, keinen Wirbel veranstalten.

Um sich nicht dem Vorwurf der Mauschelei auszusetzen, spielte Bobby völlig abgeschottet (vom Schiedsrichter natürlich abgesehen). Es muss eine seltsame Erfahrung gewesen sein, ohne jedes Feedback zu spielen, ohne die Möglichkeit, die Körpersprache des anderen zu lesen. Auch mit dem Schiedsrichter wechselte Bobby kein Wort, und nur langsam schwand das Licht des Nachmittags. Gelegentlich schaute Bobby hinaus auf den Garten des Clubs, während er auf Antwort aus Kuba wartete. Dort stand, auf einem Gestell mit Schachgarnituren, eine Büste des französischen Komponisten Philidor, der als bester Schachspieler des 18. Jahrhunderts galt. Nur das Ticken der Schachuhr war zu hören.

Eine typische Vier-Stunden-Partie dauerte wegen der Verzögerungen durch die telegrafische Übermittlung acht bis neun Stunden. Manche Partien zogen sich sogar zwölf Stunden hin. So wurde das Turnier zu einem echten Test für Bobbys Durchhaltevermögen und Kondition. Seine Gegner hatten zwar das gleiche Problem – aber eben nur bei ihrer einen Partie gegen Fischer. Bobby hingegen musste jede einzelne Partie auf diese seltsame, isolierte Art bestreiten. Mitten im Turnier fragte ihn jemand, wie gut er nach eigener Einschätzung abschneiden werde. Bobby antwortete: »Das hängt davon ab, wann mir die Luft ausgeht.«

Bobby gewann seine ersten zwei Partien, baute im weiteren Verlauf des Turniers aber ab. Er verlor wiederholt und spielte gegen mehrere Spieler deutlich unter seinem Niveau remis. Manchmal blitzte seine Brillanz auf, doch er war meilenweit von der Form entfernt, in der er 18 Monate zuvor die US-Meisterschaft beherrscht hatte. Trotzdem schrammte er nur knapp am Sieg vorbei, einen halben Punkt hinter dem sowjetischen Exweltmeister Wassili Smyslow.

Hätte Fischer bei dem Turnier nicht so gut abgeschnitten, wäre seine Geschichte hier vielleicht zu Ende gegangen, im stillen Hinterzimmer eines Schachclubs. Havanna war Bobbys Comeback ins Scheinwerferlicht der Welt, und ein schlechtes Resultat hätte ihn in tiefe Selbstzweifel gestürzt. Zwei Rückschläge in internationalen Turnieren hintereinander, das hätte er wohl kaum ertragen. Zugegeben, für Bobby zählte bei Turnieren nur der erste Platz. Doch angesichts seiner langen Spielpause und der anstrengenden Begleitumstände empfand er seinen zweiten Platz als halbwegs annehmbar.

Öffentlich haderte Bobby zwar mit seiner Leistung, doch das sowjetische Schach-Establishment war höchst beeindruckt, wie Bobby sich unter derart schwierigen Bedingungen geschlagen hatte. Man fürchtete, dass er als Spieler weiter reifen und die Vorherrschaft der Sowjets zerschmettern würde, wenn man nicht schnell etwas unternahm.

Die Sorge wegen Fischer veranlasste das sowjetische Wissenschaftliche Forschungsinstitut für Sport, ein geheimes Labor zu gründen. Es entstand in der Nähe des Moskauer Schachclubs und wurde von Wladimir Alatorzew geleitet, einem sowjetischen Großmeister und Theoretiker. Seine Aufgabe war es, Fischers Spiel und Psyche zu erforschen. Zehn Jahre lang arbeitete Alatorzew mit einer kleinen Gruppe von Schachspielern und Psychologen unermüdlich daran, das »Geheimnis« von Fischers Können zu ergründen. Penibel durchleuchteten sie seinen Stil – bei der Eröffnung, dem Mittelspiel, dem Endspiel – und ließen den sowjetischen Topspielern geheime Berichte über ihre Ergebnisse zukommen. Außerdem versuchten sie zu ergründen, wie Fischer tickte und wie man ihn aus dem Konzept bringen könnte.

Was Bobby nicht wusste: Hätte er die Einladung zum Piatigorsky-Cup in Santa Monica nicht angenommen, wäre das Turnier abgesagt worden. »Wir *müssen* Bobby Fischer bekommen«, befahl Gregor Piatigorsky seiner Frau. Einige Jahre zuvor, 1963, hatte Mrs. Piatigorsky sich geweigert, Bobbys Forderungen zu erfüllen, weshalb er nicht mitgespielt hatte. Allerdings wollte sie Bobby auch diesmal keine Sonderbehandlung zukommen lassen. Am Ende löste sie ihr Dilemma, indem sie allen Teilnehmern die gleiche Antrittsprämie zahlte – 2000 Dollar. Damit wahrte sie das Gesicht und sicherte sich dennoch die Teilnahme des größten amerikanischen Schachspielers.

Der Verlauf des Turniers ist legendär geworden: In der ersten Hälfte stand Bobby neben sich und lag auf dem letzten Platz. Danach fing er sich und stand eine Runde vor Schluss gleichauf mit Spasski auf dem ersten Platz. Zu Turnierbeginn sah Bobby aus wie Abraham Lincoln: ausgezehrt, mit hohlen Wangen und dunklen Augenringen. Er wirkte krank.

Eine Partie nach der anderen ging verloren oder endete remis. Das Turnier drohte zum schlimmsten Desaster seiner gesamten Schachkarriere zu werden, übler noch als das Debakel in Buenos Aires. Bobby stand an einem existenziellen Abgrund. Wenn er sich nicht bald zusammenriss, würde diese Veranstaltung zu einem schwarzen Fleck auf der Weste seiner Schachkarriere werden. Oder gar zu ihrem Ende. Jeder darf mal ganz unten im Klassement stehen. Nur aufgeben darf man nie.

Glücklicherweise konnte Bobby das Letzte aus sich herausholen und langsam aufholen. Dank seiner Spielstärke und seiner Hartnäckigkeit konnte er sich wieder aus seinem Loch herausarbeiten. In der zweiten Turnierhälfte machte er dann einen Platz nach dem anderen gut und wurde mit gerade mal einem halben Punkt Rückstand auf Spasski Zweiter. An seiner Reaktion konnte man ablesen, wie sehr er hin- und hergerissen war. Einerseits wurmte es ihn, dass er nicht Erster geworden war. Doch andererseits war er überglücklich über sein Comeback.

Bei der Abschlusszeremonie posierten Mr. und Mrs. Piatigorsky eingerahmt von Spasski und Bobby für ein Foto. Fischer lächelte dünn und wirkte leicht beschämt, als wolle er sagen: »Eigentlich hätte ich das Turnier gewinnen müssen. Aber diesmal kann ich nicht den Russen die Schuld geben. Es war meine … ganz allein meine.«

Danach verließen die Spieler Santa Monica und kehrten in ihre Heimat zurück – alle außer Bobby. Der weigerte sich einfach abzureisen. Andere Spieler haben das auch schon gemacht. Als wären sie Schauspieler, die sich nicht von ihrer Rolle lösen können und sich weigern, die Garderobe zu verlassen. Oder als wären sie Schriftsteller, die auch nach Fertigstellung ihres Romans nicht aus ihrer Schreibstube kommen. Vielen fällt es gelegentlich schwer, einen Ort zu verlassen, der einem so viele Stunden, Tage, Wochen oder Monate eine kreative Heimat gewesen ist.

Drei Wochen später wohnte Bobby noch immer im Miramar, direkt am Ozean, umgeben von Gärten und Palmen. Er schwamm, ging spazieren und erfreute sich am scharfen Geruch der Eukalyptusbäume. Den Rest des Tages – und einen Großteil der Nacht – verbrachte er damit, sämtliche Partien des Turniers nachzuspielen und sich mit den Fehlern zu quälen, die er gemacht hatte. Schließlich steckte ihm jemand, dass die Piatigorskys die Kosten für das Hotelzimmer nicht länger bezahlen würden. Widerwillig flog Bobby also zurück nach Brooklyn.

9. KAPITEL
DER KANDIDAT

In der zweiten Hälfte der 1960er-Jahre zeigte Bobby wieder brillantes Schach – und stand sich gelegentlich selbst im Weg. Er gewann das internationale Turnier von Monaco und weigerte sich dann unhöflich, mit Seiner Durchlaucht Fürst Rainier für ein Foto zu posieren. Bei der öffentlichen Übergabe der Siegprämie durch Fürstin Gracia Patricia riss er das Geldkuvert grob auf, zählte nach und dankte ihr erst dann. Er führte die amerikanische Olympiamannschaft nach Kuba, wo er am ersten Brett spielte und die Silbermedaille gewann. Zu Fidel Castro war er freundlicher: Er schenkte ihm ein signiertes Exemplar seines Buchs *Bobby Fischer lehrt Schach*. Das Interzonenturnier 1967 in Tunesien verließ er Knall auf Fall, als der Veranstalter sich weigerte, auf seine Terminwünsche einzugehen. Dabei lag Bobby fast uneinholbar in Führung. Als ein Journalist ihn im Hotel aufsuchte, weigerte sich Bobby, die Tür zu öffnen. »Lassen Sie mich in Ruhe!«, brüllte er. »Ich habe nichts zu sagen.« Ihm war bewusst, dass er sich durch den Eklat die Chance raubte, um die Weltmeisterschaft zu spielen. Aber er blieb stur: *Er*, nicht die Turnierleitung, entschied, wann er spielte und wann nicht.

Seinen bedeutendsten Erfolg des Jahres 1969 erlebte Fischer auf dem Buchmarkt: Seine lange angekündigte Partiensammlung, *Meine 60 denkwürdigen Partien* erschien bei Simon & Schuster. Das Buch machte in der Schachöffentlichkeit Furore. Zehn Jahre zuvor hatte man das dünne Bändchen *Bobby Fischer's Games of Chess* als interessanten Einblick in das Hirn eines Teenagers zur Kenntnis genommen, aber die Kürze der Anmerkungen kritisiert. Sein zweites Buch, das leider auch sein letztes

ernsthaftes Werk über Schach bleiben sollte, war weniger lakonisch. Mit ihm gelang ihm eines der präzisesten und köstlichsten Schachbücher aller Zeiten; es steht auf einer Stufe mit den Werken Tarraschs, Aljechins und Retis. Fischer geizte, wie sein Vorgänger Morphy, das amerikanische Wunderkind des 19. Jahrhunderts, mit Veröffentlichungen. Deshalb erwartete die Öffentlichkeit ungeduldig jedes seiner geschriebenen Worte. In seinem Buch von 1969 ließ er die »Partie des Jahrhunderts« von 1956 gegen Donald Byrne weg, beschrieb aber neun Remis und drei Niederlagen – eine Demutsgeste, wie sie in den Annalen der Großmeister-Literatur bis dahin unbekannt war. Fischer widmete dem Remis gegen Botwinnik in Warna 14 Seiten erschöpfender Analyse.

Ursprünglich wollte Bobby das Buch *My Life in Chess* nennen (Mein Leben in Schach), doch er überlegte es sich anders. Vielleicht wollte er sich den Titel für eine spätere Autobiografie aufheben. Zunächst sollte das Buch lediglich 52 Partien enthalten, doch während er noch am Manuskript feilte, nahm er an weiteren Veranstaltungen teil und beschloss schließlich, acht weitere Partien hinzuzunehmen. Es dauerte mehr als drei Jahre, bis das Buch fertig war.

Das Buch bereitete den Verantwortlichen bei Simon & Schuster viele schlaflose Nächte. Über Jahre hinweg verlangte Fischer immer neue Korrekturen. Das Ganze schien gar kein Ende mehr zu nehmen. Da strich Fischer urplötzlich *alle* Anmerkungen, schickte das Manuskript an den Verlag und bat um Auflösung des Vertrags. Vielleicht fürchtete er, seinen Konkurrenten all seine Ideen zu verraten. Der Verlag einigte sich daraufhin finanziell mit Fischer und begrub den Plan. Doch zwei Jahre später entschied Fischer sich erneut um. Larry Evans zufolge, der die Einführung in die Partien schrieb, hatte er einen ganz prosaischen Grund: »Bobby verzweifelte an der Welt und glaubte, ein Atomkrieg stehe unmittelbar bevor. Warum sollte er da nicht noch schnell ein bisschen Geld verdienen und sich damit ein schönes Leben machen, bevor alles endete?«

Meine 60 denkwürdigen Partien war ein Riesenerfolg, vom ersten Tag an. Mit dem Buch bewies Bobby, dass er nicht nur ein brillanter Spieler, sondern auch ein grandioser Analyst war.

Ende 1968 zog Bobby sich aus dem Wettkampfbetrieb zurück. Von einer einzigen – hoch gepriesenen – Partie abgesehen, die er 1969 im Rahmen der New York Metropolitan League spielte, nahm er 18 Monate strikte Wettkampfpause. Die Schachwelt war konsterniert. Und neugierig. Doch Bobby erklärte sich nie. Einem Interviewer erzählte er, er habe wegen eines (nicht näher erklärten) »Hängers« nicht spielen wollen. Ein anderer erfuhr, Bobby habe Wettkämpfe gemieden, »um meine Rachepläne zu schmieden. Ich wollte zurückkommen und all diese Leute auf ihren Platz verweisen.« Doch für einen Comebackversuch mussten der Ort, das Preisgeld und das Teilnehmerfeld stimmen. Und so lehnte er ein Angebot nach dem anderen ab.

Dann machte er, ganz überraschend, eine Ausnahme: Für das Match »UdSSR gegen den Rest der Welt« sagte er zu. Am 26. März 1970 flog Bobby nach Belgrad und aß im Hotel Metropol mit dem Schachkolumnisten George Koltanowski und Larry Evans zu Mittag. Evans würde bei dem Match selbst nicht mitspielen, aber darüber berichten und Fischers Sekundanten geben. Optimistisch und untypisch freundlich gab Bobby den meisten Kellnern des Hotels Autogramme. Als eine Schachkolumnistin ihn nach dem Mittagessen um ein Interview bat, gewährte er es ihr. Sie tat einen Freudenjuchzer, umarmte Bobby und küsste ihn auf die Wange. Bobby ertrug es einigermaßen gefasst. Evans frotzelte danach: »Hätte Bobby die Frau geküsst, *das* wäre eine Nachricht gewesen!« Darüber musste auch Bobby lachen. Hinterher inspizierte er den Austragungsort, das Theater des Dom Syndikata am Marx-Engels-Platz. Der riesige Kuppelbau wurde normalerweise für Gewerkschaftsversammlungen genutzt und war für die Schachveranstaltung umgebaut worden. Bobby war zufrieden.

Als Bobby am ersten Spieltag zu seiner ersten Partie erschien, sprang ihm etwas ins Auge: An einer Wand hing sein Bild, drei Stockwerke hoch. Er blickte sich um und sah ebenso große Bilder der 19 anderen hier versammelten Großmeister. Ein grübelnder Michail Tal (der mit dem stechenden Blick) hing da; Bent Larsen, das blonde Haar gerade nach hinten gekämmt; Michail Botwinnik, der aussah wie ein konservativer Geschäftsmann; der Tschechoslowake Vlastimil Hort, der einige Monate jünger als Bobby war; Bobbys Freund Svetozar Gligorić, der gut

aussehende, umgängliche und beliebte schnauzbärtige Serbe; und der Armenier Tigran Petrosjan, gegen den Bobby gleich antreten würde.

Bobby reagierte auf Petrosjans Eröffnung mit einer unerwarteten Variante. Später verriet Bobby, dass er den Russen absichtlich in eine Stellung locken wollte, die er Jahre zuvor analysiert und für die er eine brillante Lösung gefunden hatte. Petrosjan wehrte sich zwar noch wacker, verlor aber nach 39 Zügen. Eine Jury verlieh Bobby daraufhin den Preis für die beste Partie der ersten Runde. Das Publikum applaudierte volle drei Minuten lang, trotz der Versuche der Saalordner, für Ruhe zu sorgen. So war Bobby: Er ließ niemanden kalt, und gelegentlich riss er selbst das reservierte Schachpublikum zu Gefühlsausbrüchen hin. Zahllose Fans schrieben ihm bewundernde Briefe, darunter sogar ein paar Heiratsanträge. Auf seinen Sieg angesprochen, meinte Bobby hinterher jedoch: »Ich hätte besser spielen können.«

Auf die dritte Runde war das Publikum in Belgrad so gespannt, dass der riesige Saal sich in weniger als einer halben Stunde komplett füllte. Schwarzmarkthändler verließen ihre üblichen Plätze vor Theatern und Kinos und verkauften am Dom Syndikata heiß begehrte Eintrittskarten. Der jugoslawische Ministerpräsident Ribičič, der die ersten beiden Runden verfolgt hatte, ließ sich auch diese nicht entgehen.

Fischer einigte sich mit seinem Gegner indes schnell auf ein Remis, danach verfolgte er entspannt die anderen Partien. Samuel Reshevskys Partie gegen Wassili Smyslow war abgebrochen worden. Zurück im Hotel Metropol setzte sich Bobby zu Reshevsky und half ihm bei der Analyse der Stellung. Nach zehn Jahren erbitterter Konkurrenz war das die erste Freundschaftsgeste Bobbys gegenüber seinem Rivalen. (Reshevsky gewann die Hängepartie am nächsten Tag.) In Bobbys viertem und letztem Spiel hielt er ein Remis.

Das Sowjetteam gewann am Ende mit einem Punkt Vorsprung gegen den Rest der Welt, mit 20½ zu 19½, war aber angesichts des knappen Ausgangs erschüttert. »Das ist eine Katastrophe«, meinte ein Teammitglied. »Zu Hause verstehen sie das nicht. Die glauben doch, dass mit unserer Kultur etwas nicht stimmt.« An den ersten vier Brettern gewannen die Sowjets eine einzige Partie – von 16! Bobby Fischer war das erfolgreichste Mitglied seiner Mannschaft, mit 3 zu 1 Punkten. Als Sieger am zweiten Brett bekam er ein russisches Auto, einen Moskwitsch.

Bobby beschloss sofort, das Auto zu verkaufen. Er sagte: »Letztes Jahr hatten wir in den Vereinigten Staaten 56 000 Tote nach Autounfällen. Da nehme ich doch lieber den Bus.«

Nach dem Turnier posierten die Teilnehmer für ein Erinnerungsfoto – alle außer Bobby, der wie üblich fehlte. Der Argentinier Miguel Najdorf, der Bobby ziemlich gut kannte, sagte: »Er zieht vor, allein in die Schachgeschichte einzugehen.«

Bevor Bobby Weltmeister werden konnte, musste er vorher erst noch einen vorderen Platz bei einem Interzonenturnier belegen. Das sollte ihm in Palma de Mallorca 1970 recht mühelos gelingen. Nach elf Runden, etwa zur Halbzeit des Turniers, stand Fischer auf dem zweiten Platz, einen halben Punkt hinter dem Führenden Efim Geller aus der UdSSR. In der zwölften Runde kam es dann zum Gipfeltreffen der beiden.

Geller hatte im Turnier noch keine Partie verloren. Vielleicht noch wichtiger: Er hatte Fischer in den drei letzten Begegnungen geschlagen; kein lebender Spieler hatte öfter gegen Fischer gewonnen. Bobby stand also vor einer echten Herausforderung. Zur Vorbereitung analysierte er sorgfältig Gellers bisherige Partien des Turniers.

Geller, der redete wie ein Seemann und gebaut war wie ein Ringer, erschien mit gelockerter Krawatte und in zerknitterter Kleidung. Die Partie war noch keine fünf Minuten alt, da bot Geller Bobby schon nach dem siebten Zug ein Remis an. Aber Fischer lehnte sich zurück und lachte – das hätte Geller so gepasst, kampflos seine Führung zu verteidigen! Geller stimmte ein; ihm war natürlich klar, dass sein Angebot frech gewesen war. Dann sagte Bobby etwas, das nur Geller genau mitbekam. Ein Beobachter meinte, Fischer habe gesagt: »zu früh«. Doch Geller lief knallrot an, was vermuten lässt, dass Bobby ihn beleidigt hatte. Gerüchten zufolge soll Fischer etwas in der Richtung gesagt haben, dass so frühe Remis alleinige Spezialität unter Sowjets seien. Im offiziellen Buch zum Turnier schrieben die Herausgeber zu Gellers Angebot im siebten Zug später: »Wie konnte Geller erwarten, dass Bobby es annehmen würde? Fischers gesamte Schachhistorie zeigt, wie sehr er schnelle Remis hasst. Solange für ihn eine realistische (oder gelegentlich auch unrealistische) Siegchance besteht,

spielt er weiter. Ein zentraler Teil seiner Philosophie lautet: kein Remis in den ersten 40 Zügen.« Bei den folgenden Zügen unterliefen Geller dann einige böse Patzer, und Fischer gewann die Partie. Er hatte seinen Angstgegner geschlagen.

In Palma schien Bobby gereift. Obwohl er das Turnier gewann und damit 23 der besten Schachspieler der Welt übertrumpft hatte, zeigte er sich von seiner Leistung relativ unbeeindruckt. »Mit dem Ergebnis bin ich zufrieden, nicht aber mit meinem Spiel.« Auf seine desaströse Leistung beim Kandidatenturnier 1962 angesprochen, sagte er: »Das war vielleicht kein Schaden. Damals war ich nicht reif genug, damit umzugehen.« In Palma hatte er diese Reife gewiss.

Bobbys Sieg in Palma brachte ihn seinem Traum, dem Weltmeistertitel, einen Schritt näher. Nach Bobbys scharfen und öffentlichen Protesten gegen die Mauscheleien der Sowjets beim Kandidatenturnier 1962 in Curaçao hatte die FIDE den Austragungsmodus ja inzwischen geändert. Künftig gab es keine Kandidatenturniere mehr, bei denen eine Vielzahl von Spielern gegeneinander antraten, sondern Kandidatenwettkämpfe. Acht Bewerber, drei k.-o.-Runden: Viertelfinale, Halbfinale, Finale. Viertel- und Halbfinale gingen über maximal zehn Partien, das Finale über maximal zwölf. Die Elite des Weltschachs gab sich ein Stelldichein: Bobby Fischer, der Westdeutsche Robert Hübner, der Ostdeutsche Wolfgang Uhlmann, der Däne Bent Larsen und vier Sowjets – Kortschnoi, Geller, Taimanow, Petrosjan.

Analysten und Spieler gleichermaßen sagten voraus, dass Fischer den Kandidatenwettkampf gewinnen würde, wenn auch nach hartem Kampf. Im Viertelfinale traf Bobby auf Mark Taimanow. Die Sowjets waren beunruhigt. Tal prophezeite gar, Fischer würde 5½ zu 4½ gegen Taimanow gewinnen. Fischer selbst indes wirkte ungewöhnlich skeptisch. Obwohl er in den vergangenen neun Monaten 74 Turnierpartien gespielt und seine letzten sieben Partien in Palma gewonnen hatte, fühlte er sich nicht in Topform. Er glaubte, mehr Wettkampfpraxis zu brauchen. Kandidatenwettkämpfe erfordern zudem gründliche Vorbereitung. Eine der Grundlagen von Fischers Erfolg war, dass er immer auf Nummer sicher

ging. Wie gewohnt, bereitete er sich gründlich auf jeden seiner drei Gegner vor. Die Begegnungen würden sich über sechs anstrengende Monate hinziehen.

Als Erstes ging es gegen Mark Taimanow, einen starken Konkurrenten, der sich im Alter von 45 Jahren in der Form seines Lebens befand. In Palma hatte er hervorragend gespielt. Fischer war 28 und körperlich topfit. Ihr Duell sollte im Mai 1971 in Vancouver (Kanada) beginnen, auf dem hübschen Campus der University of British Columbia.

Taimanow reiste mit einer kompletten Entourage an: einem Sekundanten, einem Assistenten und einem Manager. Doch alle Unterstützung half nichts: Bobby gewann jede einzelne Partie. Das Duell endete 6 zu 0 – nie war ein Großmeister in der Geschichte des Schachs derart abgefertigt worden.

Nach dieser vernichtenden Niederlage war Taimanows Schachkarriere praktisch zu Ende. Die Sowjetführung empfand das Ergebnis als nationale Schande und bestrafte Taimanow dafür, nicht einmal ein Remis erkämpft zu haben. Man strich sein Gehalt und verbot ihm jegliche Auslandsreisen. Taimanow hatte das schon geahnt. Nach der sechsten Partie sagte er Bobby resigniert: »Zum Glück habe ich noch meine Musik.«

Bobbys Match gegen Bent Larsen, das Halbfinale des Kandidatenturniers, begann am 6. Juli um vier Uhr nachmittags in Denver. Draußen stand erstickend die 37 Grad heiße Luft, wie schon seit Tagen. Fischer überrollte Larsen ebenso wie zuvor Taimanow, wieder gewann er 6 zu 0.

Am 20. Juli 1971 um 21 Uhr war Bobby gelungen, was im Schach noch nie jemand geschafft hatte: Er hatte zwei Wettkämpfe gegen Großmeister gewonnen, ohne auch nur einmal remis zu spielen. Seine Siegesserie gegen die stärksten Spieler dieser Welt währte nun schon 19 Partien.

Fischer-Zweifler, besonders die Sowjets, hatten ja geglaubt, das Taimanow-Desaster sei eine Ausnahme gewesen. Nun, da Fischer den jüngeren, hoch angesehenen Larsen ebenso umstandslos abgefertigt hatte, stand fest: Fischer war eine Klasse für sich. Robert Byrne hatte den Wettkampf erstaunt verfolgt und meinte hinterher, es sei ihm unerklärlich, wie Bobby, wie irgendjemand sechs Partien hintereinander gegen solch ein Genie am Brett wie Larsen gewinnen konnte.

Anfangs waren die Sowjets erleichtert, weil Taimanow nach Larsens Niederlage nicht mehr ganz so schlecht aussah. In der gesamten UdSSR unterbrachen Fernseh- und Radiosender ihr laufendes Programm, um das

Ergebnis zu verkünden. Millionen von Sowjets hatten den Verlauf des Wettkampfs bereits gespannt verfolgt, fasziniert von Bobbys Spielkunst. *Sowjetskij Sport* verkündete: »Ein Wunder ist geschehen.«

Ein paar Tage vor seiner ersten Partie gegen Petrosjan kam Fischer in Buenos Aires an. Diesmal reiste er nicht allein. Larry Evans begleitete ihn als Sekundant, und der umtriebige Edmund B. Edmondson vom amerikanischen Schachbund trat als Bobbys Manager/Sprecher auf. Petrosjan hatte eine deutlich größere Entourage mitgebracht: seinen Manager, zwei Sekundanten, seine Frau Rona und *zwei* Leibwächter.

Argentinien empfing die Kontrahenten, als ginge es um ein Ereignis von globaler Bedeutung. Die beiden Spieler wurden in den Präsidentenpalast eingeladen, wo offizielle Fotografien mit dem De-Facto-Präsidenten Argentiniens, Generalleutnant Alejandro Lanusse, gemacht wurden. Beide Spieler erhielten ein prächtiges Marmor-Schachbrett mit Figuren aus Onyx. In der Mitte der riesigen Bühne des Teatro General San Martín stand einsam ein Schachtisch. Dahinter hing ein blau-goldener Kreis von etwa viereinhalb Metern Durchmesser mit dem FIDE-Emblem, seinem Motto *Gens una sumus* (»Wir sind eine Familie.«) und dem Schriftzug des argentinischen Schachbunds. Ein wenig seitlich des Bretts stand eine Schautafel von eineinhalb auf eineinhalb Metern, auf der ein Mann jeden Zug ausführte, den einer der beiden Spieler gemacht hatte. So konnten die 1200 gespannten Zuschauer das Spiel mitverfolgen. Wurde es im Publikum zu laut, mahnten rote Blinklichter: SILENCIO – Ruhe.

Reporter fragten Petrosjan, ob er erwartete, dass das Match über die volle Länge von 12 Partien gehen würde. Petrosjan antwortete: »Vielleicht gewinne ich ja schon früher.« Dann erklärte er selbstbewusst, warum Fischer ihn bisher nicht überzeugt hatte.

Bobbys gelassen schlichte Antwort demonstrierte wiederum sein eigenes Selbstvertrauen: »Ich bin der beste Spieler der Welt und bin gekommen, das zu beweisen. Zehn Jahre habe ich auf diesen Augenblick gewartet. Bisher wurde ich von russischen Tricksereien behindert. Der Wettkampf wird nicht über die volle Länge gehen.«

In der ersten Partie überraschten beide Spieler das Publikum und wahrscheinlich den Gegner, indem sie auf für sie völlig untypische Weise spielten. Petrosjan setzte normalerweise auf eine geschlossene, defensive Stellung und lauerte wie eine Schlange auf einen winzigen Fehler seines

Gegenübers. Bobby hingegen spielte üblicherweise gnadenlos auf Angriff. Experten erwarteten, dass Petrosjan in der ersten Partie wie gewohnt defensiv taktieren und ein Remis anstreben würde, um Bobbys Siegesserie zu beenden. Doch nein, er agierte verblüffend aggressiv und drängte Bobby in die dem so verhasste defensive Rolle. Petrosjan machte dabei einen neuartigen, unkonventionellen Zug, den wahrscheinlich sein Beraterstab für ihn ausgeknobelt hatte. Die Partie lief sichtbar auf ein Remis hinaus, als es plötzlich finster wurde. Im wahrsten Sinn des Wortes. Im gesamten Theater fielen die Lichter aus. Fischer erschrak: »Was ist los? Was ist los?« Man beschied den Spielern, eine Sicherung sei durchgebrannt; in wenigen Minuten gehe es weiter. Petrosjan stand vom Brett auf, Fischer und 1200 Zuschauer blieben in der Finsternis sitzen. Schließlich beschwerte Petrosjan sich, Bobby denke weiter über die Stellung nach, weshalb seine Uhr weiterlaufen müsse. Fischer erklärte sich einverstanden, und der deutsche Schiedsrichter Lothar Schmidt, selbst ein Großmeister, setzte Bobbys Uhr wieder in Bewegung. Elf Minuten lang analysierte Bobby die unsichtbare Stellung im Kopf, dann ging das Licht wieder an.

Die Unterbrechung schien Petrosjan aus dem Konzept gebracht zu haben. Denn danach beging er einige Fehler und musste beim 40. Zug aufgeben. Bobbys 20. Sieg in Folge war perfekt. Die versammelte Armee von Reportern und Fotografen umringte die Spieler bei ihrem Abgang von der Bühne, doch beide eilten ohne einen Kommentar davon.

In der zweiten Runde war Bobby offenkundig krank: Kopfgrippe. Wieder schienen die beiden mit getauschten Persönlichkeiten zu spielen: Petrosjan aggressiv, Bobby defensiv. Bobby merkte, dass er sich nicht gut genug konzentrieren konnte, um eine Chance zu haben. Er reichte Petrosjan deshalb die Hand und gab auf. Das Publikum spielte verrückt. Petrosjans Frau stürmte die Bühne und umarmte ihren Mann. Einige Zuschauer skandierten »Tigran un tigre! Tigran un tigre.« Der Siegesjubel pflanzte sich in die Vorräume und auf die Straße hinaus fort. Einige Kollegen liefen auf die Bühne und wollten den glücklichen Petrosjan gar auf die Schultern heben, wurden aber von Offiziellen gestoppt. Das kümmerte Petrosjan wenig. Ihm war geglückt, was die besten Spieler der Welt seit 20 Partien vergeblich versucht hatten: eine Partie gegen Bobby Fischer zu gewinnen.

Fischer brüllte Edmondson an, er habe ihn viel zu sehr herumgereicht. In den folgenden zehn Tagen empfing Bobby nur noch den jungen

argentinischen Spieler Miguel Quinteros, sonst niemanden.

Als sieben Partien gespielt waren, fühlte Bobby sich völlig sicher, die beiden nächsten zu gewinnen und das Match damit für sich zu entscheiden. Ziemlich formell kündigte er an, er werde Spasski diesmal entthronen. Als die achte Runde endlich losging, fiel zwar wieder das Licht aus, diesmal für acht Minuten. Aber am Ergebnis änderte das nichts: Beide Seiten spielten aggressiv, doch Petrosjan unterlag. Fischers vierter Sieg in diesem Duell. Die Spekulationen, Bobby habe sein bestes Schach zu früh gezeigt, verstummten. Ganz im Gegenteil wurde es immer offensichtlicher, dass niemand ihn würde stoppen können.

Zu Beginn der neunten Partie drängten sich über 10 000 Fans im Zuschauerraum, den Foyers und der Umgebung des Theaters. Selbst in der UdSSR hatte man einen solchen Auflauf bei Schachveranstaltungen noch nicht gesehen. Beim 46. Zug gab Petrosjan auf, und Bobby stand als neuer Herausforderer des Schachweltmeisters fest. Bobby hatte gerade gegen einen Exweltmeister, der als extrem schwierig zu besiegen galt, fünf Partien gewonnen. Zusammen mit drei Remis und einer Niederlage ergab sich ein Endstand von 6½ zu 2½.

Mehr als drei Dekaden lang hatten die Sowjets die Weltmeistertitel unter sich ausgemacht, kein einziger Herausforderer war aus einem anderen Land gekommen. Jahrelang hatten immer nur sowjetische Großmeister gegeneinander um die Schachkrone gespielt. Für seine Bemühungen erhielt Bobby immerhin 7500 Dollar Preisgeld, außerdem 3000 Dollar Prämie vom amerikanischen Schachbund. In den USA löste Bobbys Sieg fast über Nacht ein bisher unbekanntes Phänomen aus: einen Schachboom. Der Absatz von Schachbrettern schoss um über 20 Prozent in die Höhe. Praktisch jede größere Zeitung und Zeitschrift brachte Artikel über Fischer, die meisten davon bebildert und mit einer Darstellung seiner letzten Stellung gegen Petrosjan. Die *New York Daily News* druckte den Verlauf aller Partien ab, die *New York Times* widmete Bobby Fischer die gesamte Titelseite der Sonntagsbeilage und machte am nächsten Tag mit einer Meldung auf Seite eins weiter. Das letzte Mal, dass Schach es auf die Titelseite der *New York Times* geschafft hatte, war 1954 gewesen, als das Sowjet-Team die Vereinigten Staaten besucht hatte. (Sie erinnern sich: Carmine Nigro hatte den elfjährigen Bobby zu dieser Veranstaltung mitgenommen.)

Bobby Fischer war zum Nationalhelden geworden. Nach seiner Heimkehr rissen sich die Fernsehsender um ihn. Sein Gesicht wurde so bekannt, dass er in New York auf der Straße um Autogramme gebeten wurde. Schlagartig war Bobby berühmt geworden wie ein Popstar. Ein Amerikaner hatte die reelle Chance, den sowjetischen Schachweltmeister zu entthronen! Was für eine Gelegenheit, dem Ostblock mitten im Kalten Krieg eins auszuwischen! Die ganze Welt fieberte dem Duell zweier großer Gehirne entgegen, ausgetragen mit 32 rätselhaften Schachfiguren.

10. KAPITEL
DER CHAMPION

Anfang 1972 zog Bobby Fischer in ein New Yorker Hotel; der amerikanische Schachbund zahlte. *Was Fischer nützt, nützt der Schachnation*, glaubten die Funktionäre. Während Bobby sich auf den Endkampf um die Schachweltmeisterschaft vorbereitete, musste er für seine Anwälte und die Offiziellen des amerikanischen Schachbunds jederzeit greifbar sein. Fast täglich mussten Details zum Preisgeld, Zeitplan oder Austragungsort besprochen und entschieden werden.

Die letzten Jahre hatte Bobby großteils ein Nomadenleben geführt, immer unterwegs von einem Turnier zum nächsten. Wenn er nach Brooklyn heimkehrte, dann nur, um sich in seiner Wohnung zu verschanzen und auf die nächste Veranstaltung vorzubereiten. Oft steckte er das Telefon aus, um unerreichbar zu sein – manchmal wochenlang. Angesichts der Vielzahl zu regelnder Details kam diese Methode jetzt aber nicht infrage. Also beschloss Bobby, ins Henry Hudson Hotel zu ziehen. Hier stimmte die Atmosphäre, hier hatte Bobby mehrere US-Meisterschaften gewonnen. Und sollte er sich je einsam fühlen, konnte er einfach mit dem Aufzug ein paar Stockwerke hinunter zum Schachclub Manhattan fahren.

Eines Nachts, kurz nach dem Einzug ins Hotel, fläzte Bobby auf dem Bett und plauderte mit zweien seiner besten Freunde. In den 1970er-Jahren besuchte Nixon China, kam Transzendentale Meditation auf, wurde Zigarettenwerbung in Radio und Fernsehen verboten und Fastfood richtig populär. Aber solche Themen interessierten die drei Männer im Zimmer nicht. Sie hatten sich getroffen, um über Schach und Bobbys Lampenfieber zu reden.

Sam Sloan war ein gertenschlanker Aktienhändler mit leichtem Südstaatenakzent. Er war ein Jahr jünger als Bobby und ein solider Schachspieler – ein Turnierspieler, aber ohne das Zeug zum Champion. Sein großes Talent lag auf dem Gebiet der Rechtskunde. Der mit einem fotografischen Gedächtnis gesegnete Sloan war der letzte Nicht-Anwalt, der vor dem Obersten Gerichtshof Amerikas einen Fall vertreten – und gewonnen – hatte. Bobby vertraute ihm.

Der zweite Gast jenes Abends war Bernard Zuckerman, nur 22 Tage jünger als Bobby, ebenfalls aus Brooklyn und Internationaler Meister. Man nannte ihn »Zuck the Book«, weil er in der Schachliteratur belesen war wie kein Zweiter. Er galt – auch für Bobby – als der führende amerikanische Theoretiker auf dem Feld der Eröffnungen. Zuckerman selbst aber behauptete, Bobby kenne sich besser aus. Zuckerman hatte beseelte Augen, außerordentlich lange Wimpern und schulterlanges Haar, ein Überbleibsel aus den 60ern. Bei Turnieren erschien er oft eine halbe Stunde zu spät zu seinen Partien, spielte schnell und bot in der Regel Remis an, die ausnahmslos angenommen wurden. Bobby hielt große Stücke auf ihn. Sowohl Sloan als auch Zuckerman interessierten sich brennend für Schach, Bobby und Frauen – Interessen, die Bobby leidenschaftlich (für Schach und sich selbst) beziehungsweise halbherzig teilte (für Frauen).

In jener Nacht erwiesen sich die zwei als wahre Freunde. Sie versuchten, Bobby die Angst vor dem bevorstehenden Titelkampf zu nehmen. Obwohl Bobby gerade eine der größten Leistungen in den Annalen des Schachs erbracht hatte, indem er Taimanow, Larsen und Petrosjan mit zusammengerechnet 18½ zu 2½ vernichtete, fürchtete er Spasskis Spielstärke. Bobby lobte Spasskis »dynamischen, ganz eigenen Stil«. Er hatte Spasski noch nie geschlagen und gestand seinen Freunden, dass er sich Sorgen machte. »Was macht dich so skeptisch?«, erkundigte sich Zuckerman. Schließlich sei Spasski doch nicht besser als Petrosjan. »Spasski *ist* besser«, antwortete Bobby bedauernd. »Nicht viel besser, aber besser.« Was Bobby nicht wusste: Spasski seinerseits hielt Bobby in dessen aktueller Form für den Stärkeren.

Bei dem bevorstehenden Titelkampf stand so viel auf dem Spiel, dass es fast zwangsläufig zu Meinungsverschiedenheiten kommen musste. Irgendwann brach offener Streit zwischen den drei beteiligten Schachverbänden aus: dem amerikanischen, dem sowjetischen und der

FIDE. Die Sowjets ließen nichts unversucht, um sich noch kleinste Vorteile zu sichern. Seit 34 Jahren stellten sie nun den Weltmeister, und sie planten nicht im Geringsten, den Titel einem Amerikaner zu überlassen, noch dazu einem »unkultivierten«. Auch finanzielle Überlegungen spielten eine Rolle. Die sechsstellige Summe, über die gerade verhandelt wurde, würde das höchste Preisgeld sein, das je für einen Zweikampf im Sport gezahlt worden war (vom Boxen einmal abgesehen).

Als Island sich um die Ausrichtung des Duells bewarb, flog Bobby nach Reykjavik, um sich dort den geplanten Austragungsort anzusehen. Bei der Gelegenheit warb Freysteinn Thorbergsson, ein isländischer Spieler Anfang 40, gegen den Bobby bei einem Turnier in Reykjavik remis gespielt hatte, bei Bobby für Island. Doch der Vorsitzende des isländischen Schachbunds, Guðmundur Thorarinsson, ein zurückhaltender 32-jähriger Ingenieur und Shakespeare-Liebhaber, betrachtete Bobby mit skeptischen Augen. Thorarinsson hatte politische Ambitionen (er wurde schließlich Parlamentsabgeordneter), und die Weltmeisterschaft im eigenen Land wäre ihm sehr gelegen gekommen – nur auf Bobbys Launen hatte er gar keine Lust.

Während die Verhandlungen über den Veranstaltungsort und das Preisgeld noch liefen, zogen sich beide Spieler zur Vorbereitung in die Berge zurück. Spasski machte es sich im Kaukasus gemütlich, Fischer ging in die Catskills, mehr als 10 000 Kilometer weiter westlich. Die Catskill Mountains sind ein Ausläufer der Appalachen im Bundesstaat New York, und Bobby schlug vier Monate vor dem Zweikampf sein Trainingscamp in Grossinger’s auf, einem gigantischen Hotelkomplex in Ferndale. Seit über einem halben Jahrhundert war die Gegend bei der jüdischen Bevölkerung New Yorks als Ferienziel äußerst beliebt, weshalb man sie scherzhaft auch »Jüdische Alpen« nannte. Da Fischers Sekte, die Weltweite Kirche Gottes, die gleichen Ernährungsregeln und eine ähnliche Sabbatruhe vorschrieb wie der jüdische Glaube, passte Grossinger’s perfekt. Im Speisesaal wurde kein Schweinefleisch serviert, und von Freitagabend bis Samstagabend ehrten die Gläubigen den Sabbat.

In Grossinger’s war Bobby frei von den sozialen Zwängen der Großstadt. In New York war er für jedermann mit einem Zehn-Cent-Telefonanruf erreichbar. In der Stadt kamen immer wieder Leute auf einen Sprung vorbei und störten ihn in seiner Konzentration. Außerdem war Grossinger’s

routiniert im Umgang mit berühmten Gästen. Bobby genoss seinen Aufenthalt und schien bester Laune. Er träumte schon davon, wie ihn der Titelkampf zum reichen Mann machen würde. Schon jetzt blieb ihm von seinen Tantiemen, Preisgeldern und Antrittsprämien regelmäßig Geld übrig. Seiner Mutter schrieb er, es gehe ihm »finanziell ausgezeichnet«.

Zu jenem Zeitpunkt sah es danach aus, als würde das Preisgeld insgesamt 138 000 Dollar betragen; das wäre die höchste Summe gewesen, die je bei einem Schachwettkampf ausgelobt wurde. Bobby nahm sich vor, sich von seinem erhofften Reichtum nicht verändern zu lassen. Ruhm oder Geld, schrieb er mit einer gewissen Demut, dürften ihn »nicht vergessen lassen, wer ich wirklich bin. Ich muss die ewigen Werte im Auge behalten.«

Er freute sich zu hören, dass Regina ihre Prüfungen bestanden hatte und nun in den USA als Ärztin arbeiten durfte. Vielleicht, schrieb er hoffnungsvoll, würde sie ja zurück nach Amerika ziehen?

Um sich auf die Strapazen des Zweikampfs um die Weltmeisterschaft vorzubereiten, trainierte Bobby nicht nur den Geist, sondern auch den Körper. Er ging täglich in den Kraftraum des Hotels, schwamm einige schnelle Bahnen im Pool und spielte Tennis. Auch am Tennisplatz schien er alle zu beherrschen; von den Spielen gegen den angestellten Trainer des Hotels einmal abgesehen, gewann er üblicherweise alle Matches. Sein Aufschlag war elegant und kraftvoll, ebenso sein Return. Vor dem Aufschlag seines Gegenübers wirbelte er seinen Schläger in der Hand herum, trippelte hin und her und wiegte den Körper, immer bereit, nach links oder rechts zu starten. Auf dem Weg zurück zu seiner Hütte oder weiter zum Swimmingpool schwang er den Schläger oft nach einem unsichtbaren Ball, genau wie er als Junge imaginäre Basebälle schlug, wenn er die Flatbush Avenue hinuntertollte. Bald befand er sich auch körperlich in blendender Form. Er schrieb seiner Mutter, er fühle sich wegen seines täglichen Trainings »echt gut«, sein ganzes Umfeld finde, er sehe fit aus.

Erst nach einigen Stunden Sport setzte er sich ans Schachbrett. Abends machte er sich in einem Zustand ruhiger Kontemplation an die gründliche Analyse von Spasskis Partien. Diese Analyse bis ins winzigste Detail zog sich oft bis in die frühen Morgenstunden. Dabei stützte er sich bei der Vorbereitung vornehmlich auf das »große rote Buch«, wie Journalisten es schnell getauft hatten: die *Weltgeschichte des Schachs*. Band 27 der exzellenten Reihe stellte 355 Partien Spasskis vor, anschaulich dargestellt

mit einem Bild der Stellung alle fünf Züge. Bobby nahm das Buch überallhin mit und ließ es nie aus den Augen. Mit Bleistift machte er zahlreiche Anmerkungen: Er markierte schwache Züge mit einem Fragezeichen, gute mit einem Ausrufezeichen. Fast als wolle er einen Partytrick vorführen, bat er manchmal jemanden, eine beliebige Partie im Buch auszuwählen und nur zu verraten, wo und gegen wen sie stattgefunden hatte. Bobby ratterte dann die komplette Partie herunter, Zug um Zug. Er kannte alle 14 000 Züge auswendig!

In seinem Brief an Regina hatte Bobby geschrieben, er »bereite sich ein bisschen« auf die Begegnung vor. Dabei grübelte er bis zu zwölf Stunden täglich, sieben Tage die Woche darüber nach, welche Eröffnungen er gegen Spasski spielen oder vermeiden sollte und welche Art von Stellung Spasski wohl am unangenehmsten wäre. Er schöpfte Zuversicht, nachdem er Spasskis Partien beim gerade beendeten Aljechin-Gedächtnisturnier in Moskau nachgespielt hatte. Einem Interviewer verriet Bobby: »Er spielte schrecklich. Bei dem Turnier kam er in der Hälfte aller Partien total ins Schwimmen.«

Während Spasski von einer kleinen Armee von Helfern unterstützt wurde, mühte Fischer sich mehr oder weniger allein ab. Ein britischer Spieler, Robert Wade, erstellte für Bobby eine detaillierte Analyse von Spasskis Eröffnungen. Die zwei Papierstapel trugen die Überschriften »Spasski: Weiß« und »Spasski: Schwarz«. Davon abgesehen, verließ sich Bobby ganz auf sich selbst. Der Presse gegenüber gab er sich zuversichtlich. »Ich mache mir keine Sorgen«, erklärte er. Dann diktierte er den Journalisten ein Zitat im Stil Muhammad Alis in den Block: »Die Wettquote [dafür, dass ich verliere,] sollte bei 20 zu 1 liegen.«

Gelegentlich kamen andere Schachspieler in Grossinger’s vorbei und trafen sich mit Bobby. Doch obwohl man sich aus gegebenem Anlass vornehmlich über Schach unterhielt, trugen diese Gespräche praktisch nichts zu Bobbys Vorbereitung bei. Auch Larry Evans und später Bernard Zuckerman schauten vorbei und versuchten, sich nützlich zu machen. Obwohl Bobby sie respektierte, bat er sie manchmal, sich vom Brett wegzusetzen, damit er die Dinge selbst durchdenken könne.

Lombardy versuchte später, die Vorstellung von Fischer als völlig selbstgenügsamem Spieler, als einsame Insel zurechtzurücken. »Es stimmt, er arbeitet allein, aber er lernt unablässig aus den Partien anderer Spieler«,

sagte er. »Bobby Fischer hat sein Talent ebenso wenig allein entwickelt, wie es in der Musik keinen Beethoven oder Mozart ohne ihre Vorgänger gegeben hätte. Ohne seine Vorgänger und Zeitgenossen im Schach gäbe es keinen Bobby Fischer.«

Da Bobbys Suite zwei Schlafzimmer hatte, lud er gelegentlich Gäste ein. Am häufigsten kam Jackie Beers. Die beiden kannten sich seit Kindertagen und gaben ein seltsames Paar ab. Jackie war ein hervorragender Blitzschachspieler, bekam in Schachclubs aber oft Ärger, vor allem wegen seines aufbrausenden Temperaments. Einmal krachte es im Schachclub Manhattan so sehr, dass ihn sein Kontrahent hinterher verklagte. (Man einigte sich schließlich außergerichtlich.) Doch Bobby gegenüber verhielt Jackie sich sanftmütig und respektvoll. Jackie übernachtete häufiger bei Bobby: in dessen Brooklyner Wohnung, dann in Grossinger's, später in Kalifornien, als Bobby dort wohnte. Jackie war aber nie der Speichellecker oder Prügelknabe, als den ihn die Literatur gelegentlich darstellte. Er akzeptierte Bobby als den »Chef« ihrer Freundschaft, gab ihm jedoch durchaus Kontra. Bobby kannte Jackies Ruf als Hitzkopf; er akzeptierte ihn, wie er war, hielt ihn aber sorgfältig von anderen Bereichen seines Lebens fern. Bobby wusste instinktiv, wo Beers unwillkommen sein würde.

Anfang Mai reiste Bobbys isländischer Bekannter Freysteinn Thorbergsson nach Amerika und zog ins Grossinger's. Anfangs empfing Bobby ihn kühl, doch nach einem siebenstündigen Gespräch taute er auf. Bobby hatte sich von Anfang an für Belgrad als Austragungsort des Weltmeisterschaftskampfs stark gemacht, doch aktuell sah es danach aus, als sollte das Ereignis zwischen Belgrad und Reykjavik aufgeteilt werden. Thorbergsson warb selbstverständlich dafür, alle Partien in Island stattfinden zu lassen. Die zwei gingen zu Bobbys Hütte zurück und analysierten ein paar Partien, während Thorbergsson seine Argumente vorbrachte.

Thorbergsson war eigentlich ein sanftmütiger Mann, aber nachdem er in der Sowjetunion gelebt hatte, konnte er Kommunisten nicht mehr ausstehen. Für ihn hatte Bobbys Kampf um den Schachthron daher auch eine wichtige politische Komponente. Er beschwor Bobby, es wäre unmoralisch, den Kampf (teilweise) in der Einflusssphäre der Sowjets auszutragen. In einem Essay schrieb er später: »Seit Jahrzehnten versklaven die Sowjets fremde Völker und ihre eigenen Leute. Sie benutzen ihre Siege

in verschiedenen Sportarten, im Schach und auf anderen Gebieten, um den Menschen vorzugaukeln, ihr System wäre das beste.« Er fuhr fort, ein Sieg Fischers würde »auf die gereckten Fäuste der kommunistischen Propaganda einschlagen«.

Als der Isländer am nächsten Morgen abreiste, spürte er, dass Bobby nah dran war, Reykjavik als einzigem Austragungsort zuzustimmen.

Als der große Tag allmählich näher rückte, zog Bobby aus Grossinger's aus und im Yale Club ein. Hier, in Midtown Manhattan, blieb er ein paar Wochen.

Je näher der Sommer rückte, desto gespannter wurde die Öffentlichkeit. Was immer Fischer sagte oder tat, am nächsten Tag erfuhr die ganze Welt davon. Selbst in Grossinger's, weit weg vom Trubel New Yorks, war Bobby durch Besucher, Anrufe und Telegramme belästigt worden. Ständig unterbreitete man ihm Geschäftsideen, die ihn – und den Initiator – reich machen sollten. Jemand wollte ein »Bobby-Fischer-Schachspiel« auf den Markt bringen. Ob Bobby seinen Namen dafür hergeben würde? Ein Händler von der Wall Street versuchte Bobby sogar dazu zu überreden, sich – wie die Beatles – zum Unternehmen zu machen und die Anteile dann an der Börse zu verkaufen. Doch Fischer konzentrierte sich aufs Schach und ließ sich auf nichts ein.

Die amerikanische Schachgemeinde fieberte währenddessen dem bevorstehenden Titelkampf zwischen Fischer und Spasski entgegen und sprach vom wichtigsten Schachereignis mit amerikanischer Beteiligung aller Zeiten. Die Zeitschrift *Time* verlieh dem Titelkampf gar eine geopolitische Dimension (wie übrigens viele andere Medien auch) und schwafelte vom Duell »Russischer Bär gegen Brooklyner Wolf«. Würde Spasski seinen Titel verteidigen, erränge er damit einen wichtigen Propagandasieg im Kalten Krieg – eine Erwartungshaltung, die Spasski enorm belastete. Auch Fischer war sich der politischen Dimension des Duells vollauf bewusst und stellte sich seiner Verantwortung ausdrücklich: »Ich betrachte es jetzt als meine Mission, den Titel zu gewinnen«, erklärte er. Auf die Frage, ob er bei dem Kampf noch eine Rechnung zu begleichen

hätte, antwortete er: »In gewissem Sinn. Aber gegen Spasski habe ich persönlich überhaupt nichts … nur gegen die Russen.«

Bei vielen Wettbewerben ist der Herausforderer dem Titelverteidiger gegenüber psychologisch im Vorteil. Der Herausforderer holt das Letzte aus sich heraus, um sein großes Ziel endlich zu erreichen. Der Titelverteidiger hingegen, dessen Überlegenheit ja quasi amtlich bestätigt ist, spielt oft nur auf seinem normalen Level. Ihm fällt es schwerer, sich zu motivieren, er hat seinen großen Traum ja schon verwirklicht. Einen Vorteil hatte Spasski allerdings: Fischer musste den Wettkampf gegen ihn *gewinnen*. Sollte am Ende Gleichstand herrschen (12 zu 12), bliebe Spasski auf dem Schachthron.

Das kleine Island ganz im Westen Europas, weit draußen im Nordatlantik, knapp südlich des nördlichen Polarkreises gelegen, mag als ein merkwürdiger Austragungsort für eine Schachweltmeisterschaft scheinen. Von einem Siedlungsstreifen entlang der Küste einmal abgesehen, ist die Insel weitgehend unbewohnt und teilweise von riesigen Inlandsgletschern bedeckt. Zu Land und vor der Küste erheben mehrere aktive Vulkane ihre feurigen Gipfel. Schneebedeckte Berge wie aus dem Bilderbuch ragen aus einem zerklüfteten, weitgehend baumlosen, lavabedeckten Gelände. Zu weiten Teilen wirkt die isländische Landschaft unwirklich, fast mondartig – und tatsächlich trainierten die amerikanischen Astronauten hier vor ihrem Flug zum Mond. 1972 lag das Durchschnittseinkommen der Isländer bei gerade einmal 2000 Dollar pro Jahr. Doch das Land war munter und kannte keine Umweltverschmutzung, keine Slums und praktisch kein Verbrechen.

Was machte Island nun zur idealen Bühne für die Begegnung Fischer–Spasski? Zweifellos die Entschlossenheit der Bevölkerung, ihr Stolz, ihre Begeisterung. Isländer sind gebildet wie sonst kaum ein Volk dieser Erde, und sie lieben Schach als intellektuelle und kulturelle Betätigung. Die Sagen Islands gehören zu den großartigsten der Literatur. Ein Isländer liest durchschnittlich mehr Bücher im Jahr als irgendjemand sonst auf dieser Welt. Darüber hinaus spielt fast die ganze Bevölkerung Schach, genau wie in Russland. Was gäbe es eine bessere Beschäftigung für die unendlichen Winternächte, wenn draußen Atlantikstürme toben und eisiger Regen fällt,

als daheim zu sitzen oder in einen gemütlich geheizten Club zu fahren und stundenlang Schach zu spielen?

Im Laufe der Jahre hat in Island eine Vielzahl internationaler Turniere und Begegnungen stattgefunden, und die Chance, das als »Match des Jahrhunderts« angepriesene Duell auszurichten, elektrisierte Schachspieler im ganzen Land. Tatsächlich sollte sich die Begegnung später als einer der bestorganisierten Titelkämpfe aller Zeiten erweisen. Isländer, ausländische Schlachtenbummler und die versammelte Weltpresse waren begeistert. In fast allen Schaufenstern fanden sich Riesenfotos von Spasski und Fischer, Schachfiguren aus Pappmaschee oder Tücher mit Schachbrettmuster.

Ursprünglich standen die meisten Einheimischen auf Fischers Seite, doch bald waren alle von Bobby, seinen Drohungen und ganz allgemein seinen Capricen genervt, und die Stimmung neigte sich eher dem Gentleman Spasski zu. Fischer mäkelte unter anderem über das Preisgeld. Der Gewinner sollte 78 125 Dollar erhalten, der Verlierer 46 875, darüber hinaus sollten beide Teilnehmer 30 Prozent der Erlöse aus dem Verkauf von Film- und Fernsehrechten erhalten. Doch Fischer verlangte *außerdem* 30 Prozent aller Eintrittsgelder. Er fand, von der erwarteten Viertelmillion Dollar an Eintrittsgeldern stehe ihm und Spasski auch etwas zu.

Die isländischen Schach-Offiziellen fanden das frech, schließlich mussten sie aus den Geldern alle Kosten der Turnierausrichtung und die Siegprämien bestreiten. Sie fürchteten ohnehin Schwierigkeiten, die 3000 Zuschauer fassende Laugardalshöll regelmäßig zu füllen, 24 Runden lang, ganz zu schweigen von den Extraterminen für die Beendigung von Hängepartien.

Am Abend des 25. Juni stornierte Fischer dann urplötzlich seinen Flug nach Island. Die Fluglinie hatte eine ganze Sitzreihe für ihn reserviert und frische Orangen geladen, um Fischer auf dem vierstündigen Flug über den Atlantik Saft anbieten zu können, der, wie er gefordert hatte, »vor seinen Augen gepresst wurde«. Unterdessen schacherten Bobbys Anwälte, Paul Marshall und Andrew Davis, weiter mit dem isländischen Schachbund um die Verteilung der Eintrittsgelder. Beide Seiten blieben stur. In der folgenden Woche buchte und stornierte Fischer immer wieder Flüge. Allmählich fragten sich alle, ob er jemals kommen würde. Eine isländische Zeitung titelte: HVENAER KEMUR HINN DULARFULLI FISCHER? (WANN KOMMT DER MYSTERIÖSE FISCHER?) Ein paar Tage,

nachdem Fischer seinen ersten Flug storniert hatte, fuhren Bobby und Davis zum internationalen Flughafen John F. Kennedy, offenbar, um einen PanAm-Flug zu nehmen. Doch seltsamerweise ging Bobby, schon im Terminal, einen Wecker einkaufen. Dabei wurde er von Pressevertretern gesichtet – über 100 Journalisten und Fotografen waren am Flughafen erschienen, um Bobbys Abreise zu dokumentieren. Bobby floh daraufhin aus dem Terminal und verpasste den Flug. Später sah man ihn in einem nahe gelegenen Restaurant zu Abend essen. Wann würde der mysteriöse Fischer nun nach Island kommen?

Obwohl die Kontroverse sich zwar vordergründig ums Geld drehte, ging es nicht nur um Dollar (oder Kronen). Sondern darum, ob Bobby sich durchsetzte. In diesem Fall war er sich ziemlich sicher, dass man seine Forderungen erfüllen würde. Wie ein Kommentar in der *New York Times* richtig bemerkte: »Wenn er in Reykjavik antritt und gewinnt – wofür die Chancen hervorragend stehen –, kann er ein Vielfaches des Preisgeldes verdienen, um das es jetzt geht.« Fischer war das natürlich klar. Er wusste aber auch, dass die Welt nach diesem Ereignis lechzte. Wenn er noch ein bisschen zögerte, würde er vielleicht noch ein bisschen mehr herausholen.

Die Weltöffentlichkeit war, um es milde auszudrücken, nicht amüsiert. Ausländische Zeitungen spiegelten den Zorn ihrer Leserschaft wider. RUSSEN VERACHTEN FISCHER FÜR SEINE GELDGIER, schrie eine Schlagzeile der *New York Times*. TASS, die sowjetische Presseagentur, kommentierte: »Bei Fischer steht immer das Geld im Vordergrund, nicht der Sport. Typisch: Er umgibt sich nicht mit Schachspielern, sondern mit Anwälten, die er mit all seinen Angelegenheiten betraut.« Die auflagenstärkste Sonntagszeitung Deutschlands, *Bild am Sonntag*, schrieb: »Fischer hat Schach auf das Niveau eines Wrestling-Kampfes heruntergezogen. Solche Arroganz, solchen Snobismus haben wir noch nicht erlebt.« Die *London Daily Mail* fand: »Bobby Fischer ist ziemlich sicher das ungehobeltste, launischste und neurotischste Balg, das je in Brooklyn aufgezogen wurde. Bei diesem Kampf ums internationale Prestige hat die Sowjetunion den Auftakt mit 10 zu 0 gewonnen.« Was die Presse – und offenbar alle anderen – nicht verstanden: Nicht Launen oder Neurosen ließen Bobby schwanken, sondern sein Geschäftssinn. Er wusste instinktiv, dass das Preisgeld immer weiter wuchs, je länger er wartete.

Bobby glaubte, die Journalisten interessierten sich nicht wirklich dafür, wie oder warum er die Schachfiguren führte, sondern nur für den Skandal, die Tragödie und Komödie seines Lebens. Die Presse war ihm ein unergründliches Rätsel. Er glaubte, auf eine direkte Frage nicht lügen zu dürfen. Wenn er eine Antwort aber rundweg verweigerte, dachte er, würde sein Gegenüber annehmen, er hätte etwas zu verbergen.

Erste Gerüchte, Bobby sei Antisemit, kamen schon 1958 in Portorož auf. 1968, als er in Netanya (Israel) spielte, leugnete er den Vorwurf kategorisch. Einer der engsten Freunde Bobbys, Anthony Saidy, sagte allerdings, vor der Weltmeisterschaft 1972 hätte er nie eine antisemitische Bemerkung Bobbys gehört.

Auch während der Veranstaltung gab Bobby nichts Antisemitisches oder Antiamerikanisches von sich. Ganz im Gegenteil schien er zutiefst patriotisch, und viele seiner Freunde, Anwälte und Kollegen waren Juden. Doch Wilfrid Sheed, ein amerikanischer Romanautor und Essayist, schrieb kurz vor Ende des Matches zwei äußerst hellsichtige Sätze. Er hatte für die *New York Times Book Review* ein Werk des Dichters Ezra Pound besprochen. In seinem Artikel verglich er Bobby mit Pound, dem berüchtigten Antisemiten und Anti-Amerikaner, der nach dem Zweiten Weltkrieg wegen Vaterlandsverrats vor Gericht kam. Sheed schrieb: »Über Ezra Pound wie über Bobby Fischer kann man – ohne zu lügen – nur eine positive Sache sagen: Ihre Kollegen bewundern sie. Alle anderen haben keinen Grund dazu.«

Als am Samstagabend, dem 1. Juli, im isländischen Nationaltheater der Weltmeisterschaftskampf feierlich eröffnet wurde, hatten Reporter und Zuschauer schon ihre Rückreise organisiert: In weniger als 24 Stunden sollte die erste Partie beginnen, doch Bobby war noch nicht hier. Bobby war aus dem Yale Club zu Anthony Saidy gezogen, der noch in der Villa seiner Eltern wohnte. Saidy erzählte später, das Anwesen in Queens sei von Presseleuten geradezu belagert worden. Fischer wurde mit Anrufen und Telegrammen bestürmt; Fotografen und Journalisten lauerten darauf, nur einen Blick auf ihn zu erhaschen. Fischer-Schlagzeilen beherrschten die Titelseiten der Weltpresse und verdrängten so nebensächliche Ereignisse wie die Nominierungen für die amerikanische Präsidentschaftswahl 1972.

Saidy munkelte, es gebe eine Verschwörung, die Fischer daran hindern sollte, Weltmeister zu werden. So werde etwa das Telefon in Bobbys

Wohnung abgehört. »Einmal telefonierte Bobby gerade mit Davis in Island«, sagte Saidy. »Bobby nannte einen Offiziellen des isländischen Schachbunds ›dumm‹. Da hörte er, wie eine Frauenstimme in der Leitung sagte: ›Er sagte, er sei dumm.‹ Offenkundig wurde das Gespräch abgehört.« Davon war Fischer überzeugt.

Natürlich, alles ist möglich. Einige Amerikaner, darunter auch Fred Cramer aus Bobbys Team, glaubten, die Isländer hätten sich unter der Hand mit den Russen verschworen, Fischers Angriff auf die sowjetische Schachhegemonie abzuwehren. Tatsächlich konnten einige isländische Funktionäre Bobby nicht leiden, Thorarinsson etwa, aber es fand sich nie ein Indiz dafür, dass sie versucht hätten, Fischer auf seinem Weg auf den Schachthron zu stoppen. Die meisten isländischen Funktionäre hielten ohnehin Spasski für den besseren Spieler, der Bobby relativ mühelos besiegen würde. Sie hofften darauf, Fischer *am Brett* gedemütigt zu sehen.

Bei der Eröffnungszeremonie wurde nicht ausgelost, wer bei der ersten Partie welche Farbe hatte, und auch sonst lief nicht alles wie geplant. Spasski saß in der ersten Reihe, elegant im grau karierten Anzug mit Weste. Doch ein anderer Platz in der ersten Reihe, auf dem Fischer hätte sitzen sollen, blieb gähnend leer. Während vorn Reden geschwungen wurden, auf Englisch, Russisch und Isländisch, zappelte das Publikum unruhig herum und drehte die Hälse immer wieder Richtung Seiteneingang. Alle hofften, dass Fischer jeden Moment seinen großen Auftritt haben würde. Doch die Tür blieb zu.

Dr. Max Euwe als Vertreter der FIDE gewährte Fischer zwei Tage Aufschub. »Wenn er Dienstag um zwölf Uhr mittags nicht zur Auslosung erscheint, verliert er all seine Rechte als Herausforderer«, kündigte er an.

Fischer blieb scheinbar ungerührt. Er verlangte 30 Prozent der Eintrittsgelder und würde nicht eher nach Island anreisen, als bis seine Forderungen erfüllt wären. Hunderte Eintrittskarten wurden zurückgegeben, Bestellungen storniert. Menschen, die aus ganz Island angereist waren, um die erste Partie zu sehen, und nicht mitbekommen hatten, dass sie abgesagt war, mussten enttäuscht wieder abziehen. Dann lief ein Gerücht durch das Pressekorps von etwa 200 akkreditierten Reportern und Fotografen, dass Fischer bereits auf der Insel angekommen sei – und zwar in einem U-Boot der Marine. Aktuell verstecke er sich irgendwo auf dem Land, um dem Pressetrubel zu entfliehen. Und obwohl an dem Gerücht absolut nichts dran

war, berichteten etliche Zeitungen und Agenturen darüber. Selbst die große alte Dame *New York Times* griff es auf und nannte es zumindest eine *Möglichkeit*.

Der sowjetische Schachbund beschwerte sich bei der FIDE wütend über die Gnadenfrist von 48 Stunden und forderte Bobbys »bedingungslose Disqualifikation«. Die Sowjets gingen Euwe als den Verantwortlichen direkt an und warnten ihn, wenn Fischer auch am 4. Juli mittags nicht erschiene, würde man die Titelkämpfe als »beendet« betrachten. Schließlich retteten zwei völlig unerwartete Telefonanrufe das Match. Der eine kam aus England, der andere aus Washington D.C.

Der Journalist Leonard Barden rief die isländischen Organisatoren mit der Nachricht an, der britische Financier James Derrick Slater, ein Schachliebhaber und Investmentbanker, sei bereit, 125 000 Dollar zu spenden und das aktuelle Preisgeld damit zu verdoppeln – wenn Fischer fest zusagte. Slater sagte: »Das ist mein Geld. Ich liebe Schach und habe es jahrelang gespielt. Viele wollen dieses Match sehen, alles ist vorbereitet. Wenn Fischer nicht nach Island kommt, werden viele enttäuscht sein. Ich will das finanzielle Problem Fischers lösen und sehen, ob er andere Probleme hat.«

Fischers erste Reaktion war überschwänglich. »Großartig«, befand er. »Ich muss das einfach annehmen.« Später verriet er einem Journalisten, er habe das Angebot zwar nicht im Detail geprüft, sich aber entschlossen anzutreten. Schließlich »geht es hier um ein Mordsprestige für das Land«. Dennoch brauchte er noch einen letzten Anstoß, um ans Brett zu gehen.

Diesen benötigten Schubs lieferte der zweite Anruf. Saidy nahm ab, wie die vorherigen 20 Mal an jenem Tag. Er erwartete eine weitere Bitte um eine Stellungnahme Bobbys oder ein Interview. Doch am anderen Ende sprach der persönliche Sekretär von Henry Kissinger, Präsident Nixons nationalem Sicherheitsberater (und späteren Außenminister). Bobby möge bitte ans Telefon kommen, Kissinger wolle mit ihm sprechen. Bobby schleppte sich zum Apparat, und Kissinger grüßte ihn in seinem unverwechselbaren deutschen Akzent: »Hier ruft der schlechteste Schachspieler der Welt den besten an.« Kissinger bat Bobby, nach Island zu fahren und die Russen in ihrem eigenen Spiel zu schlagen. »Die Regierung der Vereinigten Staaten wünscht Ihnen alles Gute, und ich tue das auch.«

Nach zehnminütigem Telefonat versprach Bobby, »unter allen Umständen zu spielen«, die Interessen der USA hätten Vorrang vor seinen eigenen. In diesem Moment sah Bobby sich nicht als kleinen Schachspieler, sondern als Soldaten für sein Land.

Nach Monaten nervtötender Verhandlungen hatte der Millionär Slater, mit Unterstützung des Diplomaten Kissinger, das Unmögliche geschafft. Was waren Bobbys Beweggründe? Offenbar spielten drei Elemente eine Rolle: Stolz, Geld und Patriotismus.

Fischer wurde unbeobachtet von Reportern und Öffentlichkeit in ein Flugzeug der isländischen Linie *Loftleiðir* geschmuggelt. Er reiste mit dem sechs Jahre älteren William Lombardy, den er am gleichen Tag als offiziellen Sekundanten gemeldet hatte. Lombardy, der große, bleiche, leidenschaftliche katholische Priester, war im Reykjaviker Drama vielleicht der wichtigste Nebendarsteller. Der 35-Jährige war der erste Schachmeister internationaler Bedeutung im Dienst der katholischen Kirche, seit Ruy Lopez im 16. Jahrhundert und Domenico Ponziani im 18. Jahrhundert dem Spiel ihren Stempel aufgedrückt hatten.

Die Auslosung, wer welche Farbe spielen würde, war für Mittag im Hotel Esja angesetzt. Hunderte Journalisten kamen, außerdem Funktionäre der drei beteiligten nationalen Schachverbände. Als Spasski kam, erfuhr er, dass Fischer noch schlief und Lombardy geschickt hatte, ihn bei der Auslosung zu vertreten. Irritiert weigerte sich Spasski, eine Farbe zu ziehen, und verließ schmollend das Hotel. Wenig später betonte er beim Mittagessen einem Reporter gegenüber, dass er »den Wettkampf nicht aufgegeben hat«, allerdings habe Fischer sich unkorrekt verhalten. »Ich will noch immer spielen«, sagte er, »aber ich entscheide, wann.« Dann gab er folgende Erklärung heraus, die ihm vielleicht von Moskau diktiert worden war:

> Die sowjetische Öffentlichkeit und ich persönlich sind höchst empört über Fischers Verhalten. Nach allgemeinen Höflichkeitsstandards hat er sich selbst disqualifiziert, und zwar völlig.
> Deshalb hat er meiner Ansicht nach sein moralisches Recht, in diesem Wettkampf anzutreten, aufs Spiel gesetzt.
>
> Soll es noch eine Hoffnung auf Austragung des Wettkampfs geben, muss Fischer zuerst einer gerechten Strafe zugeführt werden. Erst danach kann

ich mich der Frage zuwenden, ob es möglich ist, den Wettkampf durchzuführen.
Boris Spasski
Weltmeister

Die Sowjets verlangten als Strafe, dass die erste Partie kampflos an Spasski ginge. Die sowjetische Delegation forderte darüber hinaus:

1. Robert Fischer muss sich entschuldigen.
2. Der Vorsitzende der FIDE muss das Verhalten des Herausforderers verurteilen.
3. Der Vorsitzende der FIDE muss zugeben, dass die Verschiebung um zwei Tage die Regeln der FIDE verletzte.

Dr. Euwe zeichnete sich in dieser verzwickten Lage erneut aus. Demütig erklärte er, da zwei der Forderungen direkt an ihn gerichtet seien, wolle er gerne sofort eine Erklärung abfassen, in der er einräume, die Regeln gebrochen zu haben. Außerdem wolle er Fischers Verhalten rügen, »nicht nur das der vergangenen zwei Tage, sondern sein Verhalten während der gesamten Verhandlungen«. Etwa zehn Minuten feilte er an dem Text, während das Publikum voller Mitgefühl wartete. Dann verlas er sein Eingeständnis, unterschrieb es und reichte es Efim Geller, Spasskis Sekundanten. Darin hieß es: »1. Die FIDE verurteilt das Verhalten des Herausforderers. Durch seine Verspätung ließ er die gesamte Delegation und andere im Zweifel, ob der Wettkampf überhaupt stattfinden würde. Dadurch verursachte er viele Probleme. 2. Der Präsident der FIDE räumt ein, dass wir den Beginn des Wettkampfs um zwei Tage verschieben mussten. Damit verletzten wir die FIDE-Regeln. Ich denke, das geschah aus besonderen Gründen und auf Grundlage mehrerer Annahmen, die sich im Nachhinein als falsch herausgestellt haben. Ich versichere, dass die FIDE-Regeln und die Vereinbarungen für diesen Wettkampf in Zukunft strikt eingehalten werden.« Euwes Gesicht war vor Scham gerötet, er schien den Tränen nahe. Die Sowjets bestanden darauf: Den Regeln zufolge hätte Fischer disqualifiziert werden müssen, als er am Eröffnungstag nicht erschien. Nur dank ihrer Gutwilligkeit ginge der Weltmeisterschaftskampf überhaupt noch weiter. Jetzt sei Fischer am Zug.

In der folgenden Nacht verfasste Fischer eine liebenswürdige Entschuldigung. Der Journalist Brad Darrach behauptete später in *Life*, dass Fischer im ersten Entwurf auf seinen Anteil am Preisgeld verzichtet und erklärt habe, aus reiner Liebe zum Schach anzutreten. Nun kann man sich Bobby vorstellen, wie er spontan erklärt: »Ich werde der Welt zeigen, dass Schach mir noch wichtiger ist als den Russen!« Doch seine ärmliche Kindheit hatte ihn Pragmatismus gelehrt. In erster Linie wollte er den Streit beilegen, um sich am Brett beweisen zu können. Aber das Preisgeld war ihm eben auch wichtig.

Schließlich entstand eine zweite Version des Briefes, die dann an Spasski ging. Frühmorgens am 6. Juli fuhr Fischer zum Saga Hotel und begleitete den Hotelpagen bis vor Spasskis Zimmer, um sich zu vergewissern, dass die Entschuldigung unter der Tür durchgeschoben worden war. Sie lautete:

Reykjavik, 6. Juli 1972
Lieber Boris,

ich möchte mich zutiefst für mein respektloses Verhalten entschuldigen. Es tut mir sehr leid, dass ich der Eröffnungszeremonie ferngeblieben bin. Ich hatte mich einfach von meinen läppischen Geldstreitigkeiten mit den isländischen Schachfunktionären hinreißen lassen. Ich habe Sie und Ihr Land, die Sowjetunion, beleidigt, in dem Schach großen Stellenwert hat. Ich möchte mich auch bei dem FIDE-Präsidenten, Dr. Max Euwe, entschuldigen, außerdem bei den Organisatoren des Wettkampfs in Island, den Tausenden Schachfans in aller Welt und ganz besonders den Millionen Fans und zahlreichen Freunden, die ich in den Vereinigten Staaten habe.

Nachdem ich nicht zur ersten Partie erschienen war, erklärte Dr. Euwe, sie würde verschoben. Zu jenem Zeitpunkt protestierten Sie nicht. Nun erfahre ich, dass der russische Schachbund verlangt, die erste Partie zu Ihren Gunsten zu werten. Diesen Sinneswandel kann ich nicht nachvollziehen.
Würde der Forderung stattgegeben, wäre ich gewaltig im Nachteil. Ich starte ohnehin schon mit dem Handicap, dass Sie aus 24 Begegnungen nur 12 Punkte brauchen, um den Titel zu verteidigen, ich aber 12, um ihn zu erringen. Würde der Forderung stattgegeben, bräuchten Sie nur elf

Punkte aus 23 Partien, während ich noch immer 12 Punkte bräuchte, aus nur 23 Partien. In anderen Worten: Ich müsste drei! Partien gewinnen, ohne eine zu verlieren, um in eine Position zu kommen, wie Sie sie am Anfang des Wettkampfes schon hätten. Und ich glaube nicht, dass der Weltmeister sich einen solchen Vorsprung in dem Wettkampf gegen mich wünscht.
Ich weiß, dass Sie ein Sportsmann und ein Gentleman sind, und freue mich auf einige spannende Partien mit Ihnen.

Hochachtungsvoll
Bobby Fischer

Ein Hindernis blieb aber noch: die Sowjetunion selbst. Ein sowjetischer Minister, Sergei Pawlow, der Vorsitzende des staatlichen Sportausschusses, hatte Spasski per Telegramm unmissverständlich aufgefordert, nach Moskau zurückzukehren. Pawlow schrieb, Fischers »Trotzanfälle« stellten eine Beleidigung des Weltmeisters dar, der nach Gesetz und Moral jedes Recht habe, eine Begegnung mit Fischer zu verweigern.

Normalerweise widersetzte sich in der UdSSR niemand solchen »Vorschlägen«, doch Spasski wagte es. So höflich und diplomatisch wie möglich antwortete er Pawlow: Auch wenn Fischer sich unmöglich benommen habe, fühle er, Spasski, sich als Sportsmann verpflichtet, den Wettkampf auszutragen. Dieser mutige Akt erforderte von Spasski viel Fingerspitzengefühl und Schneid.

Fischer erschien auch zur Auslosung der Farben 20 Minuten zu spät und begegnete hinter der Bühne Spasski. Nachdem sie sich die Hände geschüttelt hatten, prüfte Spasski im Scherz Fischers Bizeps, als wären sie zwei Boxer beim »Wiegen«. Danach zogen sie sich einige Minuten zurück, um den Turnierablauf zu besprechen. Spasski bat, den Beginn des Wettkampfs ein wenig nach hinten zu verlegen. Fischer erklärte sich einverstanden, unter der Bedingung, dass Spasski die Forderung begrub, die erste Partie zugesprochen zu bekommen. Die zwei einigten sich und betraten die Bühne, wo ihnen Journalisten und Fans applaudierten, die geduldig gewartet hatten. Fischer erspähte den Schachtisch, schlenderte zur Bühnenmitte und hob die weiße Dame hoch, um ihr Gewicht zu testen. Dann hob er, eine Hand weiterhin in der Tasche, alle anderen weißen

Figuren hoch, setzte sich und streckte die Füße unter dem Mahagoni-Tisch aus. Spasski setzte sich ebenfalls.

Der Vertreter der FIDE, Harry Golombek, stellte den Herausforderer und den Champion, ihre jeweiligen Sekundanten und Helfer vor. Danach kündigte Golombek, ein Internationaler Meister aus Großbritannien, an, dass Geller vor Auslosung der Farben eine Erklärung abgeben wolle. Auf Russisch sagte Geller:

> Der Herausforderer hat sich schriftlich entschuldigt, und der Vorsitzende der FIDE hat erklärt, dass die FIDE-Regeln zukünftig strikt eingehalten würden. In Anerkennung der Anstrengungen der isländischen Organisatoren dieser Begegnung und angesichts des sehnlichen Wunsches von Millionen Schachfreunden in aller Welt, diesen Wettkampf zu sehen, hat der Weltmeister sich entschieden, gegen Robert Fischer zu spielen.

Die Erklärung war nun wirklich milde formuliert, doch beim Anhören der Übersetzung wurde Fischer immer gereizter. Beim Satz »hat der Weltmeister sich entschieden, gegen Robert Fischer zu spielen« wurde er bleich vor Wut. Als ob Spasski ihm einen Gefallen tue! Bobby war zutiefst gekränkt. Einen kurzen Augenblick lang erwog er, von der Bühne zu gehen und den Weltmeisterschaftskampf endgültig sausen zu lassen. Er fand, er habe die Forderungen der Sowjets erfüllt und sich bei Spasski entschuldigt – hatte er nicht die Entschuldigung per Hand geschrieben und persönlich überbracht? – und gerade noch Spasskis Wunsch nach einer Verschiebung entsprochen. In Bobbys Augen hatte Gellers Erklärung die erste offizielle Zeremonie des Wettkampfs besudelt. Die Russen wagten, sein Verhalten vor seinen Freunden und der Weltpresse zu kritisieren! Doch Bobby riss sich noch einmal zusammen. Glücklicherweise ging es bald danach an die Auslosung der Farben, sodass keine Gelegenheit mehr blieb, dem Vorfall hinterherzugrübeln.

Lothar Schmidt, der würdevolle deutsche Schiedsrichter, ließ beide Spieler einen Umschlag ziehen. Spasski fiel es zu, den weißen und den schwarzen Bauern zu halten. Auf altbewährte Art verteilte er sie hinter seinem Rücken auf die zwei Hände, machte Fäuste und präsentierte sie Fischer. Ohne

Zögern tippte Fischer auf Spasskis rechte Hand. Spasski öffnete sie und enthüllte den schwarzen Bauern. Fischer zuckte nicht mit der Wimper.

Später ging Fischer bis in die frühen Morgenstunden bowlen. Danach stahl er sich in den Turniersaal, um die Spielbedingungen zu überprüfen. Nach einer 80-minütigen Inspektion hatte er etliche Beschwerden: Er fand, die Beleuchtung sollte heller sein und die Figuren seien zu klein für das eigens angefertigte Brett – das ihm auch nicht passte. Es war aus Stein, er hätte aber lieber Holz gehabt. Außerdem fürchtete er, die zwei in Jute-umhüllten Pfosten versteckten Kameras könnten ihn ablenken. Auch die beiden Pfosten, die auf der Bühne hochragten wie mittelalterliche Rammböcke, empfand er als irritierend.

Die Organisatoren machten sich sofort an die Behebung der Probleme. Sie wollten, dass zur Eröffnung alles perfekt war.

Als Fischer am Nachmittag des 11. Juli 1972 endlich erwachte, wurde ihm erst richtig bewusst, dass seine erste Partie im Kampf um den Weltmeistertitel unmittelbar bevorstand. Jetzt wurde er nervös. Nach Jahren voller Mühsal und Kontroversen, nach dem ganzen Wirbel um den Titelkampf stand er nun unmittelbar vor der Verwirklichung seines Lebenstraums. Die nächsten zwei Monate würde Laugardalshöll sein Universum sein.

Im Turniersaal waren alle Details kontrolliert und gegengecheckt worden, damit sich die Spieler auch wohlfühlten. Um den Lärmpegel zu senken, hingen weiße Schallsegel in der gewaltigen Kuppel der Halle. Sie sahen aus wie gigantische Albino-Fledermäuse. Außerdem war zur Schalldämmung der Boden mit Teppich ausgelegt worden. Die sonst aufgestellten Klappstühle waren durch gepolsterte, »leise« Stühle ersetzt worden. Die zwei Kameratürme hatte man auf Fischers Wunsch weggerückt, das Licht auf der Bühne war heller gemacht worden. Ein von Eames designter Chef-Drehstuhl, eine exakte Kopie des Stuhls, auf dem Fischer in Buenos Aires gegen Petrosjan gespielt hatte, wurde aus den Vereinigten Staaten für Bobby eingeflogen.

Fischer eilte durch die Gänge der Halle auf die dezent mit Blumen geschmückte Bühne, wo 2300 Gäste ihm höflich applaudierten. Spasski hatte seinen ersten Zug genau um fünf Uhr gemacht, danach lief Fischers Zeit. Der mit blauem Geschäftsanzug und weißem Hemd bekleidete Fischer eilte zum Tisch, und die zwei Gegner schüttelten sich die Hände, während

Fischer schon aufs Brett blickte. Dann setzte er sich in seinen schwarzen Lederstuhl, überlegte 95 Sekunden und zog dann seinen linken Springer vor den Königsläufer auf f6.

Ein herausragender Moment im Leben dieses charismatischen Wunderkindes: Bobby saß nur hier, weil er es geschafft hatte, seinen Groll gegen die Art, wie die Sowjets ihn über Jahre hinweg behandelt hatten, hinunterzuschlucken. Alle kannten seine Wut, nicht nur in Laugardalshöll, sondern in der ganzen Welt. Es begann das »wichtigste Schachereignis aller Zeiten«, wie der Großmeister Isaac Kashdan es ausdrückte. Ein einsamer Amerikaner aus Brooklyn mit nur einem einzigen Stein in der Schleuder – seiner Brillanz – forderte den Schach-Goliath Sowjetunion heraus. Zweimal während der Partie verließ Fischer die Bühne: Einmal beschwerte er sich, der Orangensaft in seiner Garderobe sei nicht kalt genug. Er bekam Eiswürfel. Ein andermal bat er um eine Flasche Wasser und eine Schüssel *skyr*, eine isländische joghurtähnliche Nachspeise. Damit brachte er die Cafeteria-Leute der Hall in Verlegenheit, denn sie führten keinen *skyr*. Glücklicherweise konnte jedoch ein örtliches Lokal aushelfen.

Die Züge auf dem Brett wurden live auf 40 über die Halle verteilte Fernseher übertragen. In der Cafeteria wurde bei Hotdogs aus Lammfleisch und isländischem Leichtbier heiß über das Geschehen auf der Bühne diskutiert. Im Keller erklärten und analysierten isländische Meisterspieler die Züge auf einem Demonstrationsbrett. In den Presseräumen betrachteten gestandene Großmeister die Fernsehschirme und analysierten spontan, was die meisten Journalisten schwer beeindruckte. Im Turniersaal selbst ging es ruhig und gesittet zu. Wenn es zu laut wurde, schaltete Lothar Schmid ein weißes Leuchtschild an, das auf Isländisch und Englisch um Ruhe bat:

ÞÖGN!

SILENCE!

Die erste Partie schritt fort, und bald sagten die meisten Experten ein Remis voraus. Die Stellung war völlig ausgeglichen, bis Fischer im 29. Zug eines der größten Risiken seiner Karriere einging. Mit noch reichlich Zeit auf der Uhr (er war beim 17. Zug mit Spasski gleichgezogen und lag nun zeitlich besser als Spasski) opferte Fischer einen Läufer für zwei Bauern. Spasski hob verwundert die Augenbrauen, das Publikum war elektrisiert. Der Abtausch wirkte wie der Patzer eines Schuljungen. Der Großmeister Edmar Mednis sagte hinterher: »Ich konnte nicht glauben, dass Fischer

solche Fehler unterlaufen. Wie kann ein Spitzenspieler, wie kann *irgendein* Meister derartige Schnitzer machen?«

Auf den ersten Blick schien es, als habe Fischer im Übereifer, die erste Partie unbedingt zu gewinnen und Spasski psychologisch unter Druck zu setzen, zu viel riskiert. Wenn man die Stellung genauer betrachtete, schien aber ein Remis noch drin zu sein. Danach beklagte sich Fischer bei Schmid, dass eine der Kameras, die durch ein Loch im blau-weißen FIDE-Logo am hinteren Ende der Bühne filmte, ihn störe. Doch es wurde keine Änderung vorgenommen.

Bei seinem 41. Zug beschloss Spasski, die Partie abzubrechen, um über Nacht in aller Ruhe das Endspiel planen zu können. Da die fünf Stunden, nach denen eine Partie offiziell abgebrochen werden konnte, aber noch nicht gespielt waren, verschenkte Spasski 35 Minuten auf seiner Schachuhr. Spasski hatte einen Läufer und drei Bauern, Fischer fünf Bauern. Er notierte seinen Zug, versiegelte ihn in einem großen braunen Umschlag und übergab ihn an Schmid.

Fischer hatte die ganze Nacht gegrübelt und wirkte bei der Wiederaufnahme am nächsten Tag müde und besorgt. Schmid öffnete den versiegelten Umschlag mit Spasskis Zug und zog nach FIDE-Tradition die Figur für ihn. Dann zeigte er Fischer das Partieformular, damit dieser kontrollieren konnte, ob der korrekte Zug gemacht worden war, und setzte dessen Schachuhr in Gang. Fischer beantwortete den Zug innerhalb von Sekunden, durch die nächtliche Analyse vorbereitet. Es folgten einige weitere Züge.

Dann deutete Fischer auf das Kameraloch, das er am Vortag schon beanstandet hatte, und eilte von der Bühne. Seine Uhr lief weiter. Hinter der Bühne beschwerte er sich heftig über die Kamera und drohte, er würde erst weiterspielen, wenn sie weg sei. Hastig besprachen sich isländische Funktionäre mit Chester Fox, dem Inhaber der Film- und Fernsehrechte. Der erklärte sich bereit, die Kamera zu entfernen. Der Abbau zog sich allerdings ein wenig hin – und Fischers Schachuhr lief. Als Fischer wieder erschien, waren auf seiner Uhr 35 Minuten abgelaufen.

Fischer mühte sich zwar um ein Remis, aber Spasski zog präzise wie ein Uhrwerk und verbesserte seine Stellung immer weiter. Schließlich wurde klar, dass Spasski einen Bauern in eine Dame würde umwandeln können. Statt den 65. Zug zu machen, stoppte Fischer schließlich seine Uhr und

reichte Spasski als Zeichen der Aufgabe die Hand. Fischer lächelte nicht. Spasski wiederum sah ihm beim Handschlag nicht in die Augen, sondern betrachtete weiter die Stellung. Anschließend unterschrieb Fischer sein Partieformular, machte eine hilflose Geste, als wolle er sagen, »was soll ich jetzt tun?«, und verließ die Bühne. Es ließ sich leicht erraten, wie er sich fühlte.

Nun gibt es eine ganze Reihe von Titelkämpfen, in denen der Verlierer der Auftaktpartie schließlich das Duell gewann, aber zweifellos traf die Niederlage in der ersten Partie Fischer fast so schwer, als hätte er den ganzen Wettkampf verloren. Wie gerne hätte er sich – und der Öffentlichkeit – bewiesen, dass er überhaupt eine Partie gegen Spasski gewinnen konnte! Sechsmal waren die beiden bisher aufeinandergetroffen, viermal hatte Spasski gewonnen, zweimal hatten sie remis gespielt. In den folgenden Stunden quälte er sich mit Selbstzweifeln, doch dann fand seine Psyche einen Ausweg: Da Bobby fraglos der bessere Spieler war, musste etwas anderes an der Niederlage schuld gewesen sein. Zum Beispiel die störende Kamera.

Am nächsten Morgen, Donnerstag, dem 13. Juli, verkündete die amerikanische Delegation, dass Fischer nur weiterspielen würde, wenn *alle* Kameras aus dem Saal verschwänden. Fischer beharrte – zu Recht – darauf, dass nur er beurteilen könne, was ihn störe. Allerdings weigerte er sich, die neuen Spielbedingungen zu inspizieren und zu sagen, ob ihm nun alles passte.

Schmid erklärte, dass die zweite Partie um 17 Uhr beginnen würde. Sollte Fischer nicht bis 18 Uhr erscheinen, ginge die zweite Partie kampflos an Spasski. Um die Lage noch weiter zu komplizieren, ließen die Sowjets der Presse gegenüber durchblicken, dass Spasski vielleicht nach Moskau zurückkehren würde, falls Fischer zur zweiten Partie nicht erschien.

Um 16.58 Uhr betrat Spasski die Bühne. Applaus. Um exakt 17 Uhr setzte Schmid Fischers Schachuhr in Gang, denn Bobby hatte Weiß. Derweil beknieten Lombardy und Funktionäre des amerikanischen Schachbunds Fischer vergebens, zum Turniersaal zu gehen. Draußen vor dem Hotel wartete ein Polizeiwagen mit laufendem Motor, um ihn schnell hinüberzubringen, wenn er sich umentschied. Um 17.30 Uhr – die Uhr tickte – stimmte Chester Fox' Anwalt in Reykjavik dem Vorschlag zu, die Kameras für diese eine Partie zu entfernen und danach das Problem noch

einmal zu besprechen. Als dieser Vorschlag Fischer unterbreitet wurde, verlangte der, dass seine Schachuhr auf null zurückgestellt werden müsse. Schmid weigerte sich jedoch und sagte, es gebe für alles eine Grenze. Fischer saß derweil in Unterwäsche im Hotelzimmer, die Tür verschlossen, das Telefon ausgesteckt. Ein Ebenbild totalen Starrsinns. Er war wild entschlossen: »Wenn ich etwas verlange und nicht bekomme, spiele ich nicht.«

Wie gebannt starrte das Publikum auf die zwei leeren Stühle (Spasski hatte sich inzwischen in seine Garderobe zurückgezogen) und auf ein Schachbrett mit 32 Figuren in ihrer Ausgangsposition. Nur auf Fischers Schachuhr bewegte sich etwas: der Minutenzeiger und das hektisch drehende rote Zahnrädchen, das anzeigte, dass Fischers Zeit lief. Ein tristes Bild.

Um genau 18 Uhr hielt Schmid die Uhr an, ging vor an den Bühnenrand und verkündete, dass die zweite Partie kampflos an Spasski ging. Das hatte es in der Geschichte der Schachweltmeisterschaft noch nie gegeben. »Sehr geehrte Damen und Herren, nach Regel fünf des Reglements hat Robert Fischer die Partie verloren. Er ist nicht innerhalb der vorgegebenen Zeit erschienen.«

Spasski bekam stehende Ovationen. Zu Schmid sagte er: »Schade!« Im Zuschauerraum riefen einige erbost: »Schickt [Fischer] zurück nach Amerika!«

Fischer legte förmlichen Prostest gegen die Entscheidung ein. Doch die Wettkampfleitung schmetterte ihn ab; Fischer sei nicht zur Partie erschienen. Die Entscheidung fiel dem Komitee indes nicht leicht, schließlich wussten alle, dass Fischer sie nicht einfach hinnehmen würde. Und das tat er auch nicht. Seine spontane Reaktion bestand darin, seinen Heimflug zu buchen. Von der sofortigen Abreise konnte Lombardy ihn abbringen, doch es bestand wenig Hoffnung, dass Fischer weiterspielen würde, wenn die Entscheidung aufrechterhalten blieb. Schmid selbst äußerste sich besorgt über Fischers Zukunft, wenn er den Kampf abbrach: »Was wird dann aus ihm? Welche Stadt würde je wieder einen Kampf mit ihm austragen?«

Doch Bobby fand auch Fürsprecher. Der Großmeister Svetozar Gligorić erklärte, vielleicht fühle sich Bobby von den Kameras angestarrt wie von Menschen. Kein Wunder, dass ihn das in seiner Konzentration störe. Auch der russischstämmige Schriftsteller Vladimir Nabokov, der *Lushins*

Verteidigung geschrieben hatte (ein Buch über ein Genie, das einzig fürs Schach lebt), verteidigte Bobby. Er habe »ganz recht«, wenn er sich gegen Kameras wehre. »Man darf ihm das Klicken und Blitzen jener Maschinen über ihm nicht antun.«

Dr. Euwe, der inzwischen in die Niederlande zurückgekehrt war, wurde über die kritische Situation informiert. Telegrafisch wies er Schmid an, was zu tun sei:

> ERSCHEINT FISCHER NICHT ZUR DRITTEN PARTIE, ERKLÄRT FIDE-PRÄSIDENT: TRITT FISCHER NICHT ZUR VIERTEN PARTIE AN, WIRD WETTKAMPF BEENDET UND SPASSKI ZUM WELTMEISTER ERKLÄRT.

Fischer wurde mit Briefen und Telegrammen bombardiert, er möge doch weiterspielen. Auch Henry Kissinger rief noch einmal an, um an seinen Patriotismus zu appellieren. Die *New York Times* flehte Fischer öffentlich an, den Kampf fortzusetzen. Unter der Überschrift »Bobby Fischers Tragödie« kommentierte die Zeitung:

> Mit seinen kindlichen Trotzanfällen droht Fischer die aktuelle Schachweltmeisterschaft zum Nicht-Ereignis werden zu lassen. Spasski behält seine Krone, weil Fischer sich zu spielen weigert.
>
> Das besonders Tragische daran ist, dass seit fast einem Jahrzehnt guter Grund zur Annahme besteht, Fischer könnte seine Überlegenheit auf beeindruckende Art beweisen, wenn er nur die Chance dazu bekäme.
>
> Wir hoffen, dass Fischer im allerletzten Moment die Balance wiederfindet und seine Pflicht gegenüber der Schachwelt erfüllt, indem er ohne weitere Zicken gegen Spasski antritt. Erhoffen wir da zu viel? Natürlich genießt der sowjetische Champion jetzt eine gewichtige Zwei-Punkte-Führung, aber noch steht das Brett bereit für ein Duell, das zu einem der brillantesten in der uralten Geschichte des Spiels werden könnte.

Selbst Präsident Nixon nahm Anteil, vielleicht wegen Kissingers Interesse an dem Match. Nixon ließ Fischer durch den *Life*-Fotografen Harry Benson ausrichten, er sei nach dem Wettkampf herzlich ins Weiße Haus eingeladen,

unabhängig vom Ausgang. Nixon erklärte, er möge Bobby, »weil er ein Kämpfer ist«.

Im Versuch, die Lage zu entspannen und Fischer zum Weitermachen zu ermuntern, verkündete Schmid, dass er laut Reglement befugt sei, den Wettkampf in ein Hinterzimmer zu verlegen. Im persönlichen Gespräch appellierte er an Spasski, als »Sportsmann« diesem Kompromissvorschlag zuzustimmen. Spasski, ein Gentleman, erklärte sich bereit. Als Fischer von dem neuen Arrangement erfuhr, hatte er bereits für alle drei Flüge am Tag der dritten Partie Sitzplätze nach New York reserviert. Er überlegte sich den Vorschlag jedoch einige Stunden lang, und 90 Minuten vor dem offiziellen Beginn erklärte er sich bereit, es zu versuchen. Seine Bedingungen: keine Kameras, keine Störungen.

Warum machte Fischer weiter? Wahrscheinlich aus mehreren Motiven. Echter Patriotismus spielte eine Rolle, das Vertrauen in seine Fähigkeit, auch einen Zwei-Punkte-Rückstand aufzuholen, aber auch das Geld: Selbst bei einer Niederlage würde er 91 875 Dollar Preisgeld bekommen, außerdem geschätzte 30 000 Dollar aus Fernseh- und Filmrechten. Vor allem aber trieb ihn das brennende Verlangen, endlich seinen Schwur zu erfüllen, den er schon bei seinen ersten offiziellen Schachpartien getan hatte: zu beweisen, dass er der begabteste Schachspieler dieser Erde war.

Spasski erschien rechtzeitig im Hinterzimmer, setzte sich in Fischers Stuhl, lächelte und drehte entspannt ein paar Runden. (Vielleicht war er sich nicht bewusst, dass er gefilmt wurde.) Dann setzte er sich auf seinen Stuhl und wartete. Fischer kam acht Minuten zu spät und sah sehr blass aus. Die zwei Männer gaben sich die Hand. Dann machte Spasski mit Weiß den ersten Zug, Fischer zog nach. Plötzlich wies Fischer auf eine Kamera und begann zu brüllen.

Spasski sprang auf. »Mir reicht’s!«, verkündete er knapp und informierte Fischer und Schmid mit der Grandezza eines russischen Grafen, dass er jetzt zur Bühne gehe, um die Partie dort zu spielen.

Später erinnerte sich Schmid: »Einen Moment lang wusste ich nicht, was ich tun sollte. Dann hielt ich Spasskis Uhr an, gegen alle Regeln. Doch irgendwie musste ich diese unglaubliche Situation unter Kontrolle bekommen.«

Die Männer beruhigten sich ein wenig und redeten. Schmid legte den Arm um Spasskis Schulter und sagte: »Boris, Sie haben mir versprochen, hier zu

spielen. Wollen Sie das Versprechen brechen?« Dann wandte er sich an Fischer und sagte: »Bobby, bitte seien Sie so nett.«

Etwa zehn Sekunden lang starrte Spasski vor sich hin und überlegte. Dann setzte er sich wieder hin. Fischer wurde informiert, dass es sich um eine geräuschlose Videokamera handelte, die die Partie auf eine große Leinwand im Zuschauerraum übertrug. Es würde keine Aufzeichnung stattfinden. Damit gab er sich tatsächlich zufrieden.

Fischer entschuldigte sich knapp für seinen Ausbruch, dann machten sich die zwei Männer endlich an die Arbeit. Sie spielten eine der besten Partien des gesamten Weltmeisterschaftskampfs. Nach seinem siebten Zug verließ Fischer kurz den Raum. Auf seiner Uhr waren 15 Minuten abgelaufen, nur fünf auf Spasskis. Schmid bemerkte Bobbys finstere Miene. »Er sah aus wie der Tod«, sagte Schmid hinterher. Fischer war wütend, entrüstet und wild, geradezu wahnsinnig, entschlossen.

Als die Partie nach dem 41. Zug unterbrochen wurde, stand Fischer als Sieger praktisch fest. Im Hochgefühl des sicheren Sieges erklärte Bobby sich am nächsten Tag sogar damit einverstanden, auf der Bühne zu spielen. Bei Wiederaufnahme der Partie warf Spasski nur einen kurzen Blick auf den Abgabezug Fischers. Der genügte: Bobby würde in wenigen Zügen gewinnen, das stand fest. Spasski hielt seine Uhr an, als Zeichen seiner Aufgabe.

Als Fischer, wie immer zu spät, 15 Minuten nach Spielbeginn auf die Bühne eilte, war Spasski schon auf dem Weg zum Hotel. Atemlos fragte Fischer: »Was ist passiert?« Schmid antwortete: »Mr. Spasski hat aufgegeben.« Fischer unterschrieb daraufhin sein Partieformular und verließ die Bühne ohne ein weiteres Wort. Vor dem Künstlereingang warteten bereits die Gratulanten. Fischer konnte sich ein Lächeln nicht verbeißen.

Die Behauptung, allein anhand der ersten zwei gespielten Partien hätte sich schon der Ausgang des ganzen Wettkampfs vorhersagen lassen, mag abenteuerlich klingen, zumal beide Kontrahenten je einen Punkt machten. Doch völlig aus der Luft gegriffen ist sie nicht. Tatsache ist, dass Fischer mit seinem ersten Sieg gegen Spasski nicht nur dessen Vorsprung verkürzte. Vor allem erlangte er die Gewissheit, die er für sich selbst brauchte: dass er fähig war, diesen Gegner zu schlagen. Ein Remis hätte überhaupt nichts bedeutet. Dass er gegen Spasski remis spielen konnte, hatte Fischer schon

bewiesen (wenn auch selten). Durch den Sieg hatte er seinem Kontrahenten jedoch nicht nur eine Wunde geschlagen, er hatte auch Blut geleckt.

Auch wenn Bobby in Reykjavik Kameras wie Windmühlen bekämpfte, kam sein epischer Kampf doch im Fernsehen. Shelby Lyman, ein 35-jähriger Soziologieprofessor, Schachmeister und ehemals einer der besten Spieler Amerikas, moderierte fast jeden Tag eine fünfstündige Sendung im öffentlichen Fernsehen. Er analysierte die Partien, Zug um Zug. Neuigkeiten und Hintergrundinformationen erhielt er per Telefon von einem Korrespondenten in Island. Er führte die Züge auf einem Demonstrationsbrett aus und versuchte, die Antworten des am Zug befindlichen Spielers vorherzusagen. Das Publikum durfte sich ebenfalls beteiligen und Züge vorschlagen. Oft kamen Großmeister als Studiogäste, diskutierten die Meriten der telefonisch vorgeschlagenen Züge und beurteilten die Gewinnchancen der beiden Kontrahenten.

Lyman war sehr beredt und auch für Laien gut verständlich. Seine Analysen erklärte er so, dass auch Schachnovizen sie verstanden. Beispielsweise sagte er einmal: »Damen muss man nicht nur abstrakt Respekt erweisen. Mann muss sich echt vor ihnen hüten.« Schon nach wenigen Tagen verfolgte mehr als eine Million Menschen die Sendungen, nach zwei Monaten war Lyman selbst ein Star, der auf der Straße angehalten und um Autogramme gebeten wurde. Die Sendung war derart beliebt, dass sie auf den Schirmen der New Yorker Sportbars die üblichen Baseball- und Tennismatches verdrängte. Als der Sender einmal wagte, live über die Wahl des demokratischen Präsidentschaftskandidaten zu berichten, riefen Tausende Zuschauer an und verlangten ihre gewohnte Schachsendung. Die Chefs des Senders beugten sich dem Publikumswunsch und ließen zur Schachweltmeisterschaft umschalten.

Fischers Leidenschaft und Charisma gaben dem Schach ein ganz neues Image, und zwar nicht nur in den USA. In New Yorks Kaufhäusern wie Macy’s und Bloomingdale’s waren die Schachgarnituren ausverkauft. Auch die Verleger Bobbys zweier Bücher, *Meine 60 denkwürdigen Partien* und *Bobby Fischer lehrt Schach*, hatten Schwierigkeiten, mit der Nachfrage mitzuhalten. Schachclubs im ganzen Land sahen ihre Mitgliederzahlen in die Höhe schnellen; während des Weltmeisterschaftskampfs verdoppelte sich die Mitgliederzahl des Marshall auf 600. Der amerikanische Schachbund verzeichnete gar Zehntausende Neumitglieder. Zum ersten Mal

konnten Großmeister so viel Schachunterricht geben, dass sie davon auch leben konnten. Leute spielten bei der Arbeit, während der Mittagspause, in Restaurants, auf den Treppen vor ihren Häusern und in Hinterhöfen. Es gibt keine verlässlichen Zahlen darüber, wie viele Menschen der öffentliche Zirkus um den Fischer-Spasski-Kampf zum Schachspiel gebracht hat, aber einige Schätzungen gehen in die Millionen.

Spasski, der öffentlichen Wirbel viel weniger gewohnt war als Bobby, stand unter gewaltigem Druck von außen. Darunter mag die Qualität seines Spiels gelitten haben: In der fünften Partie unterlief ihm beim 27. Zug der vielleicht schlimmste Patzer seiner Karriere. Nur wenige Züge später gab er auf und beendete diese so wichtige Partie in Rekordzeit.

Der Großmeister Miguel Najdorf, der das Duell als Zuschauer verfolgte, verglich die nächste Partie, die sechste, mit einer Mozart-Symphonie. Fischer baute einen furiosen Angriff auf und verstrickte Spasski in ein Netz, in dem dieser sich hoffnungslos verfing. Fischer ließ später erkennen, dass diese Partie ihm die liebste des gesamten Titelkampfs war. Viele Großmeister wie etwa Larry Evans sahen in dieser Partie bereits die Vorentscheidung für das gesamte Match, so bestechend hatte Bobby gespielt.

Schon tönte Fischer Freunden gegenüber, in zwei Wochen werde er Weltmeister sein. Er wurde geselliger und versuchte sich sogar an trockenem, fast schon britischem Humor. Einmal sah er Anfang August aus dem Panoramafenster seines Hotelzimmers ins graue, kalte nördliche Nichts und scherzte: »Ich mag Island. Ich sollte mal im Sommer wiederkommen.«

Was bisher nicht bekannt war: Regina flog von London nach Island, mit blonder Perücke und modischer Kleidung getarnt, und besuchte Bobby in seinem Hotel. Sie wünschte ihm alles Gute und gratulierte ihm zur fast schon gesicherten Weltmeisterschaft. Sie reiste anonym, weil sie fürchtete, die Neugier der Journalisten auf sie würde ihrem Sohn das Rampenlicht stehlen. Sie übernachtete zwar in Bobbys Suite, ging aber nicht in die Laugardalshöll, um ihn spielen zu sehen, sondern flog gleich wieder nach England zurück.

In vielfacher Hinsicht war die ominöse 13. Partie das Schlüsselspiel der gesamten Begegnung. Als die Partie abgebrochen wurde, war Fischer zwar mit einem Bauern vorn, aber in schwieriger Lage. Er grübelte die ganze Nacht durch, doch es fiel ihm nichts Gutes ein. So spielte er nach

Wiederaufnahme gezwungenermaßen auf ein Remis hin. Bis dem offensichtlich erschöpften Spasski – die Partie dauerte insgesamt neuneinhalb Stunden – beim 69. Zug erneut ein Patzer unterlief. Als Spasski kurz darauf seinen Fehler bemerkte, konnte er kaum mehr aufs Brett schauen, so sehr schmerzte ihn der Anblick. Fischer nahm Spasskis Geschenk natürlich an, zog und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Lange starrte er den Russen grimmig an und musterte dessen Gesichtsausdruck. Lange, lange nahm er seine Augen nicht von Spasski.

Aus Fischers Augen war in der Tat auch ein wenig Mitleid abzulesen, wodurch die Episode zu einer wahrhaft aristotelischen Tragödie wurde: Spasskis Schauer, verbunden mit Fischers Jammer. Endlich zog Spasski, gab aber nach dem 74. Zug auf.

Nach diesem Sieg spielte Fischer eine Zeit lang auf Nummer sicher, um seinen Drei-Punkte-Vorsprung nach Hause zu fahren. Aufgrund dieser untypischen Vorsicht endeten die nächsten sieben Partien (Nummer 14 bis 20) remis.

Nach 20 Partien stand es 11½ zu 8½ für Fischer. Er brauchte daher aus den verbleibenden vier Partien nur noch einen Punkt – zwei Remis oder einen Sieg –, um dem Russen und der Sowjetunion die Schachkrone zu entwinden. Der Titel war ihm praktisch nicht mehr zu nehmen.

Kurz vor der letzten Wettkampfwoche veröffentlichte die sowjetische Delegation eine lange, absurde Erklärung, in der sie Fischer vorwarf, den Weltmeister durch »chemische Substanzen oder elektronische Mittel zu beeinflussen«. Um der Legendenbildung vorzubeugen, prüfte die Polizei Reykjaviks mit Unterstützung durch isländische Wissenschaftler, ob an diesen Vorwürfen irgendetwas dran sei. Man nahm Spasskis Drehstuhl auseinander, durchleuchtete ihn, nahm Proben der Umgebung und analysierte sogar die Luft auf der Bühne. Das Bild, wie ein dicklicher Polizist mit einer leeren Plastiktüte über die Bühne tapste und versuchte, die Luft »einzufangen«, hätte auch aus einer Chaplin-Komödie stammen können. In der Tat enthielt Spasskis Stuhl eine Substanz, die in Fischers ansonsten identischer Sitzgelegenheit fehlte: einen Klumpen Holzspachtelmasse, der bei der Herstellung irgendwie hineingeraten sein musste. Fischer lachte, als er davon hörte, und sagte, er hätte erwartet, dass die Sowjets zu gröberen Mitteln griffen.

Die Durchleuchtung von Spasskis Stuhl wurde unter anderem von Donald Schultz aus Fischers Team überwacht, der auch die Röntgenaufnahme sah. Er sah jedoch auch eine zweite Röntgenaufnahme, auf der der Klumpen plötzlich fehlte. Er wurde den Verdacht nicht los, dass einer der Russen etwas in den Stuhl geschmuggelt hatte, um Bobby zu belasten, es dann aber wieder entfernt hatte, um den Sowjets die Blamage zu ersparen, sie womöglich als Urheber dieses Täuschungsmanövers zu entlarven.

Die Sowjets verlangten außerdem, dass eine Beleuchtungsanlage über der Bühne auseinandergenommen würde, um nachzuprüfen, ob darin ein elektronisches Gerät zur Manipulation Spasskis versteckt war. Ein Polizist schraubte daraufhin die Birne heraus und rief von seiner Leiter herunter, dahinter liege etwas. Russen und Amerikaner liefen prompt zum Fuß der Leiter, als der Polizist mit seiner Entdeckung herabstieg: »Zwei tote Fliegen!«

Damit endete die polizeiliche Ermittlung: Es war peinlich klar geworden, dass die Sowjets angesichts des bevorstehenden Verlusts des Weltmeistertitels nach Vorwänden suchten, um Bobbys Leistung kleinzureden. Die Londoner *Times* fasste den Schach-Zirkus auf humorig pointierte Art zusammen: »Das Ganze begann als Farce von Beckett – *Warten auf Godot*. Dann verwandelte es sich in eine kafkaeske Tragödie. Jetzt geht das Ganze über Kafka hinaus. Vielleicht könnte Strindberg ihm gerecht werden.«

Die 21. Partie begann am 31. August. Fischer spielte mit Schwarz ein herausragendes Endspiel. Als die Partie abgebrochen wurde, sah Fischer wie der sichere Sieger aus. Damit wäre der Weltmeisterschaftskampf beendet gewesen: Bobby brauchte 12½ Punkte, um Spasski zu schlagen und Weltmeister zu werden, und mit einem Sieg hätte er diese magische Zahl erreicht.

Am folgenden Tag traf Harry Benson, einer der Hauptfotografen für *Time Life*, Spasski im Hotel Saga. »Es gibt einen neuen Champion«, sagte Spasski. »Ich bin nicht traurig. Das war ein Sportereignis, und ich habe verloren. Bobby ist der neue Weltmeister. Jetzt muss ich spazieren gehen und ein wenig Luft schnappen.«

Benson fuhr umgehend zum Hotel Loftleiðir und rief Bobby auf dem Haustelefon an. »Sind Sie sicher, dass es offiziell ist?«, fragte Fischer. Als ihm das bestätigt wurde, sagte er: »Nun, danke.«

Um 14.47 Uhr erschien Fischer auf der Bühne der Laugardalshöll, um sein Partieformular zu unterschreiben. Schmid verkündete anschließend offiziell: »Ladies und Gentlemen, Mr. Spasski hat um 12.50 Uhr telefonisch aufgegeben. Dies ist eine bewährte und korrekte Weise. Mr. Fischer hat diese Partie gewonnen, Nummer 21, und damit den gesamten Wettkampf.«

Das Publikum rastete aus. Fischer lächelte, als Schmid ihm die Hand gab, dann nickte er ein wenig unbeholfen ins Publikum und ging ab. Kurz bevor er die Bühne verließ, hielt er kurz inne und blickte über die Menge, als wolle er winken oder etwas sagen. Doch dann verschwand er rasch hinter der Bühne und verließ das Gebäude. Sein Auto, das von seinem Leibwächter Saemi Palsson gefahren wurde, verschwand in einer Menschentraube. Fernseh- und Radioreporter richteten Kameras und Mikrofone auf die geschlossenen Scheiben. Erst unterwegs erlaubte Fischer sich ein breites, bübisches Grinsen. Er war Schachweltmeister.

Zwei Tage später fand zu seinen Ehren ein üppiges Bankett in der Laugardalshöll statt. Boris Spasski war gekommen, ebenso der Schiedsrichter Lothar Schmid und der FIDE-Präsident Dr. Max Euwe. Das Ereignis war schon vor Wochen geplant worden, die Eintrittskarten waren längst vor der entscheidenden Partie ausverkauft gewesen. Über 1000 Gäste kamen (auf dem Schwarzmarkt wurden für die 22 Dollar teuren Karten 75 bis 100 Dollar gezahlt), genossen über Kohle gegrilltes Lamm und Spanferkel. Die Kellner trugen Wikingerhelme, zu trinken gab es »Wikingerblut«, ein kräftiges Gebräu aus Rotwein und Cognac. Auf ebenjener Bühne, auf der Fischer und Spasski zwei Monate lang miteinander gerungen hatten, spielte jetzt ein Orchester, ein eingängiges Potpourri aus *Hoffmanns Erzählungen* und *La Traviata*. Der ganze Abend atmete den Charme europäischer Salons, als befinde man sich im Paris des Jahres 1872.

Doch wo blieb Bobby Fischer? Flüsternd spekulierte der ganze Saal: »Er kommt nicht.« »Er muss kommen; sogar seine Schwester ist hier!« »Das täte er Spasski nie an!« »Er muss noch sein Preisgeld abholen!« »Er ist schon wieder daheim in Brooklyn!« »Er kommt nicht.«

Nach einer Stunde war vom Champion noch immer keine Spur zu sehen. Die Feiernden hatten schon tief in ihre Wikingerblut-Kelche geschaut, da betrat Euwe die Bühne. Das Orchester spielte die FIDE-Hymne »*Gens Una Sumus*«, als plötzlich Bobby auftauchte, in einem maßgeschneiderten braunen Cordanzug. Er setzte sich gleich an den Ehrentisch. Spasski saß zwei Stühle weiter, und schließlich streckte Bobby ihm die Hand zum Gruß entgegen. Euwe bat Fischer wenig später auf die Bühne, legte ihm einen großen Lorbeerkranz um die Schultern und erklärte ihn zum Weltmeister. Dann überreichte er ihm eine Goldmedaille und eine Urkunde. Die Zeremonie dauerte nur wenige Augenblicke.

Bobby inspizierte kurz die Medaille und flüsterte Euwe zu: »Aber da steht mein Name nicht drauf.« Euwe antwortete lächelnd: »Wir wussten ja nicht, ob Sie gewinnen würden!« Ohne ein weiteres Wort kehrte Bobby an seinen Tisch zurück. Euwe indes redete noch ein wenig und kündigte an, dass für künftige Weltmeisterschaften die Regeln geändert werden müssten, großteils aufgrund des riesigen öffentlichen Interesses, das Bobby Fischer am Schachsport erregt habe.

Während Euwes Rede wirkte Bobby gelangweilt und einsam, vielleicht weil über tausend Leute regelmäßig aufsahen und ihn anstarrten. Seine Bekannten blieben dabei scheu auf Distanz. Zwei kräftige Isländer, breit wie Schränke – und beide Schachspieler –, saßen in Bobbys Nähe Wache, und jeder, der auf Bobby zusteuerte, um ein Autogramm zu erbitten, ihm einen Kuss zu geben oder ihn nur zu beglückwünschen, wurde freundlich, aber bestimmt aufgehalten.

Von seinem Platz aus musterte Bobby die Bühne. So also hatten die Zuschauer die beiden Kontrahenten zwei Monate lang gesehen. Bobby hing Tagträumen nach, man kann nur raten, was er wohl gedacht hat. Ging er im Geist einige der Partien gegen Spasski noch einmal durch? Grübelte er über Züge, die er hätte machen sollen? Dachte er nach, wo er besser hätte spielen können? Tadelte er sich für den Zirkus, den er veranstaltet hatte? Für das ewige Gezerre um Geld, Kameras und Licht?

Schließlich gewannen alte Gewohnheiten die Oberhand. Bobby zog seine lederne Taschengarnitur heraus und begann, die letzte Partie durchzugehen. Spasski war zu ihm gerückt und lauschte Bobbys Analyse. Die beiden unterhielten sich ganz ungezwungen, fast schien es, als spielten sie noch immer. »Als Abgabezug hätte ich *das* machen sollen«, sagte Spasski, zog

eine kleine Plastikfigur und erläuterte, warum er so im Spiel geblieben wäre. »Das hätte nichts geändert«, entgegnete Bobby. Dann zeigte er dem Russen alle Varianten, die er während der Spielpause durchdacht hatte. Bald stürzten sich die Großmeister Efim Geller und Robert Byrne ebenfalls ins Gefecht. In einem Wirbel von Händen zogen die vier Männer Figuren über ein Schachbrett kaum größer als eine Karteikarte. In jenem Moment erklang von der Bühne Offenbachs »*Les oiseaux dans la charmille*«. Doch die Schachspieler waren völlig in ihre Analyse versunken.

Schließlich bekam Fischer seine zwei Siegerschecks, einen vom isländischen Schachbund und den anderen von James Slater, dem Millionär, dessen Angebot den Wettkampf in letzter Sekunde gerettet hatte. Bobbys Preisgeld summierte sich auf 153 240 Dollar. Außerdem bekam er ein Sammlerstück, eine großformatige in Leder gebundene Geschichte Islands im Schuber. Guðmundur Thorarinsson jammerte – privat und außer Bobbys Hörweite –, dass der isländische Schachbund mit der Austragung der Weltmeisterschaft einen Verlust von 50 000 Dollar gemacht habe, weil das Geld aus Film- und Fernsehrechten weggefallen sei.

Als Bobby genug von der Party hatte, verzog er sich mit einem Freund, dem argentinischen Schachspieler Miguel Quinteros, durch die Hintertür. Die beiden stürzten sich ins isländische Nachtleben, wo sie hübsche Einheimische aufzugabeln hofften. Beim Aufbruch vergaß Bobby jedoch das isländische Buch, das ihm zur Erinnerung überreicht worden war. Es tauchte nie wieder auf.

Kurz bevor Spasski abreiste, schickte Bobby dem Russen einen freundlichen Brief und eine in Geschenkpapier gepackte Kamera, als Zeichen der Freundschaft. Auch Spasski schien keinen Groll gegen ihn zu hegen, obwohl er natürlich wusste, dass man ihm daheim in Moskau wegen des Verlusts des Weltmeistertitels die Hölle heißmachen würde. Sein letzter Kommentar zu Bobby lautete: »Fischer ist ein Mann der Kunst, ein außergewöhnlicher Mann dieses Jahrhunderts. Ich mag Fischer und glaube ihn zu verstehen.«

Nach Bobbys Landung in New York wartete die Limousine von Bürgermeister Lindsay schon. Fischers Entourage bestand aus seinem Leibwächter Saemi Palsson, dessen Frau und Quinteros. »Es ist toll, wieder in Amerika zu sein«, verriet Bobby den wartenden Reportern – sonst nichts. Der Bürgermeister hatte Bobby eine Konfettiparade den Broadway hinunter

angeboten. Fürwahr eine seltene Ehre, die zuvor Helden wie Charles Lindbergh, Franklin D. Roosevelt und den Apollo-Astronauten zuteil geworden war. Doch Bobby konnte sich für den Vorschlag nicht begeistern. Freunde und Berater mahnten ihn, er sei der bisher und wahrscheinlich für alle Zeiten einzige Schachspieler, der je eine Konfettiparade durch den »Canyon der Helden« bekam. Aber Bobby blieb wie gewohnt stur. »Nein, ich will das nicht«, bekräftigte er. Einer »kleinen« Zeremonie auf den Stufen zum Rathaus stimmte er jedoch zu.

Er bekam Hunderte Glückwunschbriefe und -telegramme. Am stolzesten machte ihn folgender:

> Lieber Bobby,
> Ihr überzeugender Sieg in Reykjavik legt beredt Zeugnis darüber ab, wie perfekt Sie das schwierigste Spiel der Welt beherrschen. Die Weltmeisterschaft, die Sie errungen haben, ist ein großer persönlicher Triumph für Sie. Mit meiner herzlichen Gratulation und besten Wünschen für die Zukunft reihe ich mich freudig in die lange Reihe Ihrer Mitbürger an, die Ihnen ebenfalls alles Gute wünschen.
>
> Mit freundlichen Grüßen
> Richard Nixon

Die »kleine« Feier in New York entpuppte sich als »Bobby-Fischer-Tag«. Über 1000 Gratulanten waren an den Rathausstufen zusammengekommen. Bürgermeister Lindsay überreichte Bobby eine Goldmedaille (und nicht den goldenen Schlüssel zur Stadt, wie fälschlicherweise geschrieben wurde) und erklärte ihn zum »größten aller Meister«. Viele Freunde Bobbys waren gekommen, darunter Jack und Ethel Collins, Edmar Mednis, Paul Marshall (Bobbys Anwalt) und seine Frau Betty sowie Sam Sloan. Diesmal hielt Bobby bereitwillig eine Rede. »Ich möchte ein übles Gerücht dementieren, das die Runde macht. Ich glaube, Moskau hat es gestreut. Es stimmt nicht, dass Henry Kissinger mich am Abend angerufen und mir die besten Züge verraten hat.« Das Publikum grölte. Er fuhr fort: »Ich hätte nie geglaubt, den Tag zu erleben, an dem Schach bei uns die Titelseiten beherrscht – und in der *Prawda* nur einen Absatz bekommt.« An jenem Tag war Bobby nicht griesgrämig wie sonst, sondern liebenswürdig, witzig und bereit, zahllose

Autogramme zu geben. In einem Mammut-Kommentar fasste die *New York Times* zusammen, was ihm gelungen war:

> Fischer hat mehr erreicht, als nur den Weltmeistertitel zu erringen, den er schon so lange verdient zu haben glaubte. Er hat Image und Status des Schachspiels in den Köpfen von Millionen Menschen verändert. Über Nacht hat sich die Zuschauerzahl im Schachsport vervielfacht, ebenso die Zahl aktiver Spieler … In einem weiteren Zusammenhang hat der Weltmeisterschaftskampf Spasski–Fischer einzigartige politische Bedeutung … Er schuf eine Atmosphäre, in der, allen Anspannungen zum Trotz, die sowjetisch-amerikanischen Beziehungen eine breitere Basis bekamen.

Fischer, der Held des Kalten Krieges, reiste nach New Jersey und quartierte sich vorübergehend bei seinem Anwalt Paul Marshall ein. Die Medien belagerten ihn eine Zeit lang derartig, dass Marshall vorübergehend einen Leibwächter vor seinem prächtigen Haus postieren musste, um die Horden in Schach zu halten.

11. KAPITEL
DIE JAHRE DER WILDNIS

Lange hatte Bobby Fischer sein Ziel, die Schachkrone zu erringen, derart besessen und in fast mönchischer Abgeschiedenheit verfolgt, dass ihm kaum Zeit für Frauen geblieben war. (Allerdings lebte er auch nicht völlig keusch.) Als er 1973 nach Los Angeles zurück zog, hatte er also einiges nachzuholen. Er erklärte: »Ich will Frauen treffen. Lebenslustige Frauen mit großen Brüsten.« Er war 29 Jahre alt und hatte zwar ein paar kurze Affären gehabt, aber nie echte Liebe erlebt. Jetzt wollte er sein Leben neu anfangen, mit der Siegprämie aus Reykjavik und in einer neuen Wohnung, die ihm die Weltweite Kirche Gottes für günstige 200 Dollar monatlich zur Verfügung stellte. Er beschloss, mal was anderes zu lesen als Schachmagazine, viel Geld zu verdienen, seine Bibelstudien fortzusetzen und vielleicht eine Frau zu treffen, in die er sich verlieben konnte. Aus alldem spricht ein dringendes Bedürfnis, den Gefühlen und dem Glauben wieder mehr Platz in seinem Leben zu verschaffen.

Allerdings verwandelte sich Bobby nicht über Nacht in einen umgänglichen Sonnenschein. Sein gespanntes Verhältnis zur Presse sorgte immer wieder für Probleme, er hatte sich mit ein paar amerikanischen Schachfunktionären überworfen (mit Edmondson, dem leitenden Direktor des Schachbunds, redete er nicht mehr), und schon in naher Zukunft würden die Sowjets, wie er fürchtete, vor nichts zurückschrecken, um die erlittene Scharte auszuwetzen.

Nach Reykjavik gönnte sich Bobby etwa ein Jahr lang Urlaub. Danach versuchte er, seinen Ruhm in Geld umzumünzen, natürlich immer zu seinen Bedingungen. Zusammen mit Stanley Rader, dem Hauptanwalt der

Weltweiten Kirche Gottes, rief er im August 1973 zu einer Pressekonferenz. Rader war Armstrongs engster Berater und verdiente sich mit der Sekte eine goldene Nase. Bobby war von Raders Reichtum schwer beeindruckt: Ferrari, Limousine mit Chauffeur, palastartiges Herrenhaus in Beverly Hills, Privatjet. Rader verwaltete die 70 Millionen Dollar Gewinn, die die Sekte jedes Jahr abwarf. Haupteinnahmequelle war der »Zehnte« der Mitglieder. Bobby selbst hatte der Kirche mehr als 60 000 Dollar aus seinem isländischen Preisgeld gespendet, insgesamt führte er fast 100 000 Dollar an sie ab.

Dutzende Journalisten und Fotografen hatten sich zur Pressekonferenz in Raders Wohnzimmer eingefunden. Unmittelbar nach Reykjavik war Bobby zwar zweimal im Fernsehen aufgetreten, doch seitdem war er fast zwölf Monate abgetaucht. Schon hatten sich Wörter wie »Eremit« in die Berichterstattung über ihn geschlichen. Nur wenige Tage nach seinem Triumph in Island hatte gar ein Artikel in der *New York Times* unter der Überschrift NEUER CHAMPION NOCH IMMER EIN RÄTSEL darüber spekuliert, ob Bobby je wieder spielen würde. Die Nachrichtenagentur Associated Press schlug in die gleiche Kerbe mit ihrer Meldung BOBBY FISCHER VERZICHTET AUF RUHM UND REICHTUM. ZIEHT SICH ZURÜCK. Dabei plante Bobby zu jenem Zeitpunkt keineswegs, sich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen. Nur wollte er sich in erster Linie um persönliche Dinge kümmern, die er jahrelang vernachlässigt hatte. Seinen Titel würde er erst nach drei Jahren verteidigen müssen. Klar, die Öffentlichkeit hätte Bobby gerne wieder am Brett gesehen, doch nach dem Gewinn der Weltmeisterschaft darf man sich schon mal ein Jahr Pause gönnen.

Bei der Pressekonferenz redete vornehmlich Rader, das konnte er. Bobby stand ein wenig nervös daneben. Während der Konferenz machten die Fotografen Bilder; bei jedem Blitz verzog Bobby genervt das Gesicht. Mit sonorer Stimme verkündete Rader, dass Fischer bald wieder zu den 64 Feldern und 32 Figuren zurückkehren werde … recht bald. »Wir bereiten gerade eine Reihe von Veranstaltungen für Anfang nächsten Jahres vor. Wir erwägen einen Schaukampf, bei dem Bobby gegen das gesamte niederländische Olympiateam *simultan* antritt. Ein Reporter warf eine Frage dazwischen: »Wie sieht’s mit einer Revanche für den Exweltmeister aus?« Rader und Bobby tauschten einen kurzen Blick, dann antwortete der

Anwalt: »Das ist eine Möglichkeit.« Der Reporter hakte sofort nach: »Würde der Wettkampf unter der Autorität des Weltschachbundes stattfinden?« Rader: »Eher nicht, das wird aber noch diskutiert.« Rader erwähnte ebenfalls eine mögliche Tour durch die Sowjetunion und Südamerika.

Jetzt wandten sich die Reporter direkt an Fischer. Eine der ersten Fragen lautete: »Was haben Sie das letzte Jahr getan?« Bobby antwortete mundfaul: »Na ja, ich habe gelesen, Sport getrieben, einige Partien nachgespielt, so Zeug.« Es folgten ein paar allgemeine Fragen, die Bobby knapp und souverän beantwortete. Dann fragte jemand, ob er in einer von der Kirche subventionierten Wohnung lebe. »Das ist Privatsache«, beschied Bobby daraufhin. »Persönliche Fragen werde ich nicht beantworten.« Ein Reporter fragte ihn, ob Las Vegas ihm tatsächlich eine Million Dollar für einen Wettkampf gegen Spasski geboten habe. Rader antwortete: »Nein, das Las-Vegas-Angebot ging nicht über eine Million. Das hieß es zwar anfangs, doch am Ende wäre weniger herausgekommen. Und bei weniger als einer Million macht Bobby nicht mit.«

Rader betonte, dass unabhängig von allen inoffiziellen Wettkämpfen der nächste Weltmeisterschaftskampf 1975 stattfinden würde; bei dem werde Bobby gegen den Herausforderer antreten, der sich über das Kandidatensystem qualifiziert habe. »Wenn er seinen Titel 1975 verteidigt«, fügte Rader an, »rollt der Rubel.«

»Das war alles, Gentlemen. Danke«, schloss Rader dann, und Bobby hastete davon. Die Reporter sahen sich verdutzt an. War das alles gewesen? Im Grunde hatten sie nichts Konkretes erfahren, entsprechend spärlich fiel die Berichterstattung aus.

Rader half Bobby natürlich nicht aus reiner Freundlichkeit: Wenn Bobby Millionen verdiente und weiter so großzügig seinen »Zehnten« abführte, würde er zu einem der größten Spender seiner Kirche. Und Publicity für Bobby bedeutete immer auch Publicity für die Weltweite Kirche Gottes.

Bobby wurde mit attraktiven Angeboten geradezu bombardiert, fand jedoch an allem etwas auszusetzen:

Warner Bros. bot ihm eine Million Dollar für einen Schachkurs auf Platten. Bobby verlangte, die Texte selbst zu sprechen. Das von Larry Evans verfasste Skript wurde schon in mehrere Sprachen übersetzt und in Lautschrift dargestellt, damit Bobby es vorlesen konnte. Leider stellte sich

nach einer Pilotaufnahme heraus, dass Bobby den Klang seiner Stimme nicht mochte. Einen professionellen Sprecher als Ersatz lehnte er ebenfalls ab. Am Ende ließ er das ganze Projekt platzen.

Ein Unternehmer toppte das Angebot der Hilton Corporation für ein Match Fischer–Spasski. Für einen Wettkampf in Las Vegas hatte Hilton eine Million Dollar geboten – der Unternehmer erhöhte die Summe auf 1,5 Millionen, wenn die zwei Männer in seinem Heimatstaat Texas anträten. Es wurde nichts daraus.

Ein Verlag bot Bobby Presseberichten zufolge ein »kleines Vermögen« für ein Buch über den Titelkampf. Bobby lehnte auch dies ab.

Ein Fernsehproduzent wollte ihn für eine Reihe von Schachfilmen engagieren, die weltweit vertrieben werden sollten. Es kam nie zu einer Einigung.

Bobby bekam ein Angebot über 75 000 Dollar plus weitere Lizenzgebühren plus ein neues Auto, wenn er in einem Werbespot sagte, dass er ausschließlich ein bestimmtes Auto fahre. Da er nur dieses Auto besessen hätte, wäre das sogar wahr gewesen. Er lehnte allerdings ab.

Das fantastischste Angebot bekam Fischer 1974, unmittelbar nach dem Boxkampf Muhammad Ali gegen George Foreman in Zaire (berühmt geworden als »Rumble in the Jungle«): Die Regierung von Zaire bot Bobby fünf Millionen Dollar für einen einmonatigen Wettkampf gegen Karpow. Bobbys Antwort: »Wie können die es wagen, mir fünf Millionen Dollar für einen einmonatigen Wettkampf anzubieten? Ali hat für einen Abend doppelt so viel bekommen!« (Hat er nicht.) Nach dem Boxkampf im Dschungel hatte Ali angefangen, sich »der Größte« zu nennen. Auch daran störte sich Bobby. »Ali hat mir das gestohlen«, klagte er. »Ich habe mich im Fernsehen als ›den Größten‹ bezeichnet, bevor er das tat.«

Ein Angebot nahm Bobby an, allerdings brachte ihm das keine Millionen ein, sondern nur Peanuts. Er wurde als Ehrengast zum Ersten Internationalen Schachturnier auf den Philippinen 1973 eingeladen, man bezahlte ihm alle Spesen und 20 000 Dollar. Einen Monat lang wohnte er im Tropical Palace Resort Hotel am Rande von Manila, auf dem Turnier machte er den zeremoniellen ersten Zug und spielte eine Spaßpartie gegen

Präsident Marcos – die nach acht Zügen mit einem vereinbarten Remis endete.

Journalisten fragten Fischer dann, warum er ausgerechnet dieses Angebot angenommen habe und nicht ähnliche Offerten anderer Veranstalter. »Ich war 1967 hier«, sagte er. »Damals war ich noch kein Weltmeister, aber sie behandelten mich wie einen.« Während Bobbys Aufenthalts 1973 stand ihm der Schachspieler Casto Abundo als »Freitag« zur Seite (so Abundo) und berichtete später, Bobby habe jede Nacht über dem Schachbrett gegrübelt, schon in Vorbereitung des nächsten Titelkampfs. Hinterher, so um drei Uhr morgens, habe er lange Spaziergänge gemacht und sei nicht vor vier ins Bett gegangen. Filmaufnahmen aus jener Zeit zeigen Bobby auf dem Höhepunkt seines Glücks. Er trug die landestypischen weißen *Barong Tagalog*-Hemden, oft mit Blütenkette; er sah fit und gut aus und lächelte unentwegt. Die Filipinos liebten ihn, Präsident Marcos empfing ihn im Palast und auf seiner Yacht, seine Frau Imelda aß mit ihm zu Mittag, und junge Frauen umschwirrten ihn wie einen Filmstar. Bei einem Zwischenstopp in Bangkok hatte Bobby einige Kassetten mit thailändischer Musik gekauft, die er nachts immer und immer wieder hörte, während er über Schachproblemen grübelte. Als er mit dem Schiff in die Vereinigten Staaten zurückfuhr, liebte er die Philippinen noch mehr als zuvor.

Paul Marshall, Bobbys Anwalt in den Verhandlungen um den Weltmeisterschaftskampf in Reykjavik, sagte einmal: Als Bobby von Island zurückgekommen sei, habe er Angebote über mehr als zehn Millionen Dollar vorliegen gehabt. Doch er habe alle abgelehnt. Dabei interessierte sich Bobby doch unleugbar für Geld. Warum verhielt er sich so merkwürdig? Darüber wurden die verschiedensten Vermutungen angestellt. Ein Freund kreidete es Bobbys Unersättlichkeit an: »Wenn ihm jemand eine Million anbietet, glaubt Bobby, da wäre eine Menge mehr zu holen, und will alles.« Der Großmeister Larry Evans bevorzugte eine neutralere Erklärung: »Ich glaube, er findet es unter seiner Würde, seinen Namen für irgendetwas herzugeben.« George Koltanowski, ein Internationaler Meister, vermutete, Bobby habe derart gefürchtet, übers Ohr gehauen zu werden, dass er sich auf gar nichts einließ. »Das darf man Verfolgungswahn nennen.« Bobby brachte diese Einstellung selbst am besten auf den Punkt: »Leute versuchen mich auszunutzen. Doch an mir wird keiner einen

Groschen verdienen!« Leider verdiente er umgekehrt aber auch keinen Groschen an ihnen.

Das ganze geschäftliche Hin und Her – Angebote, Vorbesprechungen, Verhandlungen, Zusagen, gefolgt von Absagen – ist Bobby anzukreiden. Die Weltweite Kirche Gottes hätte ihn gerne wieder mehr im Rampenlicht gesehen, aber offenbar reichte ihr Einfluss auf Bobby dafür nicht aus. Auch die Versuche der Sekte, Bobby mit jungen, attraktiven Frauen aus der Kirche zu verkuppeln, scheiterten allesamt: Da die Sekte vor der Ehe keine Intimitäten gestattete, verlor Bobby schnell das Interesse. Nach Verabredungen mit acht »Kandidatinnen«, bei denen es jedes Mal gleich keusch zuging, gab Bobby es auf, in der Kirchengemeinde nach möglichen Partnerinnen zu suchen.

Sein Verhältnis zu der Sekte war immer ein wenig zwiespältig. Bobby war nie von Armstrong oder einem seiner Priester durch vollständiges Eintauchen in Wasser getauft worden, er wurde also nie vollwertiges Mitglied. Entsprechend bezeichnete man ihn in der Sekte gelegentlich als »Mit-Arbeiter« oder, weniger höflich, als »Zaungast«. Zahlreiche Regeln der Sekte erschienen Bobby sogar lächerlich, weshalb er sich weigerte, sie zu befolgen. Verboten war: Hardrock oder Soul anzuhören; Filme anzusehen, die für Kinder unter zehn Jahren verboten waren; Freundschaften und Verabredungen mit Nicht-Gemeindemitgliedern; vorehelicher Sex.

Doch obwohl Bobby sich weigerte, allen Vorgaben seiner Sekte zu folgen, kreiste sein Leben doch um sie. Er besuchte einen anspruchsvollen Bibelkurs, obwohl der eigentlich ausschließlich für Gemeindemitglieder war (für Bobby machte die Kirche eine Ausnahme), er besprach persönliche und finanzielle Angelegenheiten mit Rader und Armstrong, er setzte sich ausgiebig mit den Lehren der Kirche auseinander und betete täglich mindestens eine Stunde. Einmal fuhr Bobby mit seinem Freund Bernard Zuckerman durch Manhattan. Das Gespräch kam auf Satan, und Zuckerman reagierte flapsig: »Satan? Warum stellst du ihn mir nicht vor?« Bobby war schockiert. »Was? Glaubst du nicht an Satan?«

Als Großspender der Kirche genoss Bobby Privilegien, die sonst nur hochrangigen Mitgliedern zustanden. Gelegentlich durfte er einen Privatjet oder eine Limousine mit Chauffeur benutzen, er erhielt Einladungen zu exklusiven Partys, Konzerten und Dinners und wurde einer endlosen Parade

von klugen, schönen – und leider keuschen – Frauen vorgestellt. Er bekam auch Zugang zum eigenen Fitnesstrainer der Kirche, Harry Sneider. Der ehemalige Champion im Gewichtheben nahm Bobby unter seine Fittiche und trainierte mit ihm Schwimmen, Gewichtheben, Tennis und Fußball. Die zwei freundeten sich an.

Mit dem gleichen Eifer, mit dem Bobby sich früher Schachwissen angeeignet hatte, erweiterte er jetzt seine Allgemeinbildung. Die Bücherei des zur Weltweiten Kirche Gottes gehörenden Ambassador College nutzte ihm dabei allerdings wenig: Sie enthielt nur Bücher zu Religion und Theologie. Bobby wollte andere Meinungen kennenlernen und neue Gebiete erkunden. Nachdem er überdies erfahren hatte, dass in der College-Bibliothek Insektizid gegen Termiten versprüht worden war, betrat er sie nie wieder.

Botwinnik mag recht gehabt haben, als er Bobby einen Mangel an Kultur und Bildung vorwarf. Doch Bobby war entschlossen, diesen Mangel zu beheben. Er wurde zum echten Bücherwurm. Erst plünderte er die Buchläden in Pasadena, und als er dort nichts Neues mehr fand, fuhr er mit dem Bus ins nahe Los Angeles und durchkämmte dort die Regale der Buchhandlungen.

Über die Wurzeln von Fischers wachsendem Judenhass gibt es zahlreiche Theorien. Waren sie in seiner Kindheit zu suchen, bei seiner (nominell) jüdischen Mutter und ihren jüdischen Freunden? In seiner Feindschaft gegen die vornehmlich jüdische amerikanische Schachstiftung? Oder setzte sein Antisemitismus erst ein, als er sich mit Stanley Rader überworfen hatte? (Rader gehörte zwar der Weltweiten Kirche Gottes an, war als Kind aber jüdisch erzogen worden.) Beeinflusste ihn Forry Laucks mit seinen Naziparolen? Oder stieß er in Büchern, die er in seiner Zeit in Kalifornien verschlang, auf diese Ideen? Vielleicht spielten alle diese Faktoren eine Rolle.

In seinem Buch *The Wicked Son* beschreibt der Pulitzerpreisträger David Mamet den prototypischen sich selbst hassenden Juden. Seine – durchaus diskussionswürdige – Beschreibung könnte auch auf Bobby passen: »Der Judenhasser beginnt mit einer Behauptung, die ihn erhebt und beruhigt.

Dass es nämlich eine Kraft des Bösen gibt, die er rühmlicherweise entdeckt und mutig benannt hat. Indem er sich ihr entgegenstellt, verdient er höchstes Lob. Man triumphiert über das Böse und wird so ein Gott, ohne weitere Anstrengung. Man muss nur seine eigene Göttlichkeit akzeptieren. In Ignoranz der Praktiken seines Stammes zieht es den Glaubensabtrünnigen zu denjenigen, die er als *anders* betrachtet. Wie ein Halbwüchsiger glaubt er, dass die Andersartigkeit an sich schon verdienstvoll sei. Aber diese neuen Gruppen sind für den Glaubensabtrünnigen nur anziehend, weil sie fremd sind.«

Aber das *Andere* ist auch nicht perfekt, wie Bobby schließlich feststellen musste. Auch von der Weltweiten Kirche Gottes wandte er sich enttäuscht ab. Herbert W. Armstrong hatte für 1972 nämlich eine globale Katastrophe und die Wiederkunft des Messias prophezeit. Ende 1973 verriet Bobby den Autoren des *Ambassador Report,* der sehr kritisch über die Sekte berichtete, Folgendes: »Der Knackpunkt waren für mich die unerfüllten Prophezeiungen … Sie haben mir gezeigt, dass Armstrong schlicht ein Schwindler ist … Ich dachte, ›Das ist nicht in Ordnung. Ich habe ihnen so viel Geld gegeben. Seit Jahren erzählte man mir das [dass die Weltweite Kirche Gottes 1972 an einen sicheren Ort fliehen würde]. Und jetzt streitet er regelrecht ab, es je gesagt zu haben, wenn er es doch hundert Mal gesagt hat.‹ … Hat sich die Prophezeiung erfüllt? Ach was, Armstrong ist ein Fleisch gewordener Elmer Gantry. Wenn Gantry der Elias der religiösen Schwindler war, ist Armstrong ihr Christus. Keine Chance, dass er wirklich Gottes Prophet ist. Entweder Gott ist ein Masochist und lässt sich gerne zum Narren machen, oder Herbert Armstrong ist ein falscher Prophet.«

Kaum dass er sich versah, war Bobbys Preisgeld aus Reykjavik dahingeschmolzen, während Rader und Armstrong in der Weltgeschichte umherjetteten, feudale Partys gaben und Geschenke an Politiker verteilten. »Das Ganze ist so krank«, schimpfte Bobby.

Im Zentrum von Los Angeles stieß Bobby in einem modernen Antiquariat auf ein staubiges altes Buch namens *Die Protokolle der Weisen von Zion*. Diese unsägliche Hetzschrift aus dem Jahr 1905 gibt vor, den jüdischen Plan zur Unterjochung der ganzen Welt darzustellen. Bis heute finden sich Menschen, die dumm und rassistisch genug sind, diesen ausgekochten Unfug für ein *Sachbuch* zu halten. Um den Judenhass zu befeuern, hetzt das *Protokoll* gegen Nichtjuden. Es geißelt die »unendliche Niedertracht der

nichtjüdischen Völker … die vor der Macht kriechen, aber gegen die Schwachen unbarmherzig sind, die Vergehen unerbittlich bestrafen, Verbrecher dagegen nachsichtig beurteilen, die Widersprüche einer freien Gesellschaftsordnung nicht hinnehmen wollen, aber geduldig bis zum Märtyrertum eine von kühner Herrschsucht ausgehende Vergewaltigung ertragen.«

Bei Bobby trafen die *Protokolle* einen Nerv, sie bestätigten sein Weltbild. Mehreren Freunden schickte er Exemplare des Buches. Einem schrieb er: »Ich studierte die *Protokolle* ganz genau. Ich glaube, jeder, der sie leichtfertig als Fälschung, Schwindel usw. abtut, macht sich etwas vor, kennt die Juden nicht oder ist ein Heuchler!« 1973 veröffentlichte auch einer der militantesten Antisemiten und Rassisten der Vereinigten Staaten, Ben Klassen, sein erstes Buch, *Nature's Eternal Religion* (Die ewige Religion der Natur). Bobby hatte zwar nicht viel gegen Schwarze, aber Klassens Theorien über Juden gefielen ihm. Er schrieb: »Das Buch belegt, dass selbst das Christentum ein jüdischer Schwindel ist, ein weiteres Werkzeug zur Unterjochung der Welt.« So wie Regina ihr ganzes Leben für verschiedene – fortschrittliche und menschenfreundliche – Anliegen missioniert hatte, wurde jetzt Bobby zum Missionar. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Bobby war so verblendet, dass er die *Protokolle* und *Nature's Eternal Religion* sogar an Jack und Ethel Collins schickte.

Auch vom christlichen Glauben wendete Bobby sich nach seinem Bruch mit der Weltweiten Kirche Gottes ab. Er distanzierte sich von der Bibel, die doch das Fundament seines ganzen Glaubenssystems gewesen war. Die Idee, dass Gott in menschlicher Gestalt auf der Erde erscheint und dann 2000 Jahre lang »abtaucht«, kam Bobby jetzt »unglaublich und unlogisch« vor.

Gegenüber allen, die anders dachten als er, wurde Bobby immer unduldsamer. Gleichzeitig zitierte er gern aus einem Lied von Les Crane, dessen Text besang, dass jeder im Universum ein Daseinsrecht habe. Der Widerspruch zwischen der sanften Toleranz des Liedtextes und seiner wachsenden Intoleranz fiel Bobby offenbar gar nicht auf.

Die Geschwister Collins wussten nicht recht, wie sie mit Bobby und seinen neuen Überzeugungen umgehen sollten: Wenn alle ein Daseinsrecht hatten, warum hetzte Bobby dann gegen Juden? Später schickte Bobby den Geschwistern noch eine weitere Hasstirade, *Secret World Government* von

Generalmajor Graf Cherep-Spiridovich. Juden seien Satanisten, behauptet das Buch, und hätten sich verschworen, die Weltherrschaft an sich zu reißen. Bobby erkundigte sich brieflich: »Haben euch die Bücher gefallen, die ich euch geschickt habe?« Jack Collins schwieg höflich.

Bobby hatte einen komplexen Charakter. Hauptsächlich las er zwar Hetzschriften, aber eben auch anderes, wie etwa Dag Hammarskjölds kluge Sammlung von Aphorismen und Gedichten, *Zeichen am Weg,* oder Eric Hoffers *The True Believer*, das die psychologischen Gründe für Fanatismus beleuchtet. Bobby lernte aus dem Buch: »Die größte Gefahr für autoritäre Organisationen wie die Weltweite Kirche Gottes entsteht dann, wenn ihr Griff sich ein wenig lockert, wenn sie den Leuten mehr Freiheit lassen. Dann verlieren die Gläubigen ihre Angst. Die meisten Menschen sind wie Schafe und brauchen die Unterstützung der Herde.«

Obwohl Bobby durchaus anerkannte, dass bestimmte linke Ansichten zutrafen, schien sich sein Herz der Welt gegenüber zu verhärten und verlor sein Mitgefühl für notleidende Menschen. Zu jener Zeit las er auch Nietzsche und ließ sich von *Der Antichrist* und *Also sprach Zarathustra* beeinflussen. Der deutsche Philosoph hatte zwar das Christentum gehasst – Jesus nannte er einen Idioten –, war allerdings entschieden nicht antisemitisch gewesen. Davon ließ Bobby sich nicht beirren.

Regina sah, dass Bobby in eine Welt rassischer und religiöser Vorurteile abglitt. Als er sich weigerte, seinem offiziellen Vater, Hans Gerhardt Fischer, und dessen Familie finanziell auszuhelfen, nachdem sie wegen politischer Aktivitäten in Südamerika vorübergehend verhaftet worden waren und nach Frankreich fliehen mussten, schrieb Regina ihm einen gepfefferten Brief:

> Ich war wirklich schockiert, dass du dich geweigert hast, etwas zu unternehmen oder die Sache nur zu besprechen … Wie kann man nur tatenlos zusehen, wie jemand untergeht! Das schadet auch dem Untätigen. Es dauert länger, aber auch der Zuseher geht zugrunde, Stück für Stück, aufgefressen vom eigenen Gewissen. Je größer der Verstand und das Talent eines Menschen, desto größer die Verheerung. Eine dumme, grobe Person leidet vielleicht nicht weiter, sie erkennt vielleicht nicht, wie unwürdig sie sich verhält. Wenn du glaubst, ich denke mir das aus, lies Hawthornes *Der scharlachrote Buchstabe* … Enttäusche nicht

die Millionen Menschen, die dich als Genie betrachten und als leuchtendes Beispiel. Du hast es nicht leicht. Aber selbst wenn du völlig unbekannt wärst: Heutzutage ist es echt anstrengend, ein anständiger Mensch zu bleiben. Es ist einfacher, die Augen zu verschließen. Das haben die Leute in Nazideutschland gemacht, während Menschen gefoltert und ermordet wurden und Kinder vergast wurden wie Ungeziefer. Es war bequemer für die Leute, das Thema totzuschweigen, denn sonst hätte sich ihr Gewissen geregt.
Sei mir nicht böse wegen dem Brief. Vergiss nicht, was du auch tust, was immer passiert, ich bleibe deine Mutter. Es gibt nichts, das ich dir abschlagen würde, wenn du es bräuchtest, und daran wird sich nie etwas ändern.

In Liebe
Mutter

Es wurde gemunkelt, Bobby habe sich mit seiner Mutter überworfen. Doch das stimmte nicht. Fischer verprellte zwar Freunde, wie etwa Jack und Ethel Collins, die ihm wie Großeltern gewesen waren, aber seiner Mutter blieb er verbunden, das kann man an ihrer Korrespondenz ablesen. Die zwei waren zwar unterschiedlicher Meinung, aber das sollte nicht zwischen ihnen stehen.

In jener Phase bestand Bobbys Leben allerdings nicht nur aus theologischen, politischen und philosophischen Gedankenspielen. Es gab auch juristische Kämpfe auszufechten.

Der alte Spruch »Reden ist billig – bis du einen Anwalt anheuerst« galt für Bobby indes nicht, da sogar zwei renommierte Anwälte gratis für ihn arbeiteten. Auch wenn er über die Weltweite Kirche Gottes schimpfte, nutzte er ihre Ressourcen doch gerne weiter. Und so verwendete er Stanley Rader als seinen »örtlichen« Anwalt in Kalifornien, während Paul Marshall sich in New York um alles kümmerte, was noch mit dem Weltmeisterschaftskampf von 1972 zu tun hatte.

1973 erschien ein 64-seitiges Büchlein, *Weltmeisterschaft 1972, Boris Spasski gegen Bobby Fischer. Offizielles Gedenkprogramm des isländischen Schachbunds*, mit einem Abriss der Partien, Kommentaren von Gligorić und Geschichten um den Weltmeisterschaftskampf. Bobby kam darin nicht gut weg. Rader und Marshall erwogen beide eine Klage, da Bobby das Buch

nicht autorisiert hatte, sein Name im Titel aber implizierte, dass er mitgewirkt habe. Außerdem wurden weder er noch Spasski an den Einnahmen beteiligt. Mit einer einstweiligen Verfügung erwirkte Marshall immerhin einen Verkaufsstopp des Büchleins in den USA. Wie viele Exemplare bis zu jenem Zeitpunkt schon über den Ladentisch gegangen waren, bleibt allerdings unklar.

Als Nächstes kündigte ein Verlag für 1974 ein Buch mit dem Titel *Bobby Fischer gegen den Rest der Welt* an. Der Autor: Brad Darrach, der Journalist, der für *Life* vom Titelkampf berichtet und exklusiven Zugang zu Bobby bekommen hatte. Marshall prüfte, ob man die Veröffentlichung stoppen könne, denn Bobby zufolge hatte Darrach sein Versprechen gebrochen, nur Artikel über Bobby zu schreiben, aber kein Buch.

Marshall sah jedoch kaum Chancen, die Veröffentlichung des Buches gerichtlich zu untersagen. Erst nach Erscheinen habe eine Klage Erfolgsaussichten, insbesondere wenn Darrach sich darin der Verleumdung oder einer Verletzung der Privatsphäre schuldig machen sollte. Gegen Marshalls Rat zog Bobby dennoch gleich vor Gericht – und verlor. Der Richter schmetterte die Klage ab, weil es keinerlei Belege für die von Bobby erhobenen Vorwürfe gab.

Das dritte juristische Problem bestand darin, dass Bobby von Chester Fox verklagt wurde, weil er die Aufnahmen beim Wettkampf in Island verhindert hatte. Mehrfach war Bobby aufgefordert worden, sich zu der Sache zu äußern, doch er stellte sich tot. So zog sich der Fall hin.

Während er auf eine Klärung dieser Streitigkeiten wartete, begann Bobby schließlich mit der Vorbereitung auf die geplante Titelverteidigung im folgenden Jahr.

♝

Sein Gegner würde Anatoli Karpow sein, ein bleicher, klein gewachsener, schmächtiger 23-jähriger Wirtschaftsstudent aus der russischen Provinz. Wie sollte er es mit Bobby Fischer aufnehmen, dem 32-jährigen Ex-Wunderkind aus Brooklyn, dem amtierenden Weltmeister mit der Physis eines Athleten und dem Selbstbewusstsein eines Königs? Doch Karpow hatte sich als Herausforderer durchgesetzt. In den drei Runden des Kandidatenwettkampfs hatte er 46 schwere Partien gespielt und nur drei

verloren. Verglichen mit Bobby im gleichen Alter war Karpow ihm in seiner Schachkunst um mehrere Jahre voraus. Viele Schachspieler – auch außerhalb der Sowjetunion – prophezeiten, er werde mit wachsender Reife sogar noch besser als Bobby Fischer. Botwinnik, Bobbys ehemaliger Erzfeind, war Karpows Lehrer.

In der Hoffnung, dass der Titelkampf ähnlich hohe Wellen schlagen würde wie der 1972 in Reykjavik, bewarben sich Städte in aller Welt als Austragungsort. Manila toppte alle, mit einem atemberaubenden Angebot über fünf Millionen Dollar Preisgeld. Wäre das Match zustande gekommen, wäre es eines der höchstdotierten Sportereignisse aller Zeiten geworden (wenn man Schach denn als Sport betrachtete). Es gab nur einen Haken: Bobby Fischer.

Bobby beantragte nämlich bei der FIDE, die Regeln für den Titelkampf zu ändern. Bisher wurde der Weltmeister in maximal 24 Partien ermittelt, aus denen der Titelverteidiger zwölf Punkte brauchte. Bobby schlug vor, zukünftig nur noch Siege zu werten; wer als Erstes zehn Partien gewonnen hätte, wäre neuer Weltmeister. Remis sollten nicht zählen, und im Fall eines Gleichstands bei 9 zu 9 würde der amtierende Weltmeister seinen Titel behalten. Der Nachteil des Vorschlags: Der Titelkampf konnte sich ewig hinziehen, weil Remis nicht in die Wertung eingingen.

Die FIDE stimmte zwar der Idee mit den zehn gewonnenen Partien zu, lehnte die 9-zu-9-Regel jedoch ab. Außerdem begrenzte sie die Zahl der Partien auf maximal 36, was Bobby lachhaft niedrig fand. In seinen Augen war das ein ganz fauler Kompromiss. Bobby führte an, in seinem System würde es weniger Remis geben, und die Spieler würden größere Risiken eingehen, um Siege einzufahren, statt halbe Punkte zu hamstern.

Fischer teilte dem Außerordentlichen Rat der FIDE in den Niederlanden mit, dass seine Änderungswünsche »nicht verhandelbar« seien. In *Chess Life & Review* erklärte Bobby, dass seine Idee nichts Neues, Unerhörtes war: »Steinitz, Tschigorin, Lasker (auch), Gunsberg, Zukertort … sie alle spielten auf zehn Gewinnpartien um den Titel (gelegentlich mit der 9-zu-9-Klausel). Die Idee dahinter ist, die Spieler zu Höchstleistungen anzustacheln und den Zuschauern ein Spektakel zu bieten.«

Colonel Edmund B. Edmondson, der geschäftsführende Direktor des amerikanischen Schachbunds, versuchte vergeblich, einen Kompromiss auszuhandeln. (Eine ausführliche Darstellung darüber, was alles versucht

wurde, um den Titelkampf Fischer–Karpow zu ermöglichen, würde ein eigenes Buch füllen.) Doch alles war letztlich vergeblich, keine Seite wollte nachgeben.

Fischer beharrte darauf: Entweder die FIDE änderte die Regeln, oder er würde nicht antreten. Seinen Freunden gegenüber blies er sich auf: »Ich werde sie *bestrafen*, indem ich nicht spiele.« Der Zeitpunkt für die Entscheidung, ob das Match nun stattfinden würde, rückte immer näher. Dann kam er … doch der Titelträger schwieg. Die FIDE räumte Bobby noch einen Tag ein, sich zu erklären. Schließlich schickte Dr. Max Euwe ihm ein Telegramm:

> IHRE PROFESSIONALITÄT, IHR KAMPFGEIST UND IHRE AUSSERGEWÖHNLICHE KUNST HABEN IN DEM JAHR, IN DEM SIE DEN TITEL ERRANGEN, ALLE BEGEISTERT. DIE VOLLVERSAMMLUNG DER FIDE BITTET SIE, SICH DOCH NOCH FÜR EINE TITELVERTEIDIGUNG ZU ENTSCHEIDEN.

Bobby schwieg weiterhin. Auf Fragen der Presse antwortete Euwe passend: »Momentan befinden wir uns in einer Pattsituation.« Doch Bobby sollte sich bald selbst schachmatt setzen.

Am nächsten Tag schickte er folgendes Telegramm an Euwe:

> FIDE ENTSCHIED GEGEN MEINE TEILNAHME AM TITELKAMPF 1975. DAHER GEBE ICH MEINEN FIDE-WELTMEISTERTITEL ZURÜCK. HOCHACHTUNGSVOLL, BOBBY FISCHER

Die Welt stöhnte auf.

In der *New York Times* schrieb der Internationale Großmeister Robert Byrne über »Bobby Fischers Angst vor dem Versagen«. Darin mutmaßte er, Bobbys Angst hätte ihn von der Teilnahme an bestimmten Turnieren abgehalten: Er habe gefürchtet, zu Beginn des Turniers ein, zwei Partien zu verlieren und sich damit frühzeitig um jede Siegchance zu bringen. Die größte Angst jedes Spitzenspielers sei, so der Artikel weiter, »einen unerklärlichen Fehler zu begehen, doch davor ist niemand gefeit.« Auch Paul Marshall, Bobbys Anwalt, sprach von »Angst«: »Bobby fürchtet sich vor dem Unbekannten, vor allem, was sich seiner Kontrolle entzieht. Er versucht, im Leben wie im Schach, dem Zufall keine Chance zu lassen.«

Was offenbar alle übersahen: Am Brett fürchtete Bobby niemanden. Vor Partien zeigte er Nervosität, ebenso wie Schauspieler vor wichtigen Aufführungen Lampenfieber haben. Aber diese Anspannung darf man nicht mit Angst verwechseln. Die Anspannung trieb Bobby an, sich bestens vorzubereiten, sie ließ ihn aufs Höchste konzentriert spielen, sie machte sein Spiel also besser. Gerade Bobbys unerschütterliches Selbstbewusstsein machte ja einen Teil seiner Größe aus.

Ein Psychoanalytiker namens M. Barrie Richmond schrieb eine Abhandlung mit dem Titel »Die Bedeutung von Bobby Fischers Entscheidung«. Darin widersprach er Byrne und verlangte, man solle Fischer als großen Künstler betrachten, als ein Phänomen wie Picasso. Richmond meinte, Bobby habe auf der Regeländerung bestanden, weil er sich als Weltmeister für ein faires Regelwerk verantwortlich fühlte. Angst, den Titel zu verlieren, habe bei seinem Handeln keine Rolle gespielt.

Am 3. April 1975 wurde Anatoli Karpow vom FIDE-Präsidenten Dr. Max Euwe zum 12. Schachweltmeister gekürt. Damit war Bobby der erste Weltmeister, der seinen Titel kampflos abgab. Fünf Millionen Dollar wären für den Titelkampf ausgelobt gewesen, der Gewinner hätte 3,5 Millionen bekommen, der Verlierer immerhin 1,5 Millionen. Noch nie in der Geschichte des Sports hatte jemand ein derart lukratives Angebot ausgeschlagen, und das wegen eines Streits um den Austragungsmodus.

Karpow grummelte: »Keine Ahnung, warum Fischer sich weigerte, den Titel zu verteidigen.« Karpow war zwar Weltmeister, aber Bobbys Schatten verhinderte, dass seine Krone hell leuchtete. Außerdem waren ihm mindestens eineinhalb Millionen Dollar Preisgeld durch die Lappen gegangen. Er schnaubte: »Das hat es in der Schachgeschichte noch nie gegeben.«

Bobby beschloss, alles hinter sich zu lassen – die Streitereien um die Weltmeisterschaft, die ihn ständig belagernden Reporter und Fotografen – und auf zweimonatige Kreuzfahrt um die Welt zu gehen. Seine bisherigen Schiffspassagen – nach Europa und zurück, von den Philippinen über Hongkong in die Vereinigten Staaten – waren höchst entspannend gewesen: kein Telefon, keine Post, keine Belästigungen, dafür rund um die Uhr hervorragende Küche. Himmlisch. Er hatte sich einen Bart stehen lassen, sodass ihn kaum jemand erkannte. Wie früher fand er auch diesmal unterwegs Frieden und Anonymität. Gelegentlich schwadronierte er noch

über Rasse und Religion, und einmal schrieb er Ethel Collins, dass ihm Indonesien gefalle, weil die dort lebenden Moslems ihre »kulturelle Reinheit« erhalten hätten. In Neu-Delhi kaufte er für 15 Dollar ein herrlich gearbeitetes Reiseschach aus duftendem Sandelholz – und schämte sich, so wenig dafür bezahlt zu haben. Ihm war klar, dass der Künstler für seine Anstrengungen wahrscheinlich nur einen Bruchteil des Endpreises erhielt.

Mit seiner Kellerwohnung in der Mockingbird Lane in South Pasadena war Bobby zufrieden. Hier, einem kleinen, ruhigen Ort fern von den Augen der Welt, lebte er mehrere Jahre lang. Das Haus gehörte Freunden aus der Weltweiten Kirche Gottes, Arthur und Claudia Mokarow. Claudia wurde zu einer Art Puffer zwischen Bobby und der Welt. Sie beantwortete Anfragen, verscheuchte Reporter, diente als Haushofmeister und Zerberus. Sie ging sogar so weit, Angebote abzulehnen, ohne sie Bobby überhaupt vorzulegen.

Noch immer wurde Bobby von allen Seiten bedrängt, wieder zu spielen. Selbst der Bürgermeister New Yorks, Ed Koch, bat ihn brieflich, zum Schachbrett zurückzukehren. »Ihre außergewöhnlichen Fähigkeiten, Ihr Genie für das schwierigste aller Spiele machen mich und all diejenigen stolz, auf die der Abglanz Ihrer bemerkenswerten Taten fällt.«

Oft belagerten Fotografen oder Reporter das Haus in der Hoffnung auf Fotos oder Interviews. Bobby sagte einmal, er fürchte nichts – außer Reporter. Er brauchte den Einfallsreichtum eines Houdini und die Gewandtheit eines Akrobaten, um den Journalisten auszuweichen, wenn er das Haus verließ oder zurückkam. Manchmal machte ihn die Belagerung regelrecht panisch.

Wollte ein Freund ihn erreichen, rief er zuerst bei Claudia an. Die rannte dann hinunter und informierte Bobby, der dann zurückrief – oder auch nicht. Anrufe, die er nicht selbst angebahnt hatte, nahm Bobby überhaupt nicht an. An abgelegenere Orte in Los Angeles ließ er sich von Claudia fahren, ansonsten nahm er immer den Bus. Er entwickelte eine feste Routine: Er stand um vier Uhr nachmittags auf, verließ das Haus und fuhr ins Zentrum von Pasadena oder Los Angeles. Dort frühstückte er. Danach durchstöberte er Buchläden, stundenlang. Er liebte die indische und chinesische Küche und aß Riesenmengen Salat.

Am frühen Abend, wenn die tägliche Buchjagd beendet war, kehrte er nach South Pasadena zurück, trainierte im Fitnessstudio, schwamm 45 Minuten und ging dann in die Sauna. Bei Sonnenuntergang war er wieder in der Mockingbird Lane, wo er sich in seiner Welt aus Büchern und Schachfiguren vergrub. Friede. Abends ging er nur selten aus; eigentlich nur, wenn er Besuch hatte. Ansonsten genoss er die Ruhe und Sicherheit seines Zuhauses.

In der Wohnung türmten sich Bücher, Zeitschriften und Kleidungsstücke. Es roch nach frischen Orangen: Bobby kaufte kiloweise Obst und Gemüse. Jeden Tag trank er einen halben bis ganzen Liter Karottensaft. Überall, auf Tischen und Brettern, standen Dutzende Fläschchen mit Vitaminpillen, indianischen Heilkräutern, mexikanischen Klapperschlangen-Pillen, Tinkturen und exotischen Tees herum. All das glaubte Bobby für eine gesunde Ernährung zu brauchen und als Heilmittel gegen einige Zipperlein, die ihn gelegentlich plagten. Oft nahm er sogar seine handbetriebene Saftpresse in ein Restaurant mit, wo er Frühstück und ein leeres Glas bestellte. Dann holte er ein halbes Dutzend Orangen heraus, schnitt sie auf und presste sie an seinem Tisch aus. Kellner und Gäste beobachteten ihn verwundert bis amüsiert.

Bobby hatte Hunderte Schachzeitschriften in fünf oder sechs Sprachen gesammelt, dazu die verschiedensten Schachbücher. Das meiste davon schickte ihm seine Mutter. Sie lebte jetzt in der DDR, in Jena, hinter dem Eisernen Vorhang, und studierte weiter Medizin. So konnte Regina die aktuellste sowjetische Schachliteratur billig kaufen und schickte ihm oft Pakete, entweder aus eigenem Antrieb oder auf Bestellung. Einmal musste Bobby sie sogar bitten, keine Schachbücher mehr zu schicken, weil ihm der Platz ausging.

Bis spät in die Nacht analysierte er aktuelle Partien, gespielt auf Turnieren etwa in England, Lettland, Jugoslawien, Bulgarien. Beim Nachvollziehen der Züge zischte und brüllte er; so laut, dass man sein »Ja!«, »Absurd!«, »Der Springer ist's!« oder »Dorthin immer den Turm!« bis auf die ruhige Straße hinaus hörte. Bobbys Ausbrüche erschreckten die wenigen Passanten und führten gelegentlich zu Beschwerden der Nachbarn.

Ende der 1970er-Jahre hatte Fischer seit Island keine einzige Partie mehr öffentlich gespielt. Er beschäftigte sich zwar noch immer mit Schach, hauptsächlich aber mit Religion. Einmal wurde er auf einem Parkplatz

gesichtet, als er einen Packen antisemitischer Flugblätter im Arm trug, die die Überlegenheit der arischen Rasse verkündeten. Er verteilte die Zettel an Passanten und steckte sie unter Scheibenwischer. Allmählich ging ihm allerdings das Geld aus. Die Reste des isländischen Preisgeldes schmolzen dahin, an laufenden Einnahmen kamen jährlich nur etwa 6000 Dollar Tantiemen für seine zwei Bücher, *Bobby Fischer lehrt Schach* und *Meine 60 denkwürdigen Partien* herein.

Vermutlich aus Geldnot zog Bobby aus dem Haus der Mokarows aus und nach Los Angeles, wo er ein winziges Loch an der Orange Avenue mietete. Doch schon bald konnte er sich auch das kaum mehr leisten. So schrieb er seiner Mutter, die gerade in Nicaragua unbezahlt medizinische Hilfe für die Armen leistete, und bat sie, ihm auszuhelfen. Sofort wies Regina seine Schwester Joan an, Bobby die gesamte Summe zu schicken, die Regina jeden Monat von den amerikanischen Sozialbehörden bekam. Bis dahin hatte Joan Reginas Schecks auf ein Konto eingezahlt, damit ihre Mutter eine kleine Rücklage hatte, wenn sie nach Amerika zurückkam. Es schien Bobby nicht zu stören, dass er vom Geld seiner Mutter (bzw. des amerikanischen Staats) lebte.

Sein Abstieg ging weiter: Bobby zog aus dem Loch in der Orange Avenue in die verkommene Gegend um den MacArthur Park. Dort mietete er sich in allerlei Absteigen ein, manchmal nur für eine Nacht oder eine Woche.

Bald unterschied sich der ungekämmte und nachlässig gekleidete Bobby kaum mehr von den Pennern seiner neuen Umgebung. Seine zehn 400-Dollar-Anzüge waren irgendwo eingelagert; es schien ihm einfach nicht mehr wichtig, anständig gekleidet zu sein. Er hörte auf, regelmäßig Sport zu treiben, und bekam eine Wampe.

Er ließ sich auch sämtliche Füllungen aus den Zähnen entfernen, was die Presse als Beweis dafür nahm, dass er jetzt völlig durchdrehte. Jemand schrieb, Bobby habe sich die Füllungen entfernen lassen, weil er glaubte, sie empfingen Störsignale der Russen. Seither taucht dieser Unfug in praktisch jeder Veröffentlichung über Bobby auf. Dabei war das Zitat entweder glatt erfunden oder falsch wiedergegeben. Möglicherweise hat sich Bobby auch einen Spaß mit seinem Gesprächspartner erlaubt. Denn in Wirklichkeit ließ er sich die Füllungen aus einem, wie er glaubte, guten medizinischen Grund herausnehmen. Er ermunterte Ethel Collins dazu, es

ebenfalls machen zu lassen, da sie schon seit Jahren mit Zahnfleischproblemen kämpfte.

Bobby glaubte, dass künstliche Zähne und Metallfüllungen (insbesondere aus Silber) das Zahlfleisch reizten. Außerdem hielt er das in Amalgamfüllungen verwendete Quecksilber – völlig zu Recht – für giftig.

Folglich ließ sich Bobby alle Füllungen herausmachen, was nicht lange dauerte. Zugegeben, schrieb er Ethel, ohne Füllungen sei das Kauen »unangenehm«, doch das sei immer noch besser als die Alternative, alle Zähne zu verlieren. Und genau das wäre seiner Ansicht nach passiert, wenn die Füllungen dringeblieben wären.

Jahre später verriet er seinem besten Freund in Island, Gardar Sverrisson, dass die »Störsignal«-Version seiner Füllungsgeschichte Humbug war. In Wahrheit habe er sich die Füllungen herausnehmen lassen, weil er glaubte, die Füllungen verursachten mehr Probleme, als sie behoben.

Ohne ihre Füllungen verkamen Bobbys Zähne allerdings rasch. Stücke brachen heraus, Karies hatte freie Bahn. Ergebnis: Mit der Zeit fielen ihm mehrere Zähne aus. Da er von Zahnärzten nichts hielt und auf Kronen, Implantate und Zahnersatz verzichtete – leisten konnte er sie sich ohnehin nicht mehr –, sahen auch seine Zähne bald aus wie die eines Obdachlosen.

Bobby stand mit den Geschwistern Collins zwar weiter in freundlichem Kontakt (auch wenn er ihnen antisemitische Literatur schickte), doch als Jack Collins ihn bat, eine Einleitung für sein Buch *My Seven Chess Prodigies* (»Meine sieben Schach-Ausnahmetalente«) zu schreiben, antwortete Bobby nicht einmal. Jack war zutiefst verletzt. Er hatte Bobby erklärt, schon ein kurzes Vorwort würde ihm, Jack, einen beträchtlichen Vorschuss vom Verlag sichern. Collins brauchte das Geld; er litt zwar keine Not, doch der Haushalt lebte von Ethels (Halbtags-)Verdienst als Krankenschwester. Doch obwohl Jack seine Bitte sehr herzlich formuliert hatte, stellte Bobby sich tot. Schließlich schrieb Lombardy das Vorwort.

Wenn ihn die Einsamkeit übermannte, fuhr Bobby oft nach Palo Alto hinauf, zu seiner Schwester und ihrem Mann. Russell Targ war Wissenschaftler an der Stanford University und ein Experte auf dem Gebiet außersinnlicher Wahrnehmung. Joan war Jüdin, ebenso wie Russell und ihre drei Kinder. Irgendwann hatte sie daher genug von Bobbys antisemitischen Tiraden und warf ihn hinaus.

In Joans Nähe wohnte ein Freund Bobbys, der Großmeister Peter Biyiasas, mit seiner Frau Ruth. Bei ihnen schlüpfte Bobby oft viele Wochen lang unter. Fischer und Biyiasas spielten insgesamt 17 Blitzpartien gegeneinander, mit je fünf Minuten Bedenkzeit. Fischer gewann alle; Biyiasas erzählte, er habe es kein einziges Mal in ein Endspiel geschafft, immer habe Bobby ihn schon vorher abgefertigt.

Dreimal fuhr Bobby nach Berkeley an der Bucht von San Francisco, um Walter Browne zu besuchen, einen australisch-amerikanischen Großmeister. Sie gingen einige Partien aus Brownes jüngsten Turnieren durch, spielten aber nicht gegeneinander. Einmal unternahmen sie einen langen Spaziergang und erfreuten sich an den spektakulären Blicken, die sich bei Sonnenuntergang über die Bucht auf die Stadt boten. Während des Spaziergangs schwadronierte Bobby unentwegt von der jüdischen Weltverschwörung und machte antisemitische Kommentare, doch beim Abendessen in der Familie hielt er sich zurück. Bei seinem dritten Besuch wollte Bobby eigentlich über Nacht bleiben. Als er nach dem Abendessen darum bat, das Telefon für ein Ferngespräch benutzen zu dürfen, hing er den restlichen Abend an der Strippe, »vielleicht vier Stunden lang«, wie Browne sich später erinnerte. Schließlich schritt Browne ein: »Weißt du, Bobby, du musst wirklich auflegen. Ich kann mir das nicht leisten.« Bobby hängte auch prompt ein und verkündete, er müsse leider sofort weg. Danach haben die zwei nie wieder miteinander gesprochen.

Wieder in Los Angeles, schrieb Bobby seiner Mutter und fragte, wann sie ihn denn besuchen komme, hoffentlich »bald«. Er riet ihr, mit dem Schiff aus England zu kommen, statt zu fliegen, er habe die Schiffspassagen in der Vergangenheit als »ganz besondere Erfahrung« geschätzt. Er beschloss den Brief mit folgenden Anweisungen: Schick deine Antwort an mein Postfach. Schreib meinen Namen nicht auf den Umschlag. Das ist nicht nötig.«

Mit Unbekannten wollte er überhaupt keinen Kontakt, und er wies Jack Collins entschieden an, ihm *keinerlei Post* weiterzuleiten. Vielleicht fürchtete er sich vor Gift oder Sprengstoff in der Post.

Einige Schachkollegen Bobbys, darunter auch der Großmeister David Byrne, erklärten, Bobby habe sich aus Angst vor dem KGB so geheimniskrämerisch verhalten. Bobby glaubte, die Sowjets seien noch immer so wütend über die Schmach von Reykjavik, dass sie ihn tot sehen wollten. Viele taten Bobbys Ängste als paranoid ab. Doch obwohl höchst

unwahrscheinlich war, dass der KGB ihm ans Leben wollte, können Leute mit Verfolgungswahn doch tatsächlich Feinde haben. Im Restaurant hatte Bobby immer eine ganze Apotheke an Mittelchen und Tinkturen dabei, um jedes Gift zu bekämpfen, das ihm die Sowjets eventuell ins Essen schmuggelten. Hans Ree, ein niederländischer Großmeister und hervorragender Journalist, fasste die Lage so zusammen: »Es lässt sich nicht abstreiten, dass Fischer echte Feinde hatte, und zwar extrem mächtige.« Er verwies darauf, dass Michail Suslow, einer der einflussreichsten Politiker der UdSSR, sich an Überlegungen beteiligt hatte, wie man Bobby schwächen (nicht ermorden) könnte, indem man »für R. Fischer ungünstige Umstände« schuf. Ree kommt zum Fazit: »Nichts in den [KGB-]Akten weist darauf hin, dass es je Pläne gegeben hätte, ihn zu ermorden. Was aber nicht bedeutet, dass es solche Pläne nicht gegeben hat.« Der springende Punkt: Bobby war überzeugt davon, in Gefahr zu schweben, und verhielt sich entsprechend.

Vielleicht wurde Bobbys natürlicher Wunsch nach Zurückgezogenheit auch durch seinen Lesestoff weiter verstärkt. Nietzsche sagt, die Einsamkeit mache uns härter gegen uns und sehnsüchtiger gegen die Menschen. In beidem, so Nietzsche, verbessere sie den Charakter. Möglich, dass Bobby, der in gewissem Ausmaß von Nietzsche beeinflusst war, diesen Rat mit aller Konsequenz verfolgte. Mit seiner Weigerung, Fanpost zu lesen, den Kontakt mit alten Freunden aufrechtzuerhalten oder Einladungen zu Veranstaltungen anzunehmen, hielt er sich bewusst im Abseits.

Bobby betrachtete alles, das ihn nicht unmittelbar interessierte, als unerheblich. Er war der festen Überzeugung, auf dem Pfad der Rechtschaffenheit zu wandeln, und verlangte von der Welt, auf sein Zartgefühl Rücksicht zu nehmen. Trivialitäten, die in seinen Briefkasten schneiten, durften ihn nicht ablenken.

Da Jack Collins bekanntermaßen Bobbys Mentor gewesen und leicht telefonisch erreichbar war – sein Name stand im Telefonbuch –, gingen bei ihm täglich Anrufe von Leuten ein, die Bobby aus den verschiedensten Gründen sprechen wollten. Unglücklicherweise – für die Anrufer, aber auch für Bobby – leitete Collins auf ausdrückliche Anweisung Bobbys hin keinerlei Nachricht mehr weiter. Alle Vorschläge, alle Kontaktwünsche liefen ins Leere.

Bobby war meistens deprimiert, schaffte es aber jeden Tag, aufzustehen und das Haus zu verlassen. Er nahm seine Umgebung wahr und war körperlich in akzeptabler Verfassung. Längst bereute er, 1975 die Chance auf ein Millionen-Preisgeld ausgelassen zu haben. Würde er je wieder ernsthaft Geld verdienen können? Die Notwendigkeit, ständig zu knausern, ermüdete ihn. Außerdem nagte seine Unfähigkeit an ihm, Liebe zu finden und seine religiösen Zweifel zu besiegen. All das machte ihn so traurig, dass er keine Menschen mehr um sich haben wollte – außer er fühlte sich bei ihnen völlig geborgen. Und so wanderte er jeden Tag stundenlang, allein, in Tagträumen versunken.

Ein Sportjournalist schrieb einmal, Fischer sei der schnellste Geher, den er je gesehen habe – von Olympioniken einmal abgesehen. Bobby machte große Schritte und zog eine leichte Wirbelschleppe hinter sich her. Sein linker Arm schwang gleichzeitig mit seinem linken Bein vor, sein rechter mit seinem rechten; eine ungewöhnliche Gangart. Brad Darrach (der Journalist, den Bobby verklagt hatte) sagte, er habe sich neben Fischer gehend gefühlt wie Dopey, einer der sieben Zwerge, neben Schneewittchen. Fischers ehemaliger Freund Walter Browne erzählte, er sei mal mit Bobby – sehr flott – vom Schachclub Manhattan hinunter ins Greenwich Village spaziert, über fünf Kilometer weit, habe dort in einem Restaurant gegessen und sei dann wieder mit ihm nach Norden gelaufen, die East Side entlang, wieder fünf Kilometer. Während des Gehens konnte Bobby nachdenken – oder tief in Träumereien versinken –, außerdem hielt es ihn fit. Gehen gehörte für ihn neben Sporttreiben und Lesen zu seinen Lieblingsbeschäftigungen.

Im Mai 1981 besuchte er einmal Harry Sneider im Fitnessraum – seine Freundschaft mit dem Trainer hatte die Trennung von der Weltweiten Kirche Gottes überlebt – und ging danach spazieren. Plötzlich bremste neben ihm ein Polizeiauto. Kurz zuvor hatte in der Gegend ein Bankraub stattgefunden, und die Täterbeschreibung passte auf Bobby. Die Polizisten fragten ihn aus: Name, Anschrift, Arbeitsplatz? Und obwohl er (seiner Darstellung nach) brav auf alles antwortete, fand der Polizist ihn weiter verdächtig. Bobby sah auch nicht direkt aus wie ein Musterbürger: Er

wirkte verwahrlost und trug in einer Einkaufstasche eine Saftpresse und ein paar rassistische Bücher mit sich herum. Irgendwann ging ihm die Fragerei jedoch gewaltig auf den Geist. Wo er wohne? Bobby konnte sich nicht an seine Adresse erinnern. Vielleicht aus Nervosität, vielleicht weil er von einer Absteige zur nächsten umzog. Schließlich brachte man ihn auf die Wache und nahm ihn wegen Landstreicherei fest, obwohl er fast zehn Dollar bei sich trug. (Der Bankräuber war inzwischen gefasst worden.) Man verweigerte ihm gar den gesetzlich erlaubten Telefonanruf, behandelte ihn grob (so Bobby) und ließ ihn hungern.

Nach seiner Entlassung zwei Tage später veröffentlichte Bobby ein 14-seitiges Pamphlet mit dem Titel »I Was *Tortured* in the Pasadena Jailhouse!« (»Ich wurde im Gefängnis Pasadena *gefoltert*!«). Die Welt hat zwar schon bessere Knastliteratur gelesen, etwa von Thoreau oder Martin Luther King, dennoch beschreibt Bobby auf seltsam beklemmende Weise, was er durchlitt. Viele Leute taten Bobbys Tirade als wirres und melodramatisches Geschwätz ab. Dabei war ihm *wirklich* Entsetzliches widerfahren – wenn seine Darstellung denn stimmte. Obwohl er erwiesenermaßen unschuldig war, zwang man ihn, nackt durch die Gänge zu laufen. Ein Polizist drohte ihm sogar, ihn in eine Nervenheilanstalt einweisen zu lassen.

Bobby veröffentlichte seinen Bericht im Selbstverlag; den Titel zierten rote und weiße Streifen, die an Gitterstäbe erinnerten. Er unterzeichnete den Text mit »Robert D. James (bekannter unter Robert J. Fischer oder Bobby Fischer, Schachweltmeister)«. Er ließ 10 000 Exemplare drucken, für 3257 Dollar. Wie er das Geld zusammenbrachte, obwohl er doch praktisch pleite war, ist unbekannt. Er verkaufte die Heftchen für einen Dollar das Stück; Claudia Mokarow kümmerte sich um die Abwicklung von Verkauf und Versand. Gegen seine Regeln zum Schutz der Privatsphäre verstoßend, gab er sogar eine Postfachnummer an, unter der Leser »zusätzliche Exemplare« bestellen konnten. Ironischerweise verdiente er mit diesem Projekt am Ende tatsächlich Geld, nach Abzug aller Kosten für Druck, Versand und Werbung. 25 Jahre später zahlten Fans für ein originales »I Was *Tortured* ...« mehr als 500 Dollar. Ein Sammler bat Pal Benko einmal, Bobby dazu zu bewegen, ein Exemplar zu signieren. Benko gab die Anfrage weiter, doch Bobby weigerte sich: »Ja, ich habe das geschrieben, aber im

Gefängnis war es schlimm. Ich will das nur noch vergessen. Nein, ich mag nicht signieren.«

Bobbys Pamphlet aus dem Mai 1981 erlaubt einen tiefen Blick in seinen damaligen Seelenzustand. Man sieht seine berechtigte Entrüstung über die schändliche Behandlung, aber auch seine völlige Unfähigkeit, sich Autoritäten zu beugen. Die Benutzung des Pseudonyms weist darauf hin, dass er sich noch immer bedroht fühlte (selbst Regina hatte begonnen, ihre Briefe an »Robert D. James« zu adressieren). Und seine Selbstbeschreibung als »Schachweltmeister« zeigt, dass er sich noch immer als Titelträger sah. Schließlich sei er, erklärte er einem Freund, niemals besiegt worden. Den FIDE-Titel hatte er zwar zurückgegeben, doch er empfand sich noch immer als Weltmeister. Seiner Ansicht nach war er sogar schon vor 1972 legitimer Weltmeister, nur hätten die Russen ihm den Titel durch ihre Mauscheleien jahrelang vorenthalten.

Die Presse nannte die zwei Dekaden nach Reykjavik Bobbys »Jahre der Wildnis«. Ein passender Ausdruck: 20 Jahre lang lebte Bobby allein, meist in den übelsten Gegenden von Los Angeles, fast mittellos und oft an der Grenze zur Obdachlosigkeit. Er machte sich so unsichtbar wie möglich, weil er sich weiter bedroht fühlte.

Geld hätte er durchaus verdienen können, wenn er denn zugegriffen hätte. Aber er machte es allen unerhört schwierig, selbst denjenigen, die ihm Geld schenken wollten. Zuerst musste man ihn finden – keine einfache Aufgabe, weil er ständig umzog, praktisch niemandem seine Telefonnummer verriet und keinen Anrufbeantworter benutzte. Am Briefkasten einer seiner Wohnungen stand nur der Deckname »R. D. James«. Zweitens nahm Bobby, wenn man ihn denn aufgespürt hatte, nie das erste Angebot an, sondern verlangte sofort das Doppelte, Dreifache, Vielfache – woraufhin die meisten Interessenten absprangen. Drittens weigerte er sich, irgendwelche Verträge zu unterschreiben, doch ohne gesetzlich bindende Vereinbarung mochten weder Privatleute noch Firmen mit ihm zusammenarbeiten. Es geht das Gerücht, wenn er völlig pleite war, habe er für 2500 Dollar kurz mit Schachspielern telefoniert und für 10 000 Dollar telefonisch Schachunterricht erteilt. Der Autor fand keine Bestätigung für

dieses Gerücht. Es bleibt unklar, wie diese Anrufe arrangiert wurden, wie lange sie dauerten und wer sie tätigte – wenn es sie denn je gegeben hat.

Dabei hätte Bobby Verdienstmöglichkeiten gehabt: Die Canadian Broadcasting Company wollte ihn für einen Dokumentarfilm interviewen. Bobby verlangte jedoch 5000 Dollar allein für eine telefonische Vorbesprechung, ohne Garantie für eine Zusage. Daraufhin winkte der Sender ab. Ein Reporter von *Newsday*, einer der größten amerikanischen Boulevardzeitungen, bemühte sich um ein Interview mit Bobby. Claudia Mokarow beschied ihm: »Gehen Sie zu Ihrem Verlagschef und besorgen Sie eine Million Dollar, dann reden wir weiter.« Carol J. Williams, Reporterin bei der *Los Angeles Times*, fragte ebenfalls um ein Interview an. Bobby verlangte 200 000 Dollar, der Verlag lehnte »aus Prinzip« ab. Freischaffende Fotografen boten jedem 5000 Dollar, der ihnen Bobbys Aufenthaltsort verriet, wenn sie nur ein einziges Foto schießen könnten – Bobby hätte für ein Foto mit seiner Einwilligung also sicher 10 000 Dollar verlangen können. Doch kein Foto wurde je gemacht. Edward Fox, freier Mitarbeiter der britischen Zeitung *Independent*, schrieb über Bobby: »Die Jahre vergingen, und die letzten existierenden Bilder von ihm veralteten immer mehr. Inzwischen wusste niemand mehr, wie Bobby Fischer aussah. In dieses Vakuum der Abwesenheit sog es einen Nebel von Gerüchten und Informationsbrocken. Fischer existierte als Strudel von wiedergekäuten Fakten und Zitaten aus zweiter Hand. Gelegentlich meldete man die ›Sichtung‹ einer elenden, bärtigen Gestalt.«

Anfang der 1990er Jahre versuchte die Redaktion der sensationalistischen Fernsehsendung *Now It Can Be Told* (»Jetzt kann es erzählt werden«) wochenlang, den einsiedlerischen Bobby vor die Linse zu bekommen. Schließlich gelang dem Kamerateam tatsächlich eine Aufnahme von wenigen Sekunden. Sie zeigt Bobby, wie er aus einem Auto steigt.

Bobby Fischer! Seit zwei Jahrzehnten die ersten Bilder! Seine Hose, sein Jackett waren zwar zerknittert, doch er sah nicht so heruntergekommen aus, wie einige Presseberichte unterstellt hatten. Und es handelte sich bei diesem breitschultrigen, selbstbewusst schreitenden Menschen unverkennbar um Bobby Fischer – auch wenn sein Haar sich lichtete, sein Bauchumfang zugenommen hatte und sein Gesicht hinter einem Bart versteckt war.

12. KAPITEL
FISCHER-SPASSKI REDUX

Bobbys Schachdrache war in seiner Höhle nicht nur erwacht, er schlug heftig mit dem Schwanz. Bobby wollte unbedingt wieder spielen – und sei es nur, um seinem erbärmlichen Leben zu entkommen, selbst mal ein paar Dollar zu verdienen und nicht mehr vom Geld seiner Mutter abhängig zu sein. Doch es ging ihm nicht ausschließlich ums Geld. Er vermisste auch die Spannung des Wettkampfs, das Spiel selbst, die Verehrung des Publikums, die Stille (hoffentlich) im Turniersaal, das Wispern der (verdammten) Kiebitze, das Schach*leben*. Jonathan Swift bezeichnete Krieg einmal als »das verrückte Spiel, das die Welt so gerne spielt«. Genau das Gleiche empfand Fischer für Schach. Doch würde er den Weg zum Brett zurückfinden? Hermann Hesse beschrieb in seinem brillanten Roman *Das Glasperlenspiel* einmal das Dilemma dessen, der ein Spiel perfekt beherrschte: »Wer den Sinn des Spiels in sich zu Ende erlebt hätte, wäre eigentlich schon kein Spieler mehr, er stünde nicht in der Vielfalt mehr und wäre der Freude am Erfinden, Konstruieren und Kombinieren nicht mehr fähig, da er eine ganz andere Lust und Freude kennt.« Nur dass es für Bobby jenseits des Bretts eigentlich keine Lust und Freude gab.

Spasski war es, der ihm die Möglichkeit verschaffte, ans Brett zurückzukehren. 1990 kontaktierte er Bobby und teilte ihm mit, dass Bessel Kok, der sich um die FIDE-Präsidentschaft bewarb, eine Neuauflage des Wettkampfs Fischer–Spasski organisieren wolle. Das Preisgeld könnte einige Millionen betragen – allerdings weniger als die fünf Millionen

Dollar, die 1975 beim Titelkampf gegen Karpow zu verteilen gewesen wären.

Kok, ein extrem wohlhabender niederländischer Geschäftsmann, war CEO von SWIFT, einer internationalen Genossenschaft der Geldinstitute, und hatte schon mehrere Schachturniere organisiert. Kok hatte (auch) noble Motive: Er wollte, dass Bobby seine Karriere fortsetzte. Und er wollte privilegierter Zeuge seiner Partien sein, wie übrigens fast alle Schachspieler.

Man vereinbarte ein Sondierungsgespräch. Kok übernahm Bobbys Spesen, die Kosten für den Flug erster Klasse nach Belgien, die Unterbringung in einem Fünfsternehotel und 2500 Dollar »Taschengeld«. Um unerkannt zu bleiben, checkte Bobby unter dem Namen Brown ein.

Spasski und seine Frau Marina kamen ebenfalls nach Brüssel. Man verbrachte vier Tage zusammen, meist in Koks Villa, es wurde aber nicht ausschließlich über den Wettkampf geredet. Einmal spielten Fischer und Kok mit den Spasskis ein Tennisdoppel, später speiste man elegant bei Kerzenlicht und unterhielt sich gebildet. Koks Frau, die Anwältin Pierette Broodhaers, sagte später, man habe »normal und freundlich« mit Bobby plaudern können, nicht nur über Schach. Ihrer Darstellung zufolge zeigte er auch keine seiner Schrullen, die ihm die Presse so nachsagte. Mit einer Ausnahme: Er redete tatsächlich zu laut. »Vielleicht ist er es so gewohnt, allein zu leben, niemanden zu haben, der ihm zuhört«, sagte sie. Spürte sie seine Einsamkeit? Bobby verbot ihr indes, ein Foto von ihm zu machen.

Eines Abends fuhren die Männer zusammen mit dem Niederländer Jan Timman, der Nummer drei der Schach-Weltrangliste, nach Brüssel und besuchten einen (in Broodhaers Worten) »heißen« Nachtclub. Timman erinnerte sich an sein erstes Treffen mit Fischer: »Seltsamerweise habe ich einmal geträumt, ich träfe Fischer in einem Nachtclub. Dabei hatte ich nie ernsthaft erwartet, ihm tatsächlich je zu begegnen. Als ich den internationalen Durchbruch schaffte, hatte er gerade zu spielen aufgehört … In meinen Augen ist Fischer der beste [Schachspieler] aller Zeiten.«

Als Preisgeld für die Neuauflage des damaligen Titelkampfs standen 2,5 Millionen Dollar im Raum. Doch obwohl Bobby dringend Geld brauchte, lehnte er das Angebot ab. Spasski hätte gerne akzeptiert, aber Fischer blieb stur. Allerdings hätte es auch nichts genutzt, wenn Bobby nachgegeben hätte: Kok hatte mittlerweile beschlossen, den Plan einer Neuauflage nicht

weiter zu verfolgen. Er fand Fischers judenfeindliche Tiraden »absolut abstoßend« und wusste, dass es bei einem großen Wettkampf unweigerlich zu Ärger kommen würde. Spasski flog daraufhin nach Paris zurück, Bobby stieg in einen Zug nach Deutschland.

Da er schon einmal in Europa war – zum ersten Mal seit 20 Jahren –, wollte er ein wenig länger bleiben. Hans Gerhardt Fischer, laut Geburtsurkunde Bobbys Vater, lebte in Berlin. Er war 82 Jahre alt und krank. Journalisten spekulierten: Würde Bobby seinen nominellen Vater besuchen? Doch es ist nicht einmal klar, ob die Medienvertreter Fischer senior überhaupt fanden. Für ein Familientreffen jedenfalls fehlt jeder Beleg.

Ende der 1980er-Jahre hatte Boris Spasski auf einem Spieltag der deutschen Schachbundesliga eine junge Frau namens Petra Stadler getroffen. Er wurde ihr väterlicher Freund und glaubte, Bobby könnte Interesse daran haben, sie zu sehen. Daher gab Spasski ihr Fischers Adresse in Los Angeles und riet ihr, Bobby einen Brief und ein Foto zu schicken. 1988 tat sie genau das, und zu ihrer Überraschung rief Fischer sie wirklich an. Schon früh im Gespräch erkundigte er sich, ob sie Arierin sei. Jahre später auf die Episode angesprochen, erinnerte sich Stadler, sie hätte geantwortet: »Ich denke.«

Fischer lud sie nach Los Angeles ein. Stadler kam, wohnte im Hotel, verbrachte aber viel Zeit mit Bobby. Danach kehrte sie nach Seeheim zurück. Hätte er damals Geld gehabt, wäre Fischer ihr gefolgt. Doch 1990, zwei Jahre später, konnte er sie dank Bessel Kok besuchen. Von Koks »Taschengeld«, Reginas Schecks vom Sozialamt und den Tantiemen für seine Bücher lebte er fast ein Jahr in der Seeheimer Gegend. Er zog von Hotel zu Hotel, um Reportern zu entkommen, und traf sich mit Petra – bis auch diese Beziehung in die Brüche ging.

1992 heiratete Petra den russischen Großmeister Rustem Dautow, 1995 schrieb sie ein Buch mit dem Titel *Bobby Fischer – Wie er wirklich ist. Ein Jahr mit dem Schachgenie.* Als Boris Spasski das Buch sah, schrieb er am 23. März 1995 erschrocken an Bobby, er bedauere, dass er Petra seine Adresse gegeben habe. Er habe nur das Beste für Bobby gewollt, als er den Kontakt anbahnte. Leider habe Petra schon kurz nach dem ersten Treffen

»angefangen, viel zu oft von Ihnen zu reden«. Spasski erkannte, dass Petra Geheimnisse ausplaudern würde, und warnte Bobby, »vorsichtig zu sein«.

Bobby redete nach Erscheinen des Buchs nie wieder mit Petra, nahm aber die Entschuldigung seines Freundes Spasski an und blieb ihm weiter herzlich verbunden.

Auf seiner Deutschlandreise besuchte Bobby auch Lothar Schmid, den Schiedsrichter im Titelkampf 1972. Schmid wohnte in der Nähe Bambergs in einer Burg. Bobby stöberte ausgiebig in Schmids Privatbibliothek herum, der größten privaten Schachbibliothek der Welt, sah sich die ausgestellte Schachkunst an und analysierte mit Schmid etliche Partien. Dabei erkannte Schmid, dass Bobbys Kunst in all den Jahren des selbst gewählten Exils nicht gelitten hatte. Seine Analysen waren nach wie vor ausgesprochen brillant.

Später zog Bobby in die Pulvermühle, einen Landgasthof in der Fränkischen Schweiz zwischen Nürnberg und Bayreuth. Betrieben wurde sie vom Amateurschachspieler Kaspar Bezold, dessen Gastfreundschaft gegenüber Schachspielern geradezu legendär war. Petrosjan hatte hier gewohnt, als er 1968 ein international besetztes Turnier in Bamberg spielte. Hier gaben sich Spieler aus ganz Europa ein Stelldichein.

Schmid hatte Bobbys Aufenthalt in der Pulvermühle organisiert. Um keine schlafenden Hunde zu wecken, trug Bobby sich unter falschem Namen ins Gästebuch ein. Hier fühlte er sich pudelwohl. Er genoss lange Spaziergänge durch die Natur, die deftige Küche, die üppigen Nachspeisen und das süffige Bamberger Rauchbier. Doch am besten gefiel ihm, dass niemand außer Bezold und dessen Sohn Michael seine Identität kannten. Bobby gab Michael, einem Nachwuchsschachspieler, Unterricht. Vielleicht ließ sich Michael ja von der Begegnung mit dem größten Spieler der Welt inspirieren, auf jeden Fall wurde er 1998 Großmeister.

Bobby lernte und übte Deutsch, und nach drei Monaten sprach er einigermaßen flüssig. Vielleicht wäre er ja noch viel länger in der Pulvermühle geblieben, doch dann spürte ein Journalist des *Stern* ihn auf. Bobby reiste sofort ab und ward nie wieder in der Pulvermühle gesehen.

Als Bobby aus Europa zurückkehrte und bei Claudia Mokarow die im Laufe der Monate angesammelte Post abholte, wartete ein ungewöhnlicher Brief auf ihn. Er sollte sein Leben verändern.

ICH MÖCHTE IHNEN DEN BESTEN
STAUBSAUGER DER WELT VERKAUFEN!

Darunter das handgemalte Bild eines Staubsaugers. Warum hatte Fischer das bekommen? Und woher hatte der Absender seine Adresse? Unter dem Bild stand:

NEUGIERIG GEWORDEN?
WENDEN SIE DAS BLATT!

Auf der Rückseite offenbarte sich die Absenderin: die17-jährige Zita Rajcsanyi, eine vielversprechende ungarische Nachwuchsschachspielerin. Sie hatte den Brief an den amerikanischen Schachbund geschickt, mit der Bitte, ihn an Bobby weiterzuleiten. »Nun, da ich Ihre Aufmerksamkeit erregt habe«, stand da, »möchte ich Ihnen den wahren Grund verraten, aus dem ich schreibe.« Zita wollte wissen, warum Bobby nicht mehr spielte, warum er untergetaucht war. Sie schrieb, sie sei von Bobby fasziniert gewesen, seit sie in einem Buch über Schachweltmeister über ihn gelesen habe. Der Poststempel offenbarte, dass der Brief etliche Monate alt war. Tatsächlich fand sich im Poststapel noch ein zweiter Brief von Zita. So leicht gab sie nicht auf.

Und so kam es, dass eines Morgens gegen sechs Uhr Ortszeit das Telefon der Familie Rajcsanyi läutete. Zitas Vater, ein FIDE-Funktionär, nahm ab und holte Zita. »Hallo, hier spricht Bobby.« Er verriet ihr, warum er ihr antwortete: Ihre Briefe seien so »schräg« und völlig anders als seine übliche Fanpost gewesen. Dafür wollte er ihr danken. Er erklärte ihr, er spiele nicht mehr, weil die Russen betrögen. In späteren Telefonaten und Briefen erläuterte Bobby genauer, was er damit meinte. Er glaubte, dass alle Partien von Kasparow und Karpow inszeniert worden seien und die beiden in Wahrheit Agenten des Sowjetregimes seien. Er fragte Zita auch, ob sie Jüdin sei. »Sowjets und Juden darf man nicht trauen«, behauptete er. Wenn sie ihn bei seinen Tiraden unterbrach, legte er sofort auf und meldete sich monatelang nicht mehr. Doch dann rief er wieder an, oft mitten in der Nacht. Die beiden begannen, sich Briefe zu schreiben.

Schließlich fragte er Zita 1991, ob sie ihn besuchen kommen wolle. Er werde ihr ein Flugticket schicken; übernachten könne sie bei Freunden.

Sein eigenes Quartier sei zu klein für zwei, außerdem sei es nicht schicklich, ein Zimmer zu teilen.

Zita beantragte sofort ein Visum, doch wegen bürokratischer Hürden konnte sie erst Wochen später nach Los Angeles fliegen. Dort holte Bobby sie am Flughafen ab. Wegen seines Bartes erkannte sie ihn erst gar nicht. Bobby hatte ihr zwar das Flugticket spendiert, war jetzt aber, wie Zita rasch merkte, völlig abgebrannt. Sie lieh ihm ein paar Hundert Dollar, praktisch ihre gesamte Reisekasse. Einen Teil davon bekam sie quasi umgehend zurück, nachdem Bobby einem ausländischen Journalisten für 300 Dollar ein Interview gegeben hatte. Dass er sich für eine derart läppische Summe verkaufte, zeigt, wie verzweifelt seine finanzielle Lage war. Wo (und ob) das Interview erschienen ist, konnte allerdings nicht mehr geklärt werden.

Zita blieb sechs Wochen in L.A. Sie wohnte im Haus von Robert Ellsworth, einem Anwalt, der Bobby in verschiedenen juristischen Angelegenheiten half. Sie traf Bobby jeden Tag. Die beiden verstanden sich gut, trotz des gewaltigen Altersunterschieds (sie war 17, er 47). Sie hatten einiges gemein: Beide liebten Schach, waren hochintelligent und von Natur aus streitlustig. Außerdem hatten beide im Alter von acht Jahren ernsthaft mit dem Schach begonnen und später die Schule abgebrochen, um mehr Zeit fürs Schach zu haben. Bobby liebte Sprachen, sprach fließend Spanisch und war auch im Russischen und Deutschen gewandt. Zita sprach fast akzentfrei Deutsch und Englisch. Bobby war Schachweltmeister – zumindest seiner Ansicht nach –, und Zita wollte Schachweltmeisterin werden. Später erklärte Zita in einem Interview, Bobby hätte sich hauptsächlich für sie interessiert, »weil ich nichts von ihm wollte«.

Als Bobby ihr beschämt sein Zimmer zeigte, konnte sie nicht glauben, wie er lebte. Auf ein paar Quadratmetern drängten sich ein Wohnbereich mit einem schmalen Bett und ein winziges Bad. Regina hatte einmal gelästert, »man kann sich [darin] kaum umdrehen«. Zita erinnerte sich: »Seine Armut war ihm peinlich.« Bücher, Kartons und Tonbänder stapelten sich zu hohen Türmen. Was enthielten die Bänder? Zita zufolge seine Verschwörungstheorien. Er erzählte ihr auch von seinem Plan, ein Buch zu schreiben, das *beweisen* würde, wie die Sowjets beim Schach betrogen. Auf den Bändern habe er seine Gedanken zu dem Thema gesammelt.

Bobby und Zita spielten eine Partie Schach, und zwar in einer von ihm erfundenen Spielart namens Fischer Random (oder Chess960). Zita

behauptet, gewonnen zu haben. Danach spielten sie nie wieder, auch, weil sie fürchtete, auf eine weitere Schmach könnte er gewalttätig reagieren. Schließlich war sie nur eine Frau und noch nicht einmal Schachmeisterin. Aber sie analysierten noch mehrere Partien zusammen.

Als er sie einmal abends abholte, entdeckte er auf dem niedrigen Haus gegenüber Handwerker. Wahrscheinlich Mossad-Agenten, die ihn beschatteten, erklärte Bobby. Zita berichtete, er habe unablässig über seine »ewigen Obsessionen« schwadroniert.

Als Grund dafür, dass er fast 20 Jahre nicht gespielt hatte, sagte Bobby, er warte noch auf das richtige Angebot. Allerdings definierte er nicht, was er darunter genau verstand. Das richtige Preisgeld? Den richtigen Ort? Den richtigen Gegner? Vermutlich alles und noch vieles mehr. Bobby regte sich übrigens noch immer darüber auf, dass Nixon ihn 1972 zwar mündlich ins Weiße Haus eingeladen hatte, ihm aber nie eine schriftliche Einladung geschickt hatte. Zwei Jahrzehnte später! Laut einem Interview, das Zita später Tivadar Farkasházy gab, wartete Bobby noch immer darauf, dass sich die amerikanische Regierung für diese Brüskierung entschuldigte.

Zita fand nicht heraus, wer seine – bescheidene – Miete zahlte. Claudia Mokarow war es nicht, das wusste sie irgendwoher. Sie hielt Bessel Kok für den Wohltäter; nicht ahnend, dass Kok jegliches Interesse an Bobby verloren hatte. Tatsächlich bestritt Bobby Miete und Lebensunterhalt mit den Sozialversicherungsschecks seiner Mutter.

Inzwischen war die 77-jährige Regina von Nicaragua nach Kalifornien zurückgezogen. Grund dafür waren Herzprobleme; in Amerika wollte sie sich einen Herzschrittmacher einpflanzen lassen. Als Bobby von der bevorstehenden Operation erfuhr, kauften Bobby und Zita – pleite wie immer – Fahrkarten für das billigste Verkehrsmittel nach Palo Alto: den Greyhoundbus. Bobby wollte seiner Mutter beistehen. Und ihr Zita vorstellen.

Arztkritisch wie immer, versuchte Bobby, Regina die Operation auszureden. Stundenlang diskutierten die beiden miteinander. Bobby fand die Vorstellung schrecklich, dass ein fremdes Objekt in den Körper seiner Mutter eingepflanzt werden sollte. Doch Regina, selbst Ärztin, kannte die Risiken besser als er. Sie blieb fest und ließ sich operieren. Danach lebte sie noch bis ins Alter von 84 Jahren.

Während ihrer Reise nach Amerika hatte Zita zumindest einen Teil dessen erreicht, was sie sich vorgenommen hatte. Sie wusste nun, warum Bobby Fischer nicht mehr spielte: Es brauchte das richtige Angebot, und zwar über mindestens fünf Millionen Dollar – die Summe, die damals auf den Philippinen für den Wettkampf gegen Karpow ausbezahlt worden wäre.

Zita betonte stets, in den sechs Wochen ihres Besuchs in Los Angeles sei es zu keiner körperlichen Intimität mit Bobby gekommen – »danach war mir gar nicht«, sagte sie. Dennoch verliebte sich Bobby in sie. Dritten gegenüber nannte er sie »meine Freundin«, einmal sogar seine Verlobte. Am liebsten hätte er sie sofort geheiratet, wenn sie erst einmal volljährig war. Doch er wusste: Um eine Familie gründen zu können, brauchte er Geld. Das gab ihm den letzten Schub, sich nach einem lukrativen Kampf umzusehen.

Zitas Vater war Diplomat und FIDE-Funktionär, und auch Zita verfügte über Kontakte in der Schachwelt, die bei der Sponsorensuche für eine Neuauflage des Kampfes Fischer–Spasski nützlich sein konnten. Wenn Bobby ihr einen Brief mitgäbe, in dem er sein grundsätzliches Interesse bekundete, würde sie sich um Financiers bemühen. Bobby verfasste einen handgeschriebenen Brief. Bemerkenswert, dass dieser Mann, der sich so ungern festlegte, in diesem Fall einer 17-Jährigen Vollmacht erteilte, in seinem Namen zu sprechen. Mitte Mai flog Zita nach Hause.

Nach fast einem Jahr tat Zita schließlich einen Interessenten auf: Janos Kubat, einen international bekannten Schachorganisator. Beim ersten Versuch, ihn zu kontaktieren, war Zita noch an seiner Sekretärin gescheitert. Doch später hörte sie in einem Flughafen, wie sein Name ausgerufen wurde. Sie fing ihn ab und stellte ihm ihren Plan vor. Kubat reagierte zunächst skeptisch, bis Zita ihm Bobbys Brief zeigte und ihm seine streng geheime Telefonnummer gab. Kubat kannte einige Leute, die die fünf Millionen aufbringen konnten, und versprach zu helfen.

Etwa einen Monat später, im Juli 1992, trafen sich Kubat, Zita und zwei Vertreter der Jugoskandic Bank in Los Angeles, um mit Bobby über ein mögliches »Revanchematch« zwischen Fischer und Spasski zu reden. Der Direktor der Bank, Jezdimir Vasiljevic, hatte seine Manager bevollmächtigt, ein Preisgeld von fünf Millionen Dollar anzubieten – aber unter einer Bedingung: Der Kampf musste schon in drei Wochen beginnen, und zwar in Jugoslawien. Bobby hatte keinen Schimmer, wer Vasiljevic war: ein

Waffenschmuggler und Betrüger. Seine Bank, die auf einem Pyramidensystem beruhte, sollte später spektakulär pleitegehen. Und obwohl Vasiljevic – in Serbien eine große Nummer mit besten Kontakten zur Politik – sechs Jahre jünger war als Bobby, behandelte er ihn wie ein Vater.

Die Verhandlungen gestalteten sich zäh, doch im Vergleich zu den 132 Forderungen, die Fischer 1975 für den Weltmeisterschaftskampf erhoben hatte, hielt er sich jetzt wacker zurück. Im geplanten Kampf Fischer gegen Spasski verlangte er für den Sieger 3,35 Millionen und für den Verlierer 1,65 Millionen Dollar. Der Kampf sollte, theoretisch unendlich, fortgesetzt werden, bis ein Spieler zehn Siege erzielt hatte. Remis würden nicht gezählt. Bei einem Endstand von 9:9 würde der Kampf als Unentschieden gewertet, das Preisgeld fifty-fifty geteilt, und Fischer würde seinen Titel als unbesiegter Schachweltmeister behalten. Als Letztes forderte er, dass bei dem Wettkampf eine von ihm erfundene Schachuhr eingesetzt würde.

Bobby verlangte außerdem 500 000 Dollar Vorschuss, noch bevor er überhaupt aus Kalifornien abreiste. Ein heikler Moment. Kubat fürchtete, Vasiljevic würde sich darauf nicht einlassen, bevor Bobby nicht einen bindenden Vertrag unterschrieben hätte. Schließlich wusste jeder, dass Bobby schon öfters Projekte in letzter Sekunde hatte platzen lassen. Wenn das Match wirklich stattfinden sollte, würde Bobby sich jedenfalls mächtig zusammenreißen müssen. Doch just, als Kubat schon nach Belgrad abreisen und dort versuchen wollte, den Vorschuss loszueisen, verblüffte Bobby alle: Er unterschrieb den Vertrag auch ohne den Vorschuss. Wenige Tage später brachte Kubat dennoch das Geld. Bevor Bobby nach Jugoslawien flog, löste er seinen gesamten Haushalt auf – ein verblüffender Zug, schließlich würde er doch, wie so oft in der Vergangenheit, nur ein paar Monate weg sein. Oder? Ahnte er etwa schon, dass er nie wieder nach Kalifornien zurückkehren würde?

Der Großteil seiner Besitztümer wanderte in 52 Kartons verpackt in einen Lagerraum. Dann flog Fischer nach Belgrad und weiter nach Montenegro. Dort inspizierte er den Veranstaltungsort und bereitete sich auf den Kampf vor. Spasski, der dem Vertrag ohne Einwände zustimmte und ihn unterschrieb, erklärte: »Fischer holt mich aus der Versenkung. Das ist ein Wunder, und ich bin dankbar.«

Sveti Stefan, Jugoslawien, September 1992

Manchmal, wenn der Wind richtig stand, hörte man den Widerhall massiven Artilleriefeuers, das hundert Kilometer nördlich auf Sarajevo niederging. Der Balkankrieg tobte wie nie zuvor. Im August waren in Bosnien und der Herzegowina in nur zwei Wochen über 8000 Menschen umgekommen. Millionen weitere hatten in den Monaten zuvor aus ihrer Heimat fliehen müssen. Etwa 80 Kilometer vom Austragungsort des »Rematches« entfernt kämpften in der östlichen Herzegowina bosnische Regierungstruppen gegen serbische Freischärler.

Doch auf Sveti Stefan, einer winzigen, wunderschönen Insel vor der Küste Montenegros, herrschte am Abend des 1. Septembers Friede, Freude und Frohsinn. Fackelträger in traditioneller montenegrinischer Tracht – in weißen Pluderhosen und farbenfrohen grünen Westen – säumten die Landzunge, die die Insel mit dem Festland verband. Die Insel, einer der schönsten Flecken Europas, war in der jüngeren Vergangenheit ein Rückzugsort für Marshall Tito gewesen, heute tummelt sich dort die Prominenz.

Ein Korrespondent der *New York Times* beschrieb den 49-jährigen Bobby Fischer als »übergewichtigen, kahl werdenden, bärtigen Mann mittleren Alters, dessen Gesicht gelegentlich verblüffend ausdruckslos wirkt«. Bobbys Blick war aber nicht deswegen leer, weil in seinem Kopf nichts vorgegangen wäre, sondern weil er sich schlicht nicht besonders für seine Umgebung interessierte. Nur wenige Dinge erregten seine Leidenschaft: Politik und Religion, Verschwörungen und deren Aufdeckung, Fremdsprachen, Zita und natürlich Schach.

Er hatte sich für das Event die Haare schneiden und den Bart trimmen lassen und trug einen gut sitzenden hellbraunen Anzug, den er sich in Belgrad hatte maßfertigen lassen. Von vier Leibwächtern mit Sonnenbrillen eingerahmt – zwei vorn, zwei hinten –, schritt er mit Zita den felsigen Pfad zum edlen Hotel Maestral hinüber, einer Ansammlung befestigter Häuser aus dem 15. Jahrhundert. Als wären sie Caesar und Kleopatra beim Einzug nach Rom, lächelten und grüßten sie huldvoll nach links und rechts, wo ihre Untertanen standen. Die beiden waren unterwegs zur Eröffnungsfeier des

gefeierten Rematches. Und da man sich in mittelalterlicher Umgebung befand, war auch das Unterhaltungsprogramm im Stil des 15. Jahrhunderts gehalten, mit Musikern, Volkstänzern, Akrobaten und einem Feuerwerk vor der Küste.

Zita, die ihren 19. Geburtstag feierte, lächelte unentwegt. Ihr offenes Gesicht wurde von glatten hellbraunen Haaren eingerahmt und von einer dicken Brille mit rosa Gestell beherrscht. Neben dem fast 1,90 Meter großen Bobby wirkte die über 30 Zentimeter kleinere Zita wie ein Kind.

Bobby verfolgte die Festivitäten von einem Thron aus. Neben ihm saß Jezdimir Vasiljevic, der zwielichtige Sponsor des Kampfes, auf einem identischen Thron: zwei gleichrangige Könige, einer König des Schachs, der andere König des Geldes. Vasiljevic hatte das Hotel für 500 Millionen Dollar erworben, das Preisgeld von fünf Millionen belastete ihn also nicht allzu sehr. Als Vasiljevic den Vertrag mit Bobbys Unterschrift überreicht bekam, jubelte der Serbe: »Ich habe gerade fünf Millionen *verdient*!« Denn nötigenfalls hätte er auch zehn Millionen Dollar hingeblättert. (Bobby gegenüber verriet er das natürlich nie.)

Die Schachwelt nahm die Ankündigung des Revanchekampfs mit gemischten Gefühlen auf. In einem Kommentar für die *New York Times* fasste Großmeister Robert Byrne die Spekulationen und Reaktionen so zusammen: »Am einen Ende des Spektrums herrscht Freude darüber, dass Mr. Fischer nach zwei Jahrzehnten aus der Versenkung auftaucht. Schließlich ist er ein Gigant des amerikanischen Schachs, und nur wenige Großmeister dürfen behaupten, sie seien von seinen Ideen nicht beeinflusst und von der Brillanz seiner Partien nicht beeindruckt worden. Wenn er noch immer in Topform spielt, wenn er danach weitere Wettkämpfe bestreitet, wenn er später wieder um den Titel antritt – wenn, wenn, wenn –, dann könnte wieder eine Welle der Schachbegeisterung durchs Land, durch die ganze Welt fahren. Genau wie vor zwei Jahrzehnten, als Mr. Fischer Mr. Spasski schlug und Weltmeister wurde.« Die Frage, ob Bobby einen weiteren »Fischer-Boom« im Schachsport auslösen würde, war allerdings sekundär. Viel gespannter war man, ob Bobbys gewaltiges Naturtalent sich am Schachbrett wieder zeigen würde. Niemand konnte sagen, wie stark er nach so langer Pause noch spielen würde. Selbst Bobby konnte nicht wissen, ob er seinen Blick fürs Spiel und seine Brillanz bewahrt hatte. Mit einem Sieg im Rematch gegen Spasski könnte Bobby sich und der

Öffentlichkeit jedoch beweisen, dass er es noch immer draufhatte. Allerdings war der nun 55-jährige Spasski auf der FIDE-Weltrangliste inzwischen etwa auf Platz 100 abgerutscht. Nach Ansicht vieler Schachspieler würde der Kampf deshalb nur wenig darüber aussagen, ob Fischer noch immer verdiente, als stärkster Schachspieler der Welt bezeichnet zu werden. Bobby bat seinen Freund Gligorić (»Gliga«), zehn Trainingspartien gegen ihn zu spielen. Bobby gewann den Privatwettkampf, doch nur drei der Partien wurden veröffentlicht. Eine davon ging an Bobby, die beiden anderen endeten remis.

Garry Kasparow, der damalige Titelträger, tat das Rematch als unerheblich ab. Auf die Frage, ob er gern gegen Fischer um den offiziellen Weltmeistertitel antreten würde, blaffte er: »Kommt nicht infrage. Fischer hat's nicht mehr drauf. Boris und Bobby sind Rentner, keine Gefahr für mich.« Der Londoner *Daily Telegraph* sah dem Match euphorischer entgegen: »Stellen Sie sich vor, Sie könnten das Ende von Schuberts *Unvollendeter* hören oder Beethovens *Zehnte*, oder Sie könnten den fehlenden Arm von Michelangelos *Venus* sehen. Genau so empfinden Schachspieler in aller Welt angesichts Fischers Rückkehr.«

Noch bevor die Schachuhr für die erste Partie in Bewegung gesetzt wurde, hagelte schon Kritik auf Bobby ein: Wie könne er nur mitten in einem vom Bürgerkrieg zerrissenen Land spielen? Die Vereinigten Staaten versuchten im Verbund mit einigen anderen Ländern und den Vereinten Nationen, Serbien zu isolieren, weil es die Gewalt gegen Moslems und andere Minderheiten unterstützte. Am 7. August 1992 gab Kubat der Deutschen Presseagentur ein Interview, in dem er behauptete, die amerikanische Regierung habe Fischer erlaubt, in Serbien zu spielen. Entweder war hier der Wunsch Vater des Gedankens, oder Kubat versuchte gezielt, mit dieser Aussage die Öffentlichkeit zu täuschen und dem Schachwettkampf Legitimität zu verschaffen.

Zehn Tage vor Beginn des Wettkampfs erhielt Bobby folgenden Brief vom US-Finanzministerium:

DRINGENDE AUFFORDERUNG ZUR SOFORTIGEN EINSTELLUNG
FAC NR. 129405

Mr. Bobby Fischer
c/o Hotel Sveti Stefan (Zimmer 118)
85315 Sveti Stefan
Montenegro, Jugoslawien

Sehr geehrter Mr. Fischer,

wir haben erfahren, dass Sie vorhaben, ab dem 1. September 1992 in der Bundesrepublik Jugoslawien (Serbien und Montenegro) gegen Preisgeld einen Schachwettkampf gegen Boris Spasski auszutragen. Als amerikanischer Staatsbürger müssen Sie sich an die im präsidialen Dekret Nr. 12810 vom 5. Juni 1992 festgesetzten Bedingungen halten. Darin wurden gegen Serbien und Montenegro Sanktionen verhängt. Das Amt für Kontrolle ausländischer Vermögenswerte (FAC) beim US-Finanzministerium wurde mit der Durchsetzung des präsidialen Dekrets beauftragt.
Das Dekret verbietet US-Staatsbürgern, Verträge über kommerzielle Projekte in Jugoslawien zu erfüllen oder Dienstleistungen nach Jugoslawien zu exportieren. Hiermit informieren wir Sie, dass Ihre Bereitschaft, an dem von einem Unternehmen finanzierten Schachwettkampf teilzunehmen, als Unterstützung der kommerziellen Aktivität des Sponsors gewertet wird. Damit bewegen Sie sich außerhalb der General License Nr. 6, wonach Reisen erlaubt sind, aber keine kommerziellen Aktivitäten. Wir betrachten Ihr geplantes Antreten in einem Schachwettkampf als den Export von Dienstleistungen nach Jugoslawien, in dem Sinne, dass der jugoslawische Sponsor von Ihrem Namen und Ruf profitiert.
Verstöße gegen das präsidiale Dekret werden zivilrechtlich – Höchststrafe 10 000 Dollar pro Verstoß – und strafrechtlich geahndet – mit einer Höchststrafe von 250 000 Dollar pro Verstoß und /oder zehn Jahren Gefängnis. Sie werden hiermit angewiesen, alle oben erwähnten Aktivitäten zu unterlassen. Darüber hinaus werden Sie aufgefordert, diesem Amt innerhalb von zehn Tagen nach Erhalt dieses Schreibens Bericht zu erstatten, in dem Sie die Umstände all Ihrer Transaktionen um das geplante Schachmatch in Jugoslawien gegen Boris Spasski darlegen. Den Bericht schicken Sie an:

US-Finanzministerium, Amt für die Kontrolle ausländischer Vermögenswerte, Abteilung Vollstreckung, 1500 Pennsylvania Avenue, N.W., Anbau, 2. Stock, Washington D.C., 20220. Falls Sie in dieser Angelegenheit Fragen haben, kontaktieren Sie Merete M. Evans unter (202) 622-2430.

Hochachtungsvoll
R. Richard Newcomb
Direktor
Amt für die Kontrolle ausländischer Vermögenswerte

Kopien an:
Charles P. Pashayan jun., Esq. The Pacific Mutual Building
1418 33rd St., N.W. 523 West Sixth Street
Washington, D.C. 20007 Suite 541
Los Angeles CA 90014
Choate & Choate
Anwaltskanzlei US-Botschaft
Belgrad, Jugoslawien

Bobby, der gegen die amerikanische Regierung eine fast anarchistische Abscheu hegte und seit 1977 sämtliche Steuerzahlungen verweigert hatte, beschloss, das Schreiben zu ignorieren, das ihm immerhin 250 000 Dollar Geldstrafe und zehn Jahre Gefängnis androhte. In der Öffentlichkeit stand die Mehrheit wohl auf seiner Seite. Wollte die amerikanische Regierung ihn wirklich dafür einsperren, dass er Holzfiguren auf einem Schachbrett herumschob? Sehr wohl – fürchtete zumindest Charles »Chip« Pashayan, der Anwalt, der sich kostenlos um Bobbys juristische Angelegenheiten kümmerte. Das Schatzamt konnte ihn hinter Gitter bringen und würde das wahrscheinlich auch tun. Am 28. August beschwor Pashayan Bobby deshalb brieflich, den Wettkampf zu verschieben. Schließlich habe doch Vasiljevic in einer PR-Offensive versprochen, dem Internationalen Roten Kreuz 500 000 Dollar für die Opfer des Balkankrieges zu spenden. Pashayan hoffte, das US-Finanzministerium würde diese humanitäre Geste würdigen und Bobby vielleicht eine Sondergenehmigung erteilen. Wenn Bobby sofort heimkäme, könnte der Wettkampf später, nach Aufhebung der Sanktionen, immer noch ausgetragen werden. »Es führt kein Weg daran

vorbei: Du musst der Aufforderung nachkommen«, warnte er. Doch Bobby blieb indes stur. Eine Rechtfertigung für seine Entscheidung lieferte er keine; er spielte, weil er Lust dazu hatte, weil er sich von niemandem etwas vorschreiben lassen wollte und weil er das Geld brauchte. Er reagierte, indem er seine Wut am Überbringer der Nachricht ausließ: Er entließ Pashayan (der ja ohnehin pro bono für Bobby gearbeitet hatte).

Der jugoslawische Ministerpräsident Milan Panić wünschte sich natürlich eine Durchbrechung der Sanktionen und unterstützte Bobby. Über den kommenden Wettkampf sagte er: »Stellen Sie sich nur vor, die Sanktionen verböten einem Mozart, Musik zu komponieren. Was, wenn diese Partien die großartigsten aller Zeiten werden?« Nachdem der Austragungsort des Wettkampfs mittlerweile nach Belgrad verlegt worden war, traf der Präsident Serbiens, Slobodan Milošević, sich mit Fischer und Spasski. Dabei bat Milošević um ein Foto mit den beiden und nutzte die Gelegenheit zu einem Propagandaauftritt vor der versammelten Weltpresse. »Der Wettkampf ist wichtig, weil er stattfindet, während Jugoslawien unter einem willkürlichen Embargo leidet. Daran kann man hervorragend sehen, dass Schach und Sport nicht von der Politik gezähmt werden können.« (Milošević wurde später vom Internationalen Gerichtshof in Den Haag wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit verurteilt und starb im Gefängnis.)

All die Jahre waren vergangen – doch Bobby war ganz der Alte geblieben. An allem hatte er rumzumäkeln, nichts passte ihm. Vasiljevic ging lammfromm auf alle Forderungen Bobbys ein, auch wenn sie nicht vertraglich festgehalten waren. Mit diesem Vorgehen hoffte er, Bobby zufriedenzustellen. So lehnte Bobby beispielsweise sechs Schachtische als untauglich ab, dann verlangte er einen von der Schacholympiade 1950 in Dubrovnik. Und selbst der musste von einem Schreiner noch leicht geändert werden. Farbton und Gewicht der Figuren mussten genau stimmen; auch hier entschied sich Bobby für die Figuren, die bei der Olympiade in Dubrovnik verwendet worden waren. Besonders gefiel ihm die kleine farblich abgesetzte Bischofsmütze auf dem Läufer. Kaum zu glauben: Einen Figurensatz lehnte Bobby ab, weil der Springer eine zu lange Nase hatte. Die antisemitischen Untertöne dieser Beschwerde entgingen niemandem. Um die Größe der Figuren im Verhältnis zu den Feldern zu begutachten, stellte Bobby vier Bauern auf ein Feld. Sie passten, ohne seitlich

überzustehen, und Bobby erklärte sich mit den Figuren einverstanden. Er verlangte jedoch, die Beleuchtung so umzustellen, dass kein Schatten auf das Brett fiel. Und, nicht zu vergessen: Die Zuschauer mussten 20 Meter weit von der Bühne weg sitzen.

Bobby hatte eine neue Schachuhr erfunden, auf deren Verwendung beim Wettkampf er bestand. Vasiljevic ließ sie eigens anfertigen. Die Uhr war insofern anders, als dass jeder Spieler zu Anfang der Partie 90 Minuten Bedenkzeit hatte und für jeden gemachten Zug zwei weitere Minuten bekam. So wurde sichergestellt, dass ein Spieler für jeden Zug mindestens zwei Minuten Zeit hatte. Niemand würde mehr in akute Zeitnot geraten und unter höchstem Druck leichte Fehler machen, so die Überlegung. Denn schließlich machten doch brillante Züge und Strategien das Spiel für Spieler und Zuschauer interessant. Wer könnte schon einen Sieg genießen, der einem durch Zeitnot des Gegners in den Schoß fiel? Auch abseits des Bretts musste alles genau passen. So verlangte Bobby etwa, dass der Toilettensitz in seiner Villa um 2,5 Zentimeter erhöht würde.

Von Washington Irving stammt die Geschichte des Rip van Winkle, der nach 20-jährigem Schlaf in sein völlig verändertes Dorf zurückkehrt. Als Bobby, der Rip van Winkle des Schachs, nach 20 Jahren wieder aus der Versenkung auftauchte, hatte sich vor allem eines verändert: seine Persönlichkeit. Der lächelnde, gut aussehende Bobby Fischer, der 1972 die Menschen bezaubert hatte, war durch einen arroganten, neurotischen, reizbaren und dünnhäutigen Klotz ersetzt worden.

Fischer hatte sich derart radikal verändert, dass er am Abend vor dem ersten Wettkampftag sogar aus freien Stücken eine Pressekonferenz einberief. Früher wäre das undenkbar gewesen, schließlich hasste er die Medien. Seine ganze Schachkarriere hindurch war er von Reportern gelöchert worden, doch das war seine erste offizielle Pressekonferenz seit über 20 Jahren. Er stand unter höchster Anspannung, wartete geradezu begierig auf Fragen. Nach all den Gerüchten erwarteten die meisten Pressevertreter eine Art Gespenst, eine Gestalt, die mit dem Bobby Fischer von Reykjavik nichts mehr gemein hatte. Viele der Reporter hatten ihn nie zuvor live gesehen. Schließlich betrat ein unerwartet muskulöser, fit

wirkender Bobby den Raum und schwang sich auf seinen Podiumssitz. Mit seinen breiten Schultern hätte er auch ein ehemaliger Olympiaschwimmer sein können.

Im Vorfeld hatte Bobby darauf bestanden, dass alle Fragen schriftlich eingereicht würden. Jetzt ging er durch die Karteikarten und suchte nach ihm genehmen Fragen. Zu seiner Rechten saß ein sichtlich nervöser Spasski. Zu seiner Linken saß Vasiljevic, zog an seiner Meerschaumpfeife und wirkte recht entspannt. Nach einigen Momenten unbehaglicher Spannung sah Bobby schließlich auf und sagte: »Beginnen wir mit einigen unverschämten Fragen der *New York Times*.«

Roger Cohen: Warum haben Sie dieses Angebot angenommen, nachdem Sie so viele andere ausgeschlagen hatten?

Bobby Fischer: Sie stellen das verzerrt dar. Wenn ich mich richtig erinnere, weigerte sich Karpow 1975, zu *meinen* Bedingungen gegen *mich* anzutreten – Bedingungen, die im Grunde denen entsprechen, unter denen wir jetzt spielen werden.

Roger Cohen: Wenn Sie Spasski schlagen, werden Sie dann Kasparow zum Kampf um den Weltmeistertitel herausfordern?

Bobby Fischer: Das ist eine typische Frage von Mr. Roger Cohen von der *New York Times*. Können Sie lesen, was hier steht? [Fischer drehte sich um und wies auf die Flagge hinter dem Podium. Auf ihr stand »Weltmeisterschaftskampf«. Das Publikum klatschte.]

Nun klatschen Medienvertreter auf Pressekonferenzen praktisch nie, schließlich sollen sie ja neutrale Berichterstatter sein. Aber davon gab es auf dieser Konferenz gar nicht viele, denn allein für die Akkreditierung in Sveti Stefan mussten Reporter 1000 Dollar bezahlen. Deswegen hatten etliche Medien auf eine offizielle Akkreditierung verzichtet. So verloren sich im Raum der Pressekonferenz gerade einmal 30 Medienvertreter; die große Mehrheit der Anwesenden bestand aus normalen Zuschauern (beziehungsweise handverlesenen Claqueuren für Bobby und Serbien).

Bobby las Cohens Folgefragen vor, beantwortete sie aber nicht, sondern beschränkte sich auf Kommentare wie »wir werden sehen« oder »nächste Frage«. Nur auf Cohens letzte Frage ging er ein: »Fürchten Sie sich davor,

wegen der Verletzung des Embargos von Ihrer Regierung zur Rechenschaft gezogen zu werden?«

Bobby Fischer: Eine Sekunde bitte. [Er zog einen Brief aus seiner Aktentasche und hielt ihn hoch.] Dies ist die Aufforderung des amerikanischen Finanzministeriums in Washington D.C. vom 21. August 1992, Auskunft über illegale Aktivitäten zu erteilen. Und das ist meine Antwort auf das Verbot, hier meinen Titel zu verteidigen. [Er spuckte auf den Brief. Applaus aus dem Publikum.] Das ist meine Antwort.

Vasiljevic klatschte ebenfalls und lächelte Bobby anerkennend zu. Anschließnd lehnte Bobby sich in seinem Stuhl zurück, schwang nach links und rechts und sonnte sich in der Bewunderung seiner Höflinge wie ein Mussolini.

Die Nachricht von Bobbys Auftritt lief um die Welt. Auf ihren Kommentarseiten wüteten *Daily News* und *New York Times* gegen Bobbys unpatriotischen Ausfall (»Fischer verpfändet seine Ehre«, »Bosniens und Bobbys Tragödie«), Zeitungen, Zeitschriften und Fernsehen trugen die Meldung auf fast alle Kontinente der Erde. Die Öffentlichkeit reagierte mit einhelliger Abscheu darüber, wie völlig egal das in Bosnien stattfindende Gemetzel Bobby offenbar war. Er hatte internationales Recht und moralische Normen offen verhöhnt. Amerika schäumte. Man verglich Bobbys Affront mit den berühmtesten Ausfällen amerikanischer Bürger gegen ihr Land: mit Ezra Pounds Hitlergruß, mit Jane Fondas Posieren auf einem nordvietnamesischen Panzer und mit Tokyo Roses Propagandasendungen während des Zweiten Weltkriegs.

Selbst Bobbys treuem Freund Jack Collins, dem Yoda des amerikanischen Schachs, platzte der Kragen: »Er langweilt mich, er widert mich an.« Außerdem nannte er ihn einen »Trottel, den man nicht ernst nehmen darf«. William Lombardy hingegen verteidigte Bobby: »Ja, Fischer hat dem Schach und uns einen Bärendienst erwiesen. Aber er ist immer noch ein Zauberer und kann dem Spiel eine Menge geben. Bobby und Boris sahnen endlich ab. Das nehme ich ihnen nicht übel.«

Die Pressekonferenz ging ähnlich spektakulär weiter. Bobby beantwortete die Reporterfragen mit grenzwertigen bis unsäglichen Statements. Auf die Frage, was er vom Kommunismus halte, antwortete er: »Der

Sowjetkommunismus ist im Grunde verschleierter Bolschewismus, der wiederum verschleierter Judaismus ist.« Auf den Vorwurf, er sei Antisemit, wies Bobby mit einem Augenzwinkern darauf hin, dass auch Araber Semiten seien. »Und mir kann keiner nachsagen, ich sei araberfeindlich, okay?« Kasparow und Karpow nannte er »Gauner«, und auch Kortschnoi beschimpfte er: »Durch ihre unmoralischen, unethischen Absprachen haben sie das Schach zugrunde gerichtet. Diese Kerle sind Abschaum.«

Zita saß während der Pressekonferenz im Zuschauerraum, beantwortete aber keine Fragen, zumindest nicht offiziell. Später erklärte sie in einem Hintergrundgespräch, dass sie Bobby zwar nicht heiraten wolle, seine Aufrichtigkeit aber attraktiv finde. Sie fuhr fort: »Ich liebe Genies und Irre.« In welche Kategorie Bobby ihrer Ansicht nach gehörte, sagte sie aber nicht.

Am 2. September 1992 um exakt 15.30 Uhr querte Bobby die Bühne mit raschen Schritten, erreichte das Brett und gab Spasski die Hand. Er trug einen blauen Anzug und eine rot-weiße Krawatte, als wolle er seinen Patriotismus demonstrieren. Und um jeden Zweifel an seiner Vaterlandsliebe auszuräumen, hing auf seiner Seite des Tisches eine kleine amerikanische Flagge. Auf Spasskis Seite hing die Tricolore (Spasski war aus der UdSSR emigriert und hatte die französische Staatsbürgerschaft angenommen). Wie schon 1972 wurde die Begegnung der zwei Großmeister von Lothar Schmid geleitet. Als Schmid den Hebel drückte und die Schachuhr startete, ließ sich die Nostalgie im Zuschauerraum mit Händen greifen. Seit dem letzten Duell zwischen Fischer und Spasski waren 20 Jahre vergangen, doch die drei Protagonisten wirkten fast unverändert, wenn man von einigen grauen Haaren, zusätzlichen Falten im Gesicht und ein paar Extrakilos um die Hüften einmal absah. Laugardalshöll hatte sich ins Hotel Maestral verwandelt, Island war Jugoslawien geworden, doch Bobby war noch immer Fischer, Boris noch immer Spasski. Und es wurde noch immer Schach gespielt.

Nach wenigen Minuten Spielzeit zog Bobby einen Lederschirm mit breitem Schild auf, sodass sein Gegenüber nicht sehen konnte, wohin er schaute. Wenn er am Zug war, zog Bobby den Schirm tief ins Gesicht und

legte das Kinn an die Brust, fast als wäre er ein Pokerspieler, der sein Blatt vor neugierigen Blicken schützte.

Bobby hatte in den 20 Jahren keinerlei Rost angesetzt; er spielte noch genauso meisterlich wie 1972: aggressiv, unerbittlich, brillant mal von der einen Seite angreifend, mal von der anderen. Beide Seiten verloren Figuren.

Auf der ganzen Welt verfolgten Fans die Partie per Fax und Telefon, und beim 50. Zug klärte sich die Frage, die alle bewegte: Spasski gab auf. Der Großmeister Yasser Seirawan schrieb: »Ja, tatsächlich, Bobby ist zurück! Eine makellos geführte Partie. Präzis bis zum letzten Augenblick.« Medien, die Fischer noch am Vortag für seine Entgleisungen kritisiert hatten, mussten jetzt zugeben, dass er zumindest am Brett alles richtig gemacht hatte: »Das amerikanische Schachgenie spielte überzeugend und scheint in Topform.« Aber, um das Sprichwort zu paraphrasieren, eine gute Partie macht noch keinen Champion.

Während der zweiten Partie schien Bobby weiter vor Energie zu bersten … bis ihm beim 50. Zug ein kapitaler Fehler unterlief, der ihn den Sieg kostete. In der dritten Partie passierte ihm Ähnliches, wieder verschenkte er einen möglichen Sieg und erzielte nur ein Remis. Sein freimütiger Kommentar hinterher gewährte einen tiefen Einblick in seine Gemütslage: »Heute habe ich mir vielleicht eine Auszeit genommen. Ich *hoffe*, es war nur eine Auszeit. Ich hatte Probleme.« Der Schatten eines Zweifels begann an ihm zu nagen. Was, wenn die dritte Partie nun kein Ausrutscher gewesen war? Hatte er doch zu lange pausiert? Gab es den alten Bobby Fischer überhaupt noch? Doch es kam noch schlimmer, Bobby verlor die vierte und fünfte Partie. Würde der überaus sensible Bobby daran verzweifeln?

Unter den Zuschauern befand sich der ehrwürdige Andor Lilienthal, ein 81-jähriger ungarischer Großmeister. Zusammen mit seiner Frau war er von Budapest nach Sveti Stefan gereist, um das Duell zu verfolgen. Nach der vierten Partie trafen sich Lilienthal und Fischer im Hotelrestaurant. »Großmeister Lilienthal, das ist Bobby Fischer«, sagte die Person, die die beiden miteinander bekannt machte. Bobby platzte heraus: »Hastings 1934/35, Damenopfer gegen Capablanca. Brillant!«

Dieser Kommentar war insofern typisch für Bobby, als er Leute anhand ihrer Schachpartien einzuordnen tendierte. Andere Kriterien kannte er kaum. Noch Jahre später schüttelte Lilienthal den Kopf darüber, wie Bobby

sich spontan an diese berühmte Partie erinnern konnte, die immerhin über ein halbes Jahrhundert zuvor stattgefunden hatte.

Nach dem Wettkampf schrieb Spasski:

> Ich wollte nicht in erster Linie gewinnen, sondern Bobby wieder zu seiner Topform verhelfen. Die sechste Partie war kritisch. Ich spielte mit Weiß auf remis, doch Bobby spielte so schlecht, dass ich auf die Siegerstraße geriet. Was für eine Chance, mit drei zu eins Siegen davonzuziehen!
> Würde Bobby eine solche Situation ertragen? Ich hatte keine Ahnung. Dadurch geriet ich in eine Zwickmühle. Einerseits wollte ich natürlich die Partie gewinnen, andererseits fürchtete ich mich davor. Ich hielt es für durchaus möglich, dass Bobby nach einer weiteren Niederlage den Kampf abbrechen und das Schach für immer aufgeben würde. Diese Sorge kostete mich in der sechsten Partie den Sieg. Bobby rettete sich durch schieren Kampfgeist. Danach kam sein Selbstbewusstsein zurück, er wagte wieder, kreativ zu spielen, und wurde viel besser.

Bobby kämpfte sich in das Match zurück und übernahm mit der neunten Partie die Führung. Danach wogte der Kampf hin und her, aber Bobby gab seine Führung nicht mehr ab. Es ging um viel: Wer als Erster zehn Siege erreichte, bekam den Großteil des Preisgelds und sicherte sich den Titel. Während gespielt wurde, hielt Bobby sich mit seinen Tiraden zurück. Doch mit weiteren Pressekonferenzen verprellte er alte Freunde und machte sich neue Feinde. Insgesamt gab Bobby neun Konferenzen, auf denen er unter anderem Folgendes sagte:

> »Ich finde, ich schlage mich dafür ganz gut, dass ich die letzten 20 Jahre auf der schwarzen Liste des Weltjudentums stand.«
> »Nein, ich bedaure nicht, auf den Brief gespuckt zu haben.«
> »Dieser Mann [Kasparow] ist ein pathologischer Lügner, ich würde also nicht für bare Münze nehmen, was er sagt.«
> »Ich verklagte ein Unternehmen namens Time Incorporated … auf mehrere Zigmillionen Dollar oder vielleicht viele hundert Millionen Dollar, wegen öffentlicher Diffamierung, Vertragsbruchs usw. Zwei Jahre

zog sich der Rechtsstreit hin, übrigens vor einem Bundesgericht, er kostete mich viel Zeit und Geld. Dann sagte der Richter einfach: ›Die Klage ist unbegründet. Sie wird hiermit abgewiesen.‹ [Die Klage richtete sich übrigens nicht nur gegen Time Inc., sondern auch gegen Brad Darrach, den Autor von Bobby Fischer vs. the Rest of the World. Der von Bobby unterschriebene Vertrag hatte Darrach Zugang zu Bobby verschafft, aber nur zu dem Zweck, Artikel zu verfassen, kein Buch. Der amerikanische Schachbund wurde ebenfalls verklagt, weil er das Buch bewarb.]

»Das bewies mir, dass die amerikanische Regierung und Time Incorporated sich illegalerweise gegen mich verschworen hatten, um mich um Hunderte Millionen Dollar zu betrügen. Deshalb habe ich seit 1976, nein 1977, weder Bundessteuern noch Einkommensteuer an den Staat Kalifornien abgeführt.«

Nach 25 Partien hatte Bobby neun Siege auf dem Konto, Spasski fünf. Die vier folgenden Partien endeten alle remis; in dieser Phase taten sich beide schwer, ihr Gegenüber zu besiegen. Beide Männer waren müde. In der letzten Partie jedoch machte Spasski seinen 27. Zug – die Lage war bereits hoffnungslos – und gab dann auf. Fischer hatte resolut gespielt und die Partie ungefährdet gewonnen.

Nach seiner privaten Sichtweise war Bobby jetzt wieder Weltmeister, außerdem 3,5 Millionen Dollar reicher. Damit sei Bobby das größte Comeback gelungen, seit Napoleon Bonaparte 1815 aus seinem Exil auf Elba nach Frankreich zurückkehrte, schrieb Charles Krauthammer scherzhaft in der Zeitschrift *Time*. Großmeister Yasser Seirawan fand, mit dieser Leistung habe sich Fischer wieder »unter den Top Ten der Welt« etabliert. Einige Monate später sagte der Großmeister Arnold Denker anlässlich Fischers 50. Geburtstags über seinen alten Freund und Rivalen: »Zugegeben, der Wettkampf gegen Spasski war nicht so grandios, aber musste man das nach so langer Pause nicht erwarten? Und doch gewann Bobby überzeugend. Ein Duell zwischen ihm und dem aktuellen Weltmeister [Kasparow] würde nie gekanntes Interesse erregen und weltweit Schlagzeilen bringen.«

Bobby erklärte, er brauche noch ein paar Trainingswettkämpfe gegen jüngere Spieler, um in Form zu kommen, doch 1994 würde er gern gegen Kasparow antreten. Allerdings musste er zuvor noch einen anderen Kampf ausfechten, gegen einen gewaltigen Gegner: die US-Regierung. Die war nach Bobbys Ausfällen stinksauer und wollte ihn wegen Missachtung des Embargos zur Rechenschaft ziehen. Außerdem standen 15 Jahre Steuern aus, wie Bobby selbst eingeräumt hatte, sowie Einkommensteuer auf die soeben gewonnenen Millionen.

Bei dem Abschlussbankett nötigte man Bobby auf den Tanzboden, wo er mit jungen Einheimischen ein paar Runden drehte. Danach richtete er auf Serbokroatisch ein paar Dankesworte an seinen Gastgeber und das jugoslawische Volk.

Nachdem Bobby sein Preisgeld kassiert hatte, traf er sich mit seiner Schwester Joan im Hotel Intercontinental Belgrad. Eigentlich hätte ihm zusätzlich noch etwa eine Million Dollar aus den Fernsehrechten zugestanden, doch das Geld sah Bobby nie. Joan nahm den Großteil des Preisgelds entgegen und reiste per Zug nach Zürich, wo sie bei der UBS ein Konto in Bobbys Namen eröffnete. In der Schweiz, hoffte Bobby, wäre das Geld vor dem Zugriff des amerikanischen Fiskus sicher.

Vasiljevic plante derweil schon den nächsten Wettkampf für Bobby, gegen Ljubomir Ljubojević, den besten jugoslawischen Schachspieler und einen der stärksten Taktiker der Welt. Bobby kannte Ljubojević, die beiden schätzten sich und freuten sich schon auf ein Duell. Ausgetragen werden sollte es in Belgrad und Spanien.

Vasiljevic handelte natürlich nicht uneigennützig. Einen Profit hatte er mit der Begegnung Fischer–Spasski bestimmt nicht gemacht, trotz aller Einnahmen aus Eintritten, Andenken, Fernsehrechten usw. Er hatte den Wettkampf veranstaltet, um weltweit auf das Embargo gegen Jugoslawien aufmerksam zu machen und den Eindruck zu erwecken, die Vereinigten Staaten erstickten mit den Sanktionen auch Kunst und Kultur. Der eng mit dem serbischen Regime verbandelte Vasiljevic wollte sich so in Jugoslawien den Anstrich eines Volkshelden geben – dabei war er schlicht ein Anlagebetrüger. Nur wenige Monate später stürzte sein Kartenhaus zusammen: Seine Banken hatten nach dem Pyramidensystem gearbeitet, die 15 Prozent Garantiezins auf Einlagen bezahlte er aus den Einlagen neuer Kunden. Als das System schließlich kollabierte, verloren 500 000 Kunden

insgesamt 1,6 Milliarden Euro. Vasiljevic selbst setzte sich nach Israel ab, angeblich mit Tüten voller Geld. Jahre später wurde er nach Serbien ausgeliefert und dort inhaftiert. Bobby, der mit Vasiljevic lange prima ausgekommen war, überwarf sich irgendwann auch mit ihm und bezeichnete ihn danach als Agenten des Zionismus. Natürlich wusste Bobby, dass sein 3,5 Millionen Dollar-Preisgeld schlicht Vasiljevics Bankkunden gestohlen worden war. Doch es zurückzugeben, kam ihm nie in den Sinn.

Presseberichten zufolge sollte Bobby angeklagt und in die Vereinigten Staaten ausgeliefert werden. Mitte Dezember bekam Bobby einen Anruf von seinem Anwalt: Ein Großes Bundesgeschworenengericht (zuständig für »kapitale und niederträchtige Verbrechen«) werde in dieser Angelegenheit zusammenkommen und fast sicher für eine Anklage stimmen. Bobbys Spucken auf den Brief der Regierung hatte das Fass offenbar zum Überlaufen gebracht. Bobby floh umgehend aus Belgrad, begleitet von seinem Sekundanten Eugenio Torre und zwei Bodyguards. Er verkroch sich in der Kleinstadt Magyarkanizsa ganz im Norden Serbiens, an der Grenze zu Ungarn. Da die dort lebende Bevölkerung ohnehin zu 90 Prozent aus Ungarn bestand, gab es fast keinerlei Grenzkontrollen. Zita könnte ihn also mühelos besuchen. Und wenn Bobby aus Jugoslawien fliehen müsste, ginge das an diesem verschlafenen Außenposten vermutlich risikolos. Bobby genoss die Ruhe in der »Stadt der Stille« … anfangs zumindest.

Am 15. Dezember 1992 erhob das Große Geschworenengericht Anklage gegen Bobby Fischer. Der Vorwurf: Bruch des durch Befehl von Präsident George Bush (sen.) verhängten Embargos. Bobby wurde davon brieflich in Kenntnis gesetzt. Nach Anklageerhebung stellten die Strafverfolgungsbehörden einen Haftbefehl gegen Bobby aus. Blieb nur noch die Frage, wie bald und wie nachdrücklich die Regierung tatsächlich versuchen würde, diesen Haftbefehl auch durchzusetzen.

Mitten im Winter gab es in Magyarkanizsa nicht viel zu tun. Um sein Inkognito zu wahren, vermied Bobby jede Korrespondenz. Wenn er telefonierte, ließ er einen Bodyguard anrufen und sich den Hörer geben, wenn sein gewünschter Gesprächspartner in der Leitung war. Er hinterließ keine Nummer für Rückrufe. Um möglichst unsichtbar zu bleiben, schlief er erst in einem kleinen Hotel, dann in einer Herberge am Rand der Stadt. Als der Frühling kam, zog er in eine Wellness- und Reha-Klinik, weil das

Haus über ein Schwimmbecken und einen Kraftraum verfügte. Dort hielt er sich fit. Nach einer Weile wechselte er das Hotel erneut. Gelegentlich besuchte ihn sein alter Freund Svetozar Gligorić und blieb etwa eine Woche.

Ende Mai 1993 bekam er Besuch von der Familie Polgár, der berühmten ungarischen Schachfamilie. Vater László kam mit zweien seiner hochbegabten Töchter, der 16-jährigen Judit und der 19-jährigen Zsófia. Beide waren Schach-Wunderkinder. (Die älteste Tochter, Zsuzsa, war mit 23 schon Großmeisterin und spielte gerade auf einem Turnier in Peru.) Bobby lechzte nach Gesellschaft und freute sich sehr über den Besuch.

Kaum waren die Polgárs wieder abgereist, fiel ihm die Decke auf den Kopf. Allmählich ging ihm das Geld aus, doch er wagte nicht, Nachschub aus der Schweiz zu holen. Wegen des Wirtschaftsembargos konnte er sich auch nichts nach Jugoslawien schicken lassen. Ohne Freunde und Schachpartner langweilte sich Bobby. (»Ich habe hier keine Freunde, nur Gliga und die Leibwächter«, schrieb er Zita.) Er brauchte einen Tapetenwechsel.

Ohne zu sagen, wohin er wollte, ließ er bei einem Anwalt in Los Angeles juristischen Rat einholen. Die Antwort wurde, ohne Nennung von Namen, telefonisch an einen Englisch sprechenden Anwalt in Magyarkanizsa übermittelt. Bobby plante heimlich, auf die Philippinen zu reisen. Nur Torre, der von dort stammte, wusste von dem Plan. Doch wie sollte er über mehrere Grenzen unbehelligt dorthin gelangen? Außerdem fürchtete Bobby, dass sein bei der UBS geparktes Geld eingefroren werden könnte, deswegen wollte er es so bald wie möglich abheben.

Am Ende entschied sich Bobby gegen die Philippinen. Sosehr er sich danach sehnte, dort zu leben, schien ihm das Risiko zu hoch. Dann erreichten ihn kurz hintereinander zwei Nachrichten, die eine gut, die andere schlecht. Die gute: Sein Geld war bei der UBS sicher, es konnte nicht eingefroren werden. Die schlimme Nachricht: Zita war schwanger, und nicht von ihm. Um Bobby darüber zu informieren, kam Zita extra aus Budapest nach Jugoslawien. Man kann sich vorstellen, wie geschockt, wie wütend und traurig Bobby gewesen sein muss. Er konnte nicht verstehen oder akzeptieren, dass Zita seine Gefühle nicht erwiderte. Seinen Heiratsantrag lehnte sie kategorisch ab. Die ganze Nacht stritten die beiden erbittert. »Er war sehr beleidigend«, erzählte Zita später. »Er hat sich sehr,

sehr schlecht benommen … er hat diejenigen verletzt, die ich liebe.« Als der Tag anbrach, legte Bobby sich schlafen. Zita hinterließ ihm eine Nachricht und ging. Sein Nebenbuhler sei nicht der Grund, warum sie ihn nicht heiraten wolle. Tatsache sei, dass sie Bobby nun einmal nicht liebe.

Nach dem Aufstehen schrieb Bobby ihr einen Entschuldigungsbrief, auf den Zita jedoch nie antwortete.

Als Zsuzsa Polgár wieder nach Budapest kam, fuhr die Familie noch einmal gemeinsam mit Janos Kubat nach Magyarkanizsa. Zsuzsa erinnerte sich später so an die erste Begegnung mit Bobby Fischer: »Ich war überrascht, wie groß und breit er war. Er trug ein paar überflüssige Pfunde mit sich herum … seine Hände und Füße wirkten riesig. Er empfing mich sehr freundlich und offen. Er stellte mir eine Menge Fragen, auch zu meiner Perureise.«

Zsuzsa fragte ihn, warum er sich in Magyarkanizsa verkrieche, einem heruntergekommenen, farblosen Städtchen, wenn er auch in Budapest leben konnte, dem Paris Osteuropas, einer Stadt mit zahllosen Restaurants (sogar japanischen, die Bobby so sehr liebte), Kinos, Buchläden, Thermalbädern, Konzertsälen und Bibliotheken. Außerdem lebten dort einige gute Bekannte, die Spitzen des ungarischen Schachs: Benko, Lilienthal, Portisch, Szabó und andere.

Bobby hörte interessiert zu. Vielleicht könnte er vor Ort, in Budapest, Zita ja doch noch umstimmen? Er betrachtete die Werbung um sie als Schachproblem: »Ich habe mich schon öfters in scheinbar hoffnungslosen Situationen befunden … und trotzdem noch gewonnen!« László Polgár hatte Bobby eingeladen, er könne jederzeit im Landhaus der Familie übernachten. Blieb nur noch eine Frage: Würden die Grenzer ihn festhalten und an amerikanische Behörden überstellen?

Die Familie Polgár hatte dieses Problem auch schon bedacht und bei der Fahrt nach Jugoslawien die Zöllner einfach direkt gefragt. Die versprachen, Bobby bei der Einreise nach Ungarn keinerlei Probleme zu machen. Bobby blieb aber skeptisch. Seiner japanischen Freundin Miyoko Watai schrieb er: »Ich fürchte, die Ungarn verhaften mich, sobald ich die Grenze überschreite.«

Bobby wusste, sein nächster Zug könnte sein Leben ruinieren. Wie am Brett rechnete er seine Chancen durch und kam zu dem Schluss, dass man in verzweifelter Lage gewaltige Risiken eingehen müsse. Und so fuhren

zwei Wochen später Bobby, Eugenio Torre und die zwei Leibwächter in einem Leihwagen zur ungarischen Grenze, zeigten dort ihre Pässe und wurden durchgewunken. Sollten die Grenzer Bobby erkannt und gewusst haben, dass er international gesucht wurde, ließen sie sich das zumindest nicht anmerken.

In Budapest mietete Bobby sich in einem der romantischsten und elegantesten Hotels der Stadt ein, dem Gellért, direkt an der Donau. Er aß auf der Hotelterrasse zu Mittag und konnte es danach kaum erwarten, in das Thermalbad des Hauses zu springen. Er fühlte sich wie im Paradies. Selbst der Chefportier trug dazu bei, dass Bobby sich sofort heimisch fühlte: Der Mann erkannte den einsiedlerischen Champion, als er dessen Gepäck aufs Zimmer brachte, und bat ihn um eine Partie.

13. KAPITEL
GRENZÜBERSCHREITUNGEN

»Du brauchst in Budapest keine Leibwächter«, versicherte ihm Benko. »Hier laufen nur russische Mafiosi mit Leibwächtern herum.« Benko warnte, die zwei serbischen Muskelprotze mit ihren dicken Hälsen und automatischen Pistolen würden nur unerwünschte Aufmerksamkeit erregen. Doch Bobby mochte sich noch nicht von ihnen trennen (zumal nicht er sie bezahlte, sondern Vasiljevic). Sie beschützten ihn nicht nur, sie machten für ihn Botengänge, chauffierten ihn herum, leisteten ihm bei Bedarf Gesellschaft und standen einfach jederzeit für ihn bereit. Aber in allererster Linie glaubte er, ihren Schutz zu benötigen. Er fürchtete, die US-Regierung könnte planen, ihn lautlos zu ermorden. Auch vor den Israelis fürchtete er sich. Nach seinen antisemitischen Tiraden hielt er es durchaus für möglich, dass der Mossad oder ein durchgeknallter Zionist versuchen könnten ihn zu ermorden. Und die Sowjets wollten ihn ja ohnehin tot sehen, wegen der Schmach von 1972 und Bobbys Vorwürfen, die Russen betrögen beim Schach. Bobby kaufte sich extra einen über 15 Kilo schweren Mantel aus Pferdeleder, um sich vor Messerattacken zu schützen. Vermutlich trug er auch eine kugelsichere Weste.

Bobby fürchtete tatsächlich um sein Leben. Handelte es sich dabei noch um berechtigte Angst oder schon um krankhaften Verfolgungswahn? Sein Umfeld glaubte mehrheitlich, er sehe die Bedrohung maßlos übertrieben. Doch Bobby reagierte auf die (von ihm als solche wahrgenommene) Bedrohung seines Lebens wie am Schachbrett: Er bereitete sich auf jede Eventualität vor, auf einen Angriff aus jeder denkbaren Richtung. Er befand sich in dauernder Angst, belästigt, beleidigt, verhaftet oder gar ermordet zu

werden. Das ermüdete natürlich; vielleicht brauchte er auch deswegen zehn bis zwölf Stunden Schlaf am Tag. Er fürchtete sich vor allem Unvorhersehbaren, und diese ewige Anspannung, kombiniert mit seinen endlosen Kämpfen gegen Windmühlen, laugte ihn aus.

Kaum hatte er sich im Gellért eingerichtet, luden die Polgárs ihn ein, einen Teil des Sommers in ihrem Landhaus zu verbringen. Freudig sagte Bobby zu. Auf der Fahrt ins 50 Kilometer nördlich gelegene Nagymaros bemerkte Bobby, dass die Donau überhaupt nicht schön blau war, sondern schlammbraun.

Bei den Polgárs bezogen Bobby und seine Leibwächter eine kleine Hütte im Garten, doch den Großteil seiner Zeit verbrachte Bobby im Haupthaus. Dort aß er und spielte mit allen Schwestern Schach, allerdings auf seinen Wunsch hin immer Chess960 (oder »Fischer Random Chess«). Dabei handelt es sich um eine Variante, bei der die Bauern wie gewohnt aufgestellt werden, die Figuren dahinter aber in beinahe beliebiger Reihenfolge. Das Spiel beginnt also nicht aus der einen, immergleichen Ausgangsposition, sondern aus einer von 960 verschiedenen (daher der Name Chess960). Der Grund, warum Bobby diese Variante bevorzugte: Bei ihr hatten erfahrene Spieler, die jahrelang Schacheröffnungen studiert haben, keinen Startvorteil mehr; bei Chess960 spielten Fantasie und Einfallsreichtum eine größere Rolle als beim herkömmlichen Schach, Bücherwissen und Erfahrung wogen nicht mehr so viel. Die 18-jährige Zsófia schlug Bobby sage und schreibe dreimal hintereinander in dem Spiel, das er selbst erfunden hatte. Zsuzsa spielte »unzählige Partien« gegen ihn, verriet über den Ausgang aber nur, dass sie sich »okay« geschlagen habe. Sie fand Bobbys Fähigkeit, ein Spiel zu analysieren, noch immer ehrfurchtgebietend.

László Polgár war ein Mann, der sein Herz auf der Zunge trug. Als Bobby leugnete, dass es Auschwitz je gegeben hatte, und einzugestehen weigerte, dass dort über eine Million Menschen ermordet worden waren, erzählte László ihm von einigen Verwandten, die in Konzentrationslagern umgekommen waren. »Bobby«, fragte er stirnrunzelnd, »glaubst du wirklich, meine Familie hat sich in Luft aufgelöst?« Auf so handfeste Tatsachen konnte Bobby kaum etwas erwidern. Etwas dümmlich zitierte er aus ein paar rechtsradikalen Schriften, die den Holocaust abstritten.

Aber das war typisch für Bobby: Selbst als Gast in einem jüdischen Haushalt hielt er mit seinen antisemitischen Ansichten nicht hinterm Berg. Zsuzsa erinnerte sich: »Anfangs widersprach ich ihm noch, aber man konnte überhaupt nicht mit ihm diskutieren. Er war völlig verbohrt. Später versuchte ich, das Thema zu vermeiden.« Judit formulierte es undiplomatischer: »Er war ein extrem großartiger Spieler, aber verrückt. Ein durchgeknallter Irrer.« Ihr Vater pflichtete ihr bei: »Er war schizophren.«

Auch wenn Bobby sich taktlos und starrsinnig verhielt, kümmerte sich die Familie Polgár trotzdem weiter um ihn, bekochte und unterhielt ihn. Und irgendwann hörte Bobby mit seinen antisemitischen Tiraden auf und wandte sich wieder dem Schach zu. Doch als László ihm ein Buch von 1910 zeigte, ging er an die Decke. Darin beschrieb der Kroate Izidor Gross bereits eine Schachvariante mit exakt den gleichen Regeln wie »Fischer Random Chess«. Bobby murmelte etwas von »Gross« und »Jude« und änderte dann die Regeln seiner Variante, nur um sich von Gross abzugrenzen.

In jenem Sommer machte die Familie einmal einen Ausflug ins Heilbad Visegrád am anderen Ufer der Donau. Man lud Bobby und seine Leibwächter ein mitzukommen. Die Gruppe nahm die Fähre über den Fluss, und im Heilbad fühlte sich Bobby ganz in seinem Element: Er schwamm und räkelte sich in den Heißwasserbecken. Er nahm sogar die riesige Wasserrutsche, immer und immer wieder. »Er tollte herum wie ein kleines Kind«, erinnerte Zsuzsa sich wehmütig.

László passte genau auf, dass Bobby sich den drei Schwestern gegenüber schicklich benahm. Er hatte nämlich längst mitbekommen, dass Bobby seinen Töchtern, besonders, Zsuzsa, schöne Augen machte, und missbilligte das entschieden.

Nach dreieinhalb Wochen erfuhr das ungarische Fernsehen irgendwie von Bobbys Sommerfrische in Nagymaros und schickte ein Kamerateam. Es schlich sich ans Haus an und filmte Bobby aus 50 Metern Entfernung mit einem Teleobjektiv. Als jemand das Team entdeckte, brach Panik aus. Bobby wurde noch immer polizeilich gesucht und wollte natürlich nicht, dass die Welt von seinem Versteck erfuhr. Er hetzte seine Leibwächter auf die Reporter, und die rissen die Kassetten aus den Kameras. Die Kameraleute leisteten keinen Widerstand – mit den zwei Kolossen wollte sich keiner anlegen. Dann lieh sich Bobby einen Hammer von Polgár, setzte

sich auf den Steinboden des Wohnzimmers und zertrümmerte die Kassetten feierlich und gründlich.

Aber natürlich musste Bobby trotzdem sofort abreisen. In Budapest packte er seine Koffer und verließ überstürzt das Gellért. Mit den Leibwächtern im Schlepptau, die jetzt als Kofferträger herhalten mussten, zog er ins Hotel Rege am Fuß der Budaer Berge. Das Hotel lag 15 Busminuten vom Stadtzentrum entfernt, Benko wohnte direkt gegenüber auf der anderen Straßenseite. Jetzt endlich folgte Bobby dem Rat seines Freundes und entließ die Leibwächter. Sie waren einfach zu auffällig und deshalb potenziell gefährlich.

In jener Zeit veränderte Budapest sich rasant. 1989 hatten die Ungarn das Joch der Sowjets abgeschüttelt und die Grenze zu Österreich geöffnet. Zahlreiche Unternehmen waren privatisiert worden, die Wirtschaft brummte. Die Menschen fühlten sich endlich wieder frei, es herrschte eine fast mit Händen greifbare Aufbruchstimmung. In der Váci Utca, der wichtigsten Einkaufsmeile der Stadt, bogen sich die Regale, die Menschen lächelten und amüsierten sich bis spät in die Nacht.

Nachdem Bobby sich vergewissert hatte, dass ihn niemand mehr verfolgte, begann er, ziellos durch die Stadt zu streifen. Er nahm wahllos Trambahnen und Busse und fuhr herum. Zwar erkannten ihn bestimmt viele Ungarn, doch kaum einer sprach ihn je an. Bobby fühlte sich in der Stadt allerdings immer fremd. Selbst nach Jahren nannte er sich noch »einen Touristen« in Budapest.

Als die Polgárs im Herbst nach Budapest zurückkehrten, kam Bobby wieder zu Besuch und spielte mit ihnen Tischtennis oder Schach. Auch beim 82-jährigen Andrei Lilienthal und dessen 30 Jahre jüngerer Frau Olga war er gern zu Gast.

Die Lilienthals waren hervorragende Gastgeber, und sie verehrten Bobby, der wiederum größten Respekt für Lilienthal hatte. Der Großmeister, der einmal sogar den Exweltmeister Michail Botwinnik besiegt hatte, wusste zahllose Geschichten zu erzählen. Ihm zuzuhören war, als schmökere man in einem Buch über Schachgeschichte.

Obwohl Olga kaum älter war als Bobby, behandelte sie ihn mütterlich. Beispielsweise kochte sie ihm seine Leibgerichte. Mit ihr sprach Bobby Russisch; später erzählte sie, er habe die Sprache »recht gut« beherrscht. In all den Jahren, die Bobby in Budapest lebte, lernte er fast jeden Tag Russisch, und Olga half ihm, Grammatik und Aussprache zu verbessern. In Bobbys Bücherregalen standen mehrere Russisch-Englische Wörterbücher, außerdem Grammatik- und Konversationsbücher. Mit Lilienthal unterhielt Bobby sich auf Deutsch.

Einmal, als Bobby wieder einmal über Juden herzog, unterbrach Lilienthal ihn: »Bobby, weißt du, dass ich Jude bin?« Bobby lächelte und antwortete: »Du bist ein guter Mann, ein guter Mensch, also bist du kein Jude.« Für Bobby war »schlecht« und »jüdisch« gleichbedeutend; ein schlechter Mensch *war* für ihn ein »Jude«, egal welchem Glauben er zufällig angehörte. Ein »guter« Mensch wie Lilienthal hingegen war in seinen Augen *kein* Jude. »Natürlich verallgemeinere ich; dieses Recht nehme ich mir heraus«, schrieb Bobby über seine Neigung zur Stereotypisierung.

Wenn Bobby bei den Lilienthals zu Abend aß, sah er danach mit ihnen fern, und zwar russische Programme. Die waren ihm lieber als das ungarische Fernsehen und die empfangbaren amerikanischen Programme. Die russischen Sendungen halfen ihm auch, seine Sprachkenntnisse zu verbessern. Später zogen Bobby und Lilienthal sich ins Arbeitszimmer zurück und analysierten bis spät in die Nacht Partien. Doch sie spielten nie miteinander.

Bobby revanchierte sich für die Freundlichkeit der Lilienthals mit Geschenken: einer Satellitenschüssel, einem Staubsauger, Lederwaren, die er auf Reisen nach Wien kaufte, und Geburtstagspräsenten. Im Ehepaar Lilienthal hatte er wieder Ersatzeltern gefunden wie früher in Jack und Ethel Collins. Bei ihnen fand er Wärme, bedingungslose Unterstützung – und Leidenschaft fürs Schach.

Doch ebenso wie die Beziehung zu den Geschwistern Collins ging auch diese Freundschaft nach ein paar Jahren in die Brüche. Zwei Vorfälle führten zum Bruch: Erstens hatte Andrei Lilienthal bei einer Silvesterparty ein Foto von Bobby geschossen und an die russische Schachzeitschrift *Schachmatnij Bulletin* geschickt. Die veröffentlichte das Bild und schickte Lilienthal 200 Dollar Honorar. Bobby ärgerte sich, als er das Heft sah, und

wurde richtig wütend, als er erfuhr, dass Lilienthal Geld für das Foto bekommen hatte.

Weil Bobby ständig von dem ausstehenden Honorar für die russischsprachige Ausgabe von *Meine 60 denkwürdigen Partien* redete, wandte Lilienthal sich in dieser Angelegenheit brieflich an den FIDE-Präsidenten Kirsan Iljumschinow. Lilienthal unterschrieb dabei mit Bobbys Namen, ohne dass der jedoch davon wusste. Bei einer seiner Pressekonferenzen in Jugoslawien hatte Bobby gesagt, bevor Verhandlungen über die ausstehenden Tantiemen überhaupt losgehen könnten, verlange er 100 000 Dollar. Vermutlich schulde man ihm aber »Millionen«. Als das Oberhaupt der Republik Kalmückien war Iljumschinow ein außerordentlich reicher Mann. Er erklärte sich bereit, Bobby einen Teil des ausstehenden Geldes aus eigener Tasche zu bezahlen, 100 000 Dollar in bar.

Die Übergabe sollte bei einem Abendessen im Haus der Lilienthals stattfinden. 18 Jahre zuvor hatte Bobby nach dem geplatzten Weltmeisterschaftskampf gegen Karpow seine Beziehungen zur FIDE abgebrochen. Er war dem Weltschachbund auch noch immer böse – betrachtete Iljumschinow allerdings als unschuldig, weil er damals unbeteiligt gewesen war. Iljumschinow begrüßte Bobby in ausgezeichnetem Englisch und überreichte ihm einen Koffer voll Geld. Erst nachdem Bobby den Inhalt bis zum letzten Dollar gezählt hatte, setzte man sich zu Tisch und aß in angeregter und herzlicher Atmosphäre zu Abend. Bobby stellte Iljumschinow sein Fischer Random Chess vor und befragte ihn zur russischen Politik. Iljumschinow erinnerte sich später: »Ich war erstaunt, wie gut Bobby über unsere Innenpolitik Bescheid wusste. Er kannte unsere Politiker und Parlamentsabgeordneten beim Namen und erkundigte sich, wer meiner Meinung nach die Wahl gewinnen würde.«

An jenem Abend schien eine Versöhnung zwischen FIDE und Bobby Fischer zum Greifen nahe. So lud Iljumschinow Bobby gar nach Kalmückien ein. Er versprach ihm ein Haus, gebaut nach Bobbys Vorstellungen, und schenkte ihm ein mehrere Tausend Quadratmeter großes Grundstück in der Hauptstadt Elista. Bobby dankte dem Staatsoberhaupt und erkundigte sich nach der medizinischen Versorgung im Land. Die Einladung, dort zu leben, lehnte er aber mit freundlichen Worten ab. Als Iljumschinow versprach, Millionen für einen weiteren Wettkampf Fischer–

Spasski aufzutreiben, beschied Bobby ihm knapp: »Mich interessiert nur Fischer Random.« Im Laufe des Gesprächs erfuhr Fischer irgendwie, dass der Brief an Iljumschinow seine (gefälschte) Unterschrift getragen hatte. Gegen Ende des Abends bat Iljumschinow Bobby noch um ein gemeinsames Foto. Doch der weigerte sich grob; er war wütend über den in seinen Augen nunmehr zweiten Verrat Lilienthals (nach dem Silvesterfoto). »Für die 100 000 Dollar, die Sie mir gegeben haben, bekommen Sie noch kein Foto.« Iljumschinow rauschte daraufhin beleidigt ab. Ihm direkt hinterher folgte Bobby (samt Geld), stinkwütend auf Lilienthal. Bobbys lebenslange Überzeugung war, dass man einem Feind leichter vergeben könne als einem Freund. Er sah die Lilienthals nie wieder.

Als Bobby schließlich ein wild antisemitisches Traktat darüber schrieb, wie mehrere Verleger ihn betrogen hätten, widmete er es »Dem alten Judengauner Andrei Lilienthal, dessen Fälschung meiner Unterschrift auf einem Brief an die FIDE der Tropfen war, der das Fass zum Überlaufen gebracht hat.«

Später überwarf sich Bobby auch mit der Familie Polgár, denn Zsófia Polgár war zu einem Simultanschaukampf in der amerikanischen Botschaft in Budapest eingeladen worden. Doch Bobbys Ansicht nach mussten die Polgárs seine Feinde – die amerikanische Regierung – auch als ihre Feinde betrachten, und er konnte einfach nicht verstehen, wie man das Angebot überhaupt erwägen konnte. In dieser Frage legte sich Bobby mit der ganzen Familie an. Ungläubig fragte er Zsófia: »Wie kannst du nur mit diesen Leuten reden?« Sie trat trotzdem an und schlug sich gut. Die Freundschaft überlebte den Vorfall jedoch nicht; Bobby meldete sich nie wieder.

Während Bobby versuchte, ein neues Leben in Budapest aufzubauen, und doch nur alle verprellte, die ihn mochten, warb er weiter um Zita. Doch er scheiterte grandios. In den acht Jahren, die er in Ungarn lebte, sah er sie nur ganz wenige Male. Sie kam allerdings zu seinem 50. Geburtstag, den er in Bulgarien feierte. Bei der Gelegenheit bat er sie erneut, ihn zu heiraten – obwohl sie mit ihrem Freund glücklich war und ein Kind hatte. »Kommt nicht infrage«, beschied sie ihm. »Und wie sieht’s mit deiner Schwester Lilla aus?«, fragte er. Als Zita ihrer Mutter davon erzählte, war Frau Rajcsanyi entsetzt. Offenbar suchte Bobby nur nach einer Gebärmaschine.

Zita glaubt, dass Bobby von der Idee besessen war, sich fortzupflanzen (vergleichbar der Versessenheit König Heinrichs VIII., einen Sohn zu

zeugen). Ihrer Ansicht nach trieb ihn die fixe Idee: *Ich muss heiraten und ein Kind zeugen, ich darf nicht kinderlos sterben, sonst stirbt mein Genie mit mir*. Fischer sah sich indes auch anderweitig um. Als Kuppler musste sein neuer Freund und Helfer János Rigó herhalten, ein Internationaler Meister und Schachorganisator. Fischer war dabei äußerst anspruchsvoll; Kandidatinnen mussten sein: blond, blauäugig, jung, schön – und gute Schachspielerinnen. Rigo legte ihm zwar ein paar Fotos vor, doch Bobby fand fast immer etwas auszusetzen. Schließlich setzte er folgende Anzeige in mehrere ungarische Zeitungen:

> Ungebundener, großer, reicher, gut aussehender Amerikaner mittleren Alters mit gutem Charakter sucht schöne junge Ungarin für ernsthafte Beziehung. Antwort bitte mit Foto(s).

(Sehr aufschlussreich, wie Bobby sich selbst beschreibt.) Ein paar Interessentinnen meldeten sich, doch keine entsprach seinem Idealbild, und so lehnte er alle ab.

Bobby las unterdessen weiter antisemitische und rechtsradikale Hetzschriften und schwadronierte unablässig über die Heimtücke der Juden. Einmal ließ er sich spät nachts von einer Veranstaltung heimfahren (Rigó diente als Fahrer). Ein jüdischer Schachspieler, der ebenfalls mitfahren wollte, durfte erst einsteigen, nachdem er erklärt hatte, dass der Holocaust nie stattgefunden hatte.

Während seiner Zeit in Budapest las Bobby Hetzschriften wie *The Myth of the Six Million* (»Die Lüge von den sechs Millionen«) von David Hoggan, *Von den Juden und ihren Lügen* (verfasst 1543) von Martin Luther und *Jewish Ritual Murder* (»Jüdischer Ritualmord«) von Arnold S. Leese. Er las auch einen Bericht des hochrangigen SS-Funktionärs Ernst Kaltenbrunner, der bei den Nürnberger Prozessen für schuldig befunden und zum Tod durch den Strang verurteilt worden war. Kaltenbrunners Brief aus dem Gefängnis an seine Familie hatte Bobby berührt.

Als Bobby erfuhr, dass Kaltenbrunners Sohn noch lebte, besuchte er ihn in Wien, um zu erfahren, ob es wirklich Konzentrationslager gegeben habe und ob wirklich Millionen Menschen darin umgekommen seien. In dieser

Hinsicht verlief der Besuch beim Sohn der hingerichteten Nazigröße jedoch enttäuschend. Kaltenbrunner junior war überzeugter Demokrat und mochte nicht über seinen Vater, Konzentrationslager, Nazis oder Antisemitismus reden. Aber er spielte Schach! Kaltenbrunner empfing Bobby Fischer daher ehrfürchtig wie einen Staatspräsidenten. Einige Tage später schraubte Kaltenbrunner ein graviertes Schild an Bobbys Stuhl: AUF DIESEM STUHL SASS DER SCHACH-WELTMEISTER ROBERT J. FISCHER.

Im Sommer 1993 kam ein von der Kritik hochgelobter Film in die Kinos, *Searching for Bobby Fischer* (dt. Titel: *Das Königsspiel*). Der Film sollte ursprünglich *Innocent Moves* heißen (»Unschuldige Züge«), bekam aber in letzter Sekunde doch den gleichen Titel wie das Buch, auf dem er basierte. Die Produzenten hofften, mit dem Namen Bobby Fischer mehr Zuschauer in die Kinos zu locken. Das Buch *Das Königsspiel. Ein Meister wird geboren* erzählt die wahre Geschichte des Schachwunderkinds Josh Waitzkin. Seine Eltern – das Buch ist vom Vater verfasst – zögerten zunächst, den Jungen zum Schach zu ermutigen, unterstützten ihn später aber doch. Josh lernte bei einem außergewöhnlichen Schachlehrer, Bruce Pandolfini, im Film dargestellt von Ben Kingsley. Nur selten war Schach im Film derart einfühlsam und respektvoll behandelt worden. Die Person Bobby tritt im Film nicht auf, man sieht aber den echten Bobby auf eingeschnittenen Dokumentaraufnahmen jener Zeit. Inspiriert wurde der Film von Bobbys Erfolg in Island und dem darauf folgenden Schachboom. Der Film wurde für einen Oscar nominiert. Als er von dem Filmtitel hörte, war Bobby empört. Er sah seinen Namen missbraucht und seine Privatsphäre verletzt. Leider erwies sich die Marke »Fischer« zudem nicht als Publikumsmagnet; der Film spielte in den USA gerade einmal sieben Millionen Dollar ein. Hinterher bereuten die Produzenten, Bobbys Namen verwendet zu haben.

Trotzdem wütete Bobby, der Film habe »über hundert Millionen Dollar« eingespielt, eine groteske Übertreibung. Er faselte von »einem Betrug monumentalen Ausmaßes«. Sein Anwalt beschied ihm aber, als Person des öffentlichen Interesses müsse Bobby dulden, dass jemand – hier der Filmproduzent Paramount Pictures – seinen Namen verwendete. Zähneknirschend verzichtete Bobby also auf eine Klage. Obwohl man ihm erzählte, dass der Film eine hervorragende Beschreibung dessen sei, wie ein

Kind in die Schachwelt einsteigt, meckerte er unablässig über ihn. Gesehen hat er ihn indes nie.

Inzwischen fühlte sich Bobby so sicher, dass er wieder zu reisen begann. Oft begleitete er Benko nach Deutschland, wo dieser in einer Mannschaft spielte. Mit Rigó fuhr er zum Einkaufen nach Österreich. In die Schweiz reiste er, um seine Banker zu treffen, nach Argentinien, um Werbung für Fischer Random Chess zu machen, auf die Philippinen, nach China und Japan flog er aus privaten und geschäftlichen Gründen. Skurrilerweise besuchte er auch Italien, um sich mit einem Mafiamitglied zu treffen. Bobby bewunderte die Familienstruktur der Mafia und ihren Ehrenkodex und wollte mehr darüber erfahren. Allerdings weiß man nicht, ob das der *wahre* Grund für seinen Italienbesuch war.

Anfang 1997 lief Fischers Pass ab. Er hätte zwar in der amerikanischen Botschaft in Budapest einen neuen beantragen können, doch das traute sich Bobby nicht. Was, wenn sein Pass konfisziert würde? Dann säße er in Ungarn fest. Keine Auslandsreisen mehr, vielleicht auch kein Zugang mehr zu seinem Bankkonto. Oder, schlimmer noch: Was, wenn man ihn verhaftete? Er ging alle Möglichkeiten durch, wie bei einem kniffligen Schachproblem. Schließlich beschloss er, seinen Pass in der Schweiz verlängern zu lassen. Hier wäre er vor Auslieferung sicher, und auch an sein Geld käme er noch, selbst wenn er in der Schweiz festsitzen sollte. Daher bat er Rigó, ihn nach Bern zu fahren. Beklommen, aber nach außen gefasst, betrat er die amerikanische Botschaft. Rigó wartete draußen im Auto, ausgestattet mit einer Liste von Telefonnummern für den Notfall. Außerdem hatte er Schlüssel für Bobbys Schließfächer. Nach 40 Minuten kam Bobby wieder heraus, mit einem breiten Grinsen im Gesicht: Er hatte einen neuen amerikanischen Pass, gültig bis 2007. Jetzt konnte er beruhigt nach Budapest zurück.

Heimfliegen konnte er natürlich trotzdem nicht mehr. In den USA würde man ihn bei der Einreise fast garantiert verhaften. Zum Problem wurde das, als im Juli 1997 seine Mutter starb. Natürlich wäre Bobby gern bei ihrer Beerdigung dabei gewesen. Einige Schachspieler aus dem Bundesstaat Washington mutmaßten, Bobby sei ins kanadische Vancouver geflogen, habe dort ein Auto gemietet und sich über die kanadisch-amerikanische Grenze geschlichen. Dann sei er die ganze Strecke nach Kalifornien hinunter gefahren und inkognito auf das Begräbnis gegangen. Dem Gerücht

zufolge verfolgte er die Zeremonie unerkannt aus der Ferne und sprach mit niemandem.

Kein Jahr später starb Bobbys Schwester Joan überraschend an einem Schlaganfall. Sie war gerade einmal 60 Jahre alt geworden. Wieder schmerzte es Bobby, dass er einem Familienmitglied nicht die letzte Ehre erweisen konnte. Die erzwungene Trennung von seiner Familie nährte allerdings den Hass, den er seit 1976 gegenüber Amerika empfand. Warum Joan Bobby im Exil nie besuchte, ist indes unbekannt. Regina jedenfalls besuchte ihn einmal in Budapest.

Nachdem Bobby sich mit den Lilienthals und den Polgárs überworfen hatte, wurde es in Budapest einsam um ihn. Doch nach außen ließ er sich nicht anmerken, ob ihm die Zuneigung der zwei Familien fehlte. Auch wenn er seine Einsamkeit selbst herbeigeführt hatte, muss sie ihn doch geschmerzt haben.

Er schlief nach wie vor regelmäßig bis zum Nachmittag und frühstückte dann im Hotel, normalerweise auf dem Zimmer, gelegentlich aber auch im Speisesaal. Später badete er im Pool oder in einem der vielen Thermalbäder der Stadt. Danach ging er in eine Bibliothek oder einen Buchladen. Nur gelegentlich durchbrach er seine Routine, machte lange Spaziergänge und hing beispielsweise bei den Höhlen in den Budaer Bergen seinen Erinnerungen nach. Manchmal trank er auf der Terrasse des Hilton im historischen Burgviertel einen Espresso. Rigó holte ihn meist gegen 19 Uhr vom Hotel ab, dann gingen sie zum Abendessen. Mal japanisch, mal chinesisch, indisch, ungarisch, oder auch koscher – Bobby gestaltete seine Ernährung bewusst abwechslungsreich. Gelegentlich kamen Pal Benko, Lajos Portisch, Peter Leko (ein junger ungarischer Großmeister) oder ein, zwei andere mit. Dabei saß Bobby immer mit dem Rücken zur Wand, am liebsten in einer Ecke und weitab von Fenstern. So hoffte er, unerkannt zu bleiben. Im Gegensatz zu früher zahlte er nun immer für alle seine Begleiter.

Er brachte übrigens stets seine eigene Wasserflasche mit und trank nur gelegentlich Alkohol. Einmal erwischte er allerdings zu viel *palinka*,

ungarischen Pflaumenschnaps, und hatte hinterher drei Tage lang einen Kater.

Viel ist darüber spekuliert worden, wie gut Bobby während seiner fast acht Jahre im Land Ungarisch lernte. Zsuzsa Polgár meinte, er könne fast gar nichts. Auch Zita behauptete, er kenne vielleicht sieben Wörter, darunter das für seine Lieblingsnachspeise, *gymulcsriz.* Rigó schätzte sein Vokabular hingegen auf 200 Wörter, genug um Essen zu bestellen, nach dem Weg zu fragen, sich in Geschäften verständlich zu machen usw. Vereinfacht wurde die Verständigung durch die Tatsache, dass die meisten älteren Ungarn Russisch oder Deutsch konnten, während die jüngeren Leute Englisch beherrschten.

Ein, zwei Mal die Woche ging Bobby ins Kino, wobei er sich meist Hollywoodfilme ansah. Einmal erzählte Bobby, er habe sich mit der von Jim Carrey gespielten Hauptfigur der *Truman Show* identifiziert. Wie Truman glaubte er sich oft in einer kafkaesken Welt, in der er, Bobby, der einzig authentische Mensch sei, während alle anderen nur schauspielerten.

Etwa gegen 23 Uhr kehrte Bobby üblicherweise in sein Hotelzimmer zurück, wo er las und auf BBC Musik und Nachrichten hörte. Dann sprach er seine Gedanken auf Tonbänder: endlose Tiraden gegen Amerika und die Juden. Die Bänder sollten ihm als Materialsammlung für ein geplantes Buch dienen: eine Abrechnung mit Amerika und den Juden. Der Auslöser für diesen aktuellen Wutausbruch: Seine persönlichen Gegenstände, die er jahrelang in Kalifornien eingelagert hatte, waren versteigert worden. Wenn die Morgendämmerung nahte, nahm Bobby sich schließlich Partien aus aktuellen Turnieren vor. Unter seinem geistigen Mikroskop suchte er nach Fehlern, Fehlinterpretationen und falschen Schlüssen – insbesondere »unerklärlichen«, an denen man seiner Ansicht nach Absprachen zwischen den Spielern erkennen konnte. Ihnen, den Dieben und Schummlern der Schachwelt, wollte er immer noch das Handwerk legen. Er las jede Partie wie einen Krimi, nur wollte er keine Mörder überführen, sondern Verschwörungen aufdecken.

Inzwischen hinkte Bobby übrigens so deutlich, dass einige Kollegen ihn ermahnten, zum Arzt zu gehen. Doch er misstraute den Doktoren immer noch so sehr, dass er damit wartete, bis die Qualen unerträglich geworden waren. Die Untersuchung ergab schließlich, dass Bobby an Orchitis litt, einer äußerst schmerzhaften Hodenentzündung. Beim Gehen versuchte er,

die Hoden zu schonen, daher sein Hinken. Die Sache hätte sich mit Antibiotika schnell kurieren, der Schmerz sofort mit einem kleinen Schnitt lindern lassen. Doch Bobby verweigerte beides. Stattdessen machte er allen weis, sein Hinken sei auf eine alte Verletzung zurückzuführen (er hatte sich viel früher einmal das Bein gebrochen). Stoisch erduldete er den Schmerz einfach, bis die Entzündung von selbst wieder abklang. Das leichte Hinken allerdings behielt er bis zum Ende seines Lebens.

»Wie Adolf Hitler in *Mein Kampf* schrieb, sind die Juden nicht die Opfer, sondern die Täter!«, schwadronierte Bobby Fischer einmal live im Radio. Wie viele der zehn Millionen Ungarn an diesem 13. Januar 1999 Bobbys Hasstirade auf Calypso Radio hörten, ist unbekannt. Der Interviewer, Thomas Monath, wusste zudem nicht recht, was er tun sollte. Bobby das Mikrofon abdrehen? Ihn niederbrüllen? Er ließ ihn reden.

Pal Benko hatte auf Bobbys Wunsch hin beim Sender angefragt, ob man an einem Interview mit Bobby Fischer interessiert sei. Natürlich war man – schließlich wäre das Bobbys erstes Interview seit seinem Wettkampf 1992 gegen Spasski. Das Gespräch begann ganz harmlos, die Frage, warum Bobby in Budapest lebe, wurde höflich beantwortet (»Ich mag die Mineralbäder und die Leute; ihr habt hier eine tolle Stadt.«). Doch bald beschwerte sich Bobby über das seichte Geplänkel und verlangte, über wichtigere Dinge zu reden. Sollte die Welt seine antisemitischen Kommentare bei den Pressekonferenzen1992 überhört haben, jetzt hörte sie sie. Denn Livemitschnitte der Sendung fanden ihren Weg ins Internet und damit in die große weite Welt.

Auslöser für Bobbys fast schon hysterische Tiraden war diesmal die Versteigerung seiner persönlichen Gegenstände, die er in Kalifornien eingelagert hatte. Sein Agent Robert Ellsworth hatte nämlich versäumt, die 480 Dollar Miete für den Lagerraum in Pasadena zu bezahlen. »Der Inhalt war Zigmillionen oder gar Hunderte Millionen Dollar wert und wurde gestohlen«, schäumte Bobby. Dahinter stecke eine Verschwörung der Juden, wütete er. Monath versuchte das Interview noch zu retten und bat ihn: »Erlauben Sie mir ein paar freundliche Fragen über Schach?« »Nein, tu ich nicht!«, brüllte Bobby ihn an und polterte weiter. Die »Juden verfolgten«

ihn, »der Holocaust ist nie passiert« und so weiter, das Ganze im übelsten Gassenjargon. Bobby brüllte das Unrecht in die Welt hinaus, das ihm seiner Ansicht nach widerfahren war. Schließlich platzte Monath der Kragen: »Mr. Fischer, Ihr Verstand ist völlig zerstört«, schloss er und drehte ihm das Mikrofon ab.

Dabei gab es an der ganzen Angelegenheit mit der Lagerräumung nichts Geheimnisvolles. Zehn Jahre lang hatte Bobby die Miete für ein Abteil mit Safe bezahlt, in dem Hunderte Erinnerungsstücke lagerten: der Gratulationsbrief von Präsident Nixon zum Gewinn der Schachweltmeisterschaft, die von der FIDE überreichte Weltmeistermedaille, Briefe, Partieformulare, Bilder, Trophäen, Statuen, Notizbücher, Fotos, Bücher, Krimskrams. Der vielleicht größte Verlust für die Schachwelt waren die Original-Partieformulare einer Reihe interessanter Simultanschaukämpfe, die Bobby in Südamerika bestritten hatte und über die er gerne ein Buch geschrieben hätte. Im Paket oder einzeln an Sammler verkauft, hätten allein die Partieformulare (laut Bobby waren es Tausende) etwa 100 000 Dollar gebracht.

Etwa 5000 Dollar im Jahr hatte Bobby seinem Agenten Ellsworth überwiesen, von denen dieser die Miete für den Lagerraum und minimale Grundsteuern auf fünf Grundstücke in Clearwater und Tarpon Springs (Florida) bestritt. (Die Grundstücke hatten ursprünglich seinem Großvater gehört, Bobby hatte sie 1992 seiner Mutter abgekauft.) Die Ausgaben beliefen sich auf etwa 4000 Dollar im Jahr, den Rest bekam Ellsworth für seine Dienste. Der Lagerraum war unter den Namen »Claudia Mokarow und Robert D. James« angemietet, und da die Miete von Ellsworth bezahlt wurde, konnte die Lagerfirma nicht wissen, dass die Dinge in dem Abteil Bobby Fischer gehörten. Dann unterlief Ellsworth ein Fehler, er vergaß, die Miete zu überweisen, und vertragsgemäß versteigerte die Lagerfirma den Inhalt des Abteils. Als Ellsworth seinen Fehler entdeckte, wäre er am liebsten im Boden versunken. Man kann sich vorstellen, wie hart der Verlust Bobby getroffen haben muss: »Mein ganzes Leben!«, jammerte er.

Tatsächlich bemerkte Ellsworth seinen Fehler noch früh genug, um auf die Auktion zu gehen und Gegenstände im Wert von 8000 Dollar zurückzuerwerben. Er bot allerdings nicht auf Comichefte und andere Erinnerungsstücke, von denen er – fälschlicherweise, wie sich herausstellte – glaubte, sie würden Fischer nicht mehr interessieren. Harry

Sneider, Fischers ehemaliger Fitnesstrainer, begleitete Ellsworth auf die Auktion, und Sneiders Sohn reiste danach mit zwölf Kartons voller Dinge nach Budapest. Als er sie Bobby übergab, fragte der: »Wo ist der Rest?« Er behauptete, mindestens 100 Kartons eingelagert gehabt zu haben, man habe gerade einmal ein Prozent seines Eigentums gerettet.

Die Angelegenheit regte ihn maßlos auf. In insgesamt 35 Radiointerviews wütete er darüber, die meisten wurden von einem kleinen Sender auf den Philippinen ausgestrahlt. In einigen Sendungen ließ man Bobby fast zwei Stunden lang schwadronieren: Er sei Opfer einer Verschwörung von Judentum, US-Regierung, Russen, Robert Ellsworth und der Lagerhausfirma Bekins Storage.

Bobby hatte ja schon lang zu Verfolgungswahn geneigt, aber jetzt brach er ungehemmt aus. Fast schien es, als litte Bobby phasenweise an einer Art Tourette-Syndrom, das ihn geradezu zwang, Obszönitäten um sich zu schleudern. Sein Hass platzte einfach aus ihm heraus, und er konnte (oder wollte) ihn nicht im Zaum halten. Bobby hatte, nach allem, was man weiß, weder Wahnvorstellungen noch Halluzinationen, litt also nicht unter einer Psychose. (Der Psychiater Dr. Magnus Skulason, der Bobby in dessen letzten Jahren kannte, bestätigte das: Bobby sei keineswegs psychotisch gewesen.) Tatsächlich war Bobby durchaus geerdet und konnte gelegentlich charmant, freundlich und sogar (von gewissen Themen abgesehen) vernünftig sein – wenn er nicht unter Stress stand. Dr. Anthony Saidy, einer der ältesten und engsten Freunde Bobbys, schrieb nach dessen Rundfunkauftritten einen Brief an *Chess Life*. Darin erklärte er: »Sein Verfolgungswahn hat sich über die Jahre verschlimmert, er ist in einer fremden Kultur isolierter denn je.« Saidy fuhr fort, die Presse verhalte sich schamlos, wenn sie die üblen Entgleisungen eines Kranken veröffentliche, anstatt ihn in Ruhe zu lassen.

Als er Saidys Bemerkungen las, war Bobby stinksauer. Er schalt Saidy unter anderem dafür, dass er in den USA lebte, in einer Bobbys Ansicht nach wahrhaft fremden Kultur, und nannte ihn einen »Juden«.

Der Geruch der Kampferbäume in Kamata, einem grünen Wohnbezirk Tokios, faszinierte Bobby. Viele Japaner sammelten oder pflückten die

aromatischen Blätter, kochten sie und inhalierten den Dampf, der angeblich gegen Erkältungen half. Andere hielten Kampferdampf für ungesund. Doch egal, wer nun recht hatte: Die Bäume waren faszinierend. Wenn man ein paar Blätter sammelte und in der Hand zerdrückte, entströmte ihnen ein fast schon betäubender Duft. Bobby litt inzwischen unter einer ganzen Reihe Zipperlein, die er mit homöopathischen Mittelchen bekämpfte. Ständig war er auf der Suche nach neuen natürlichen Heilmethoden – was ihm vielleicht einmal Riesenärger eingebrockt hat.

Anfang 2000 verabschiedete Bobby sich von seinen Freunden in Budapest, lagerte seine Sachen in Benkos Wohnung ein und kündigte an, er gehe für »ein paar Monate« auf Reisen. Er sollte nie zurückkehren. Am 28. Januar landete er in Tokio. Dort wollte er Miyoko Watai besuchen, die Präsidentin des japanischen Schachbunds. Die zwei kannten sich seit Bobbys erstem Japanbesuch 1973. (Damals kam er auf der Suche nach einem Austragungsort für den später abgesagten Kampf gegen Karpow nach Japan.) Watai hatte Bobby in Los Angeles und Budapest besucht, dazwischen waren sie brieflich in Kontakt geblieben. Miyoko, eine der stärksten Schachspielerinnen ihres Landes, himmelte Bobby als Schachidol an. Vor der ersten Begegnung hatte sie alles über ihn gelesen, was sie auftreiben konnte, und jede seiner Partien nachgespielt. Sie war in ihn verliebt.

Seinen Freunden gegenüber stritt Bobby allerdings stets ab, dass er eine romantische Beziehung zu der zwei Jahre jüngeren Miyoko unterhielt.

Und eigentlich fahndete er ja noch immer nach einer Gebärmaschine für das nächste Schachwunderkind. Vielleicht ließe sich ja auf den Philippinen die Richtige finden? So begann Bobbys Pendelverkehr zwischen Tokio und den Philippinen. Er blieb jeweils knapp drei Monate in Japan, bis sein Visum ablief, dann flog er auf die Philippinen, wo er ebenfalls drei Monate blieb. In gewisser Weise führte er ein Leben wie der Kapitän in *Der Schlüssel zum Paradies*. Der ist in zwei Häfen verheiratet und pendelt zwischen seinen beiden Frauen hin und her. Bobby war zwar nicht verheiratet, schlief aber in Tokio mit Miyoko und auf den Philippinen mit verschiedenen Frauen. Dieses erotische Hin und Her ging mehrere Jahre lang.

Bobby und Miyoko, beide Ende 50, führten ein beschauliches Leben in Ikegami, einem ruhigen Vorort Tokios. Sie gingen in verschiedenen *onsen* –

heißen Quellen – baden, besuchten Kinos, machten lange Spaziergänge, saßen im Park. Niemand schien Bobby hier wiederzuerkennen, und so führten die beiden ein ganz unaufgeregtes, romantisches Mittelklasseleben. Bobby benahm sich nur selten daneben. Einmal klatschte er (als einziger) im Kino, als im amerikanischen Film *Pearl Harbor* japanische Zeros die Schiffe in der Battleship Row bombardierten und die USS *Arizona* versenkten. Die anwesenden Japaner wären vor Scham am liebsten im Boden versunken. Bobby meinte hinterher allerdings, er sei schockiert gewesen, dass niemand mitklatschte.

Und dann waren seine drei Monate in Japan wieder um, sodass Bobby auf die Philippinen jettete.

Das Leben in Baguio, einer Stadt gut 200 Kilometer nördlich von Manila, war etwas exotischer als das in Tokio. Die Bevölkerung bestand zur Hälfte aus Unistudenten (etwa 150 000), was die Chance für Bobby erhöhte, junge und schöne Frauen zu treffen. (Während seiner Aufenthalte in Japan blieb er Miyoko treu.)

In Baguio lebte er die ersten drei Monate im Country Club (ein Bewunderer hatte ihm diese Möglichkeit vermittelt). Dort spielte er täglich Tennis und traf sich mit Eugenio Torre zum Essen. Gelegentlich speiste er sogar mit dem ehrwürdigen Florencio Campomanes, dem ehemaligen FIDE-Präsidenten. Später mietete Bobby ein Haus in Torres Nachbarschaft. Regelmäßig aß er beim Ehepaar Torre zu Abend.

Auf einer Party, die Torre im Country Club gab, traf Bobby eine attraktive junge Frau namens Justine Ong, eine chinesischstämmige Filipina. (Sie nannte sich später Marilyn Young.) Eine Romanze begann. Einige Monate später wurde sie schwanger. Eine Abtreibung kam für Bobby überhaupt nicht infrage. Und so trug Marilyn das Kind aus. Auf der Geburtsurkunde des Mädchens, Jinky, stand Bobby als Vater. Er versprach, Mutter und Kind zu unterstützen. Und das tat er auch: Er kaufte ihr ein Haus, schickte gelegentlich Geschenke und Geld. Allerdings wusste Bobby nicht sicher, ob das Kind wirklich von ihm stammte. Doch genau wie Paul Nemenyi ihn unterstützt hatte, ohne sich seiner Vaterschaft sicher zu sein, war Bobby nun für Jinky da, auch als offizieller Vater. Dieses Arrangement funktionierte sieben Jahre lang gut; Bobby schickte dem Mädchen Grußkarten, die er mit »Daddy« unterschrieb, später lud er die beiden einmal zu sich ein. Einer seiner Freunde, der Bobby und Jinky zusammen beobachtet hatte, meinte,

Bobby sei zwar liebevoll mit ihr umgegangen, aber doch mit einer gewissen Zurückhaltung, als glaube er nicht wirklich an seine Vaterschaft.

In einem Radiointerview für Radio Baguio behauptete Bobby am 9. August 2000, er sei kurz zuvor in Japan unter dem abstrusen Vorwurf, er schmuggle Drogen, verhaftet worden. Er ging nicht weiter ins Detail, sagte aber, er sei erst nach 18 Tagen wieder aus dem Gefängnis entlassen worden. Besonders absurd finde er die Sache, weil er selbst keinerlei Medikamente nehme, nicht einmal Aspirin. Der Autor dieses Buches fand für diese Verhaftung, die im Frühling oder Sommer 2000 stattgefunden haben soll, keinerlei Beleg. Aber man kann sich gut vorstellen, wie Bobby japanischen Zöllnern mit seinem Rucksack voller Kräuter verdächtig vorkam. Bei der anschließenden Befragung wird er ungehalten und unkooperativ gewesen sein, man kennt ihn ja. Gut möglich, dass man ihn wegen seines Umgangstons eingesperrt hat – wenn es denn jemals zu einem solchen Zwischenfall kam.

Am 11. September 2001 ließ Bobby seine vielleicht schrecklichsten Sätze los. Radio Baguio rief bei ihm an (er befand sich gerade in Tokio) und bat ihn um einen Kommentar zu den Anschlägen auf das World Trade Center und das Pentagon. Mit seiner zwölfminütigen Antwort brachte Bobby ganz Amerika gegen sich auf. Seine Polemik war eine Breitseite gegen eine trauernde Nation – und in voller Länge im Internet abrufbar.

Es lässt sich ohne Übertreibung sagen, dass Bobbys Worte die hasserfülltesten waren, die je ein Amerikaner für sein Land im Radio gefunden hat. Und sie sollten ihm zum Verhängnis werden. Hier ein Auszug:

Fischer: Ja, nun, das sind tolle Nachrichten. Wurde auch Zeit, dass jemand den verdammten Amerikanern eins auf die Mütze gibt. Höchste Zeit, ein für alle Mal mit den Vereinigten Staaten aufzuräumen.

Interviewer: Sie sind glücklich über die Ereignisse?

Fischer: Ja, ich applaudiere der Tat. Scheiß-Amerika. Ich möchte das Land ausgelöscht sehen … Die Vereinigten Staaten beruhen auf Lügen. Auf

Diebstahl. Schauen Sie sich an, was ich für das Land getan habe. Niemand sonst hat im Alleingang so viel für die Vereinigten Staaten getan wie ich. Das glaube ich wirklich. Wissen Sie, als ich 1972 die Weltmeisterschaft gewann, hatte Amerika das Image, ein Football-Land zu sein, ein Baseball-Land, aber niemand hielt es für ein intellektuelles Land. Ich habe das ganz allein verändert … Aber ich hoffe, dass es etwa so läuft wie in *Sieben Tage im Mai* und ein paar Vernünftige sich zur Macht putschen.

Interviewer: »Vernünftige«?

Fischer: Vernünftige Generäle, ja. Die werden die Juden verhaften und mindestens ein paar Hunderttausend von ihnen hinrichten … Ich sage: Tod für Präsident Bush! Tod für die Vereinigten Staaten. Verdammte Staaten! Verdammte Juden! Die Juden sind ein Volk von Gaunern. Sie verstümmeln ihre Kinder. Sie sind mordende, kriminelle, diebische, verlogene Bastarde! Sie haben den Holocaust erfunden. Nicht ein Wort davon ist wahr … Das ist ein wunderbarer Tag. Verdammte Vereinigte Staaten. Weint, ihr Heulsusen. Winselt, ihr Bastarde. Eure Zeit ist abgelaufen.

14. KAPITEL
VERHAFTUNG UND RETTUNG

Bobby Fischer war noch immer ein gesuchter Straftäter, dem im Fall einer Verurteilung zehn Jahre Gefängnis drohten. Da aber inzwischen neun Jahre vergangen waren, ohne dass ihn irgendjemand zu verfolgen schien, fühlte Bobby sich offenbar völlig sicher. Er reiste nach Herzenslust herum und tat praktisch, was er wollte. Er war Multimillionär und hatte eine ihn liebende Partnerin. Dass er nicht nach Hause konnte, dass er ein Heimatloser war, ein moderner Fliegender Holländer, störte ihn nicht weiter. Doch dann kam die Episode mit dem aufgelösten Lagerraum, die ihn völlig aus der Bahn warf. Bobby hatte mit der Versteigerung nicht nur alte Briefe und Partieformulare verloren, sondern einen Teil seiner Vergangenheit, seiner Persönlichkeit.

Bobby hatte sich selbst verloren – und den Bezug zur Realität.

In seiner rasenden Wut vergaß er jede Vorsicht. Hätte er seine unsäglichen Aussagen auf Radio Baguio von 2001 nur zehn Jahre früher gemacht, niemand hätte sie gehört, und er hätte unbehelligt weiterleben können. Doch 2001 wurden seine Ausfälle über das Internet in alle Welt getragen. Amerika und seine Regierung hörten genau, was er da sagte.

Nach seiner 9/11-Tirade fielen die Medien einhellig über ihn her. Der amerikanische Schachbund stellte den Antrag, ihm seine Mitgliedschaft zu entziehen, und selbst einige seiner engsten Freunde, die ihm noch seine antisemitische Hetze von 1992 verziehen hatten, schüttelten nur noch den Kopf. Hunderte Bürger wandten sich an das Weiße Haus und das Justizministerium und verlangten Bobbys Verhaftung, sie sei längst

überfällig. Und tatsächlich beschloss das Justizministerium, Bobbys Festnahme und Auslieferung jetzt aktiv voranzutreiben.

Bobby muss gewusst haben, dass er sich mit seinen Kommentaren Ärger einhandelte. Doch als in den Wochen danach nichts passierte, fühlte er sich wieder unverletzlich. Auch weiterhin hielt ihn niemand auf, wenn er Grenzen überquerte, und so glaubte er, ungestraft davongekommen zu sein.

Ein Problem hatte er allerdings: Sein 1997 erneuerter Pass galt zwar bis 2007, doch allmählich ging der Platz für Sichtvermerke aus. Zwischen 1997 und 2000, als er in Ungarn lebte, bereiste er viele europäische Länder, und zwischen 2000 und 2003 flog er 15-mal zwischen Tokio und Manila hin und her. Schließlich wies ihn ein Grenzer an, sich neue Seiten in den Pass machen zu lassen. Au weia! Das hieße, er würde direkt in die Höhle des Löwen gehen müssen.

Wie schon 1997 beschloss er, die Angelegenheit lieber in der Schweiz zu erledigen, nicht in Tokio oder Manila. Sollte man seinen Pass in der Schweiz einziehen, würde er einfach im Land bleiben, bei seinem Geld. Die Schweiz gefiel ihm ohnehin; Bobby spielte mit dem Gedanken, sich dort dauerhaft niederzulassen.

Ende Oktober 2003 kam Bobby also nach Bern, nahm sich ein Zimmer in einem günstigen Hotel und ging am folgenden Nachmittag zur US-Botschaft in der Sulgeneckstraße. Dort erklärte man ihm, sein Pass müsse zur Einfügung neuer Seiten auseinandergenommen werden; das Ganze dauere etwa zehn Tage. Bobby hinterließ seine Hoteladresse und Telefonnummer und bat um telefonische Mitteilung, sobald der wiederhergestellte Pass abholbereit sei.

Zurück im Hotel, checkte er sofort aus, fuhr zum Bahnhof, sprang in einen Zug nach Zürich und mietete sich unter falschem Namen in einem Oberklassehotel ein. So würde ihn niemand finden, wenn die amerikanische Botschaft nach ihm suchen ließ. Nach einer Woche rief er bei der Botschaft an und erfuhr, dass alles in Butter war und sein Pass auf ihn wartete.

Und wenn das nun eine Falle war? Lockte man ihn in die Botschaft, um ihn bequem festnehmen zu können? Doch was blieb Bobby schon übrig? Gespielt gelassen betrat er das Gebäude … und erhielt umstandslos seinen Pass zurück. Bobby lobte, wie schön er jetzt mit seinen 24 neu eingenähten Seiten aussehe. Im Wissen, dass dieser Pass noch bis 2007 gültig war, flog er beruhigt »heim« nach Tokio.

Keine sechs Wochen später forderte ihn das amerikanische Justizministerium brieflich auf, seinen Pass zurückzugeben. Grund für die Einziehung des Passes sei »der weiter bestehende Haftbefehl« gegen ihn. Der Brief bezog sich zwar nicht direkt auf Bobbys Auftritt in Serbien 1992, nannte aber die gesetzlichen Normen, deren Verletzung Fischer angeklagt war: International Economic Powers Act, Title 50, Sections 1701, 1702 und 1705, unterzeichnet von Präsident George H. W. Bush.

Der Pass-Entzug lief aber rechtlich problematisch ab: Fischer erhielt den Brief nie, konnte also keinen Widerspruch gegen die Maßnahme einlegen. Dieses Recht stand ihm allerdings zu. Das Justizministerium erklärte später, man habe den Brief an das Berner Hotel geschickt, das Bobby bei der Botschaft angegeben hatte, von dort sei er aber als unzustellbar zurückgekommen. Der Brief war auf den 11. Dezember 2003 datiert. Doch bei genauerer Nachforschung stellte sich heraus, dass der Brief gar nicht an Bobby adressiert war. Es wirkte, als hätte die Botschaft den Brief nie verschickt. Laut Gesetz standen Bobby nach Zustellung des Briefes 60 Tage für eine Anhörung zu und danach weitere 60 Tage für eine Entscheidung über einen eventuellen Widerspruch. Bei der Anhörung würde nur geklärt, ob tatsächlich Haftbefehl gegen ihn bestand und bei der Beantragung des neuen Passes im Jahr 1997 die korrekten Prozeduren eingehalten wurden. Laut Gesetz »soll keinem gesuchten Straftäter« ein Pass ausgestellt werden. Wie war Bobby nun 1997 zu seinem neuen Pass gekommen? Entweder hatten die Berner Botschaftsangehörigen geschlampt, oder Fischer hatte auf seinem Antrag nicht vermerkt, dass er ein gesuchter Straftäter war.

Man muss nicht lange rätseln, was wahrscheinlicher ist. Sollte Bobby sich 1997 den neuen Pass jedoch erschlichen haben, indem er den Haftbefehl verschwieg, wäre das eine weitere schwere Straftat gewesen.

Hätte Bobby den Brief vom Außenministerium erhalten, hätte er Widerspruch gegen die Entscheidung einlegen können. Der wäre zwar ziemlich sicher abgeschmettert worden, doch dadurch hätte er Zeit gewonnen, aus der Schweiz zu fliehen oder im Land unterzutauchen und sich so einer Verhaftung zu entziehen.

So aber fuhr Bobby am 13. Juli 2004 ganz entspannt zum Tokioter Flughafen Narita, seiner Verhaftung entgegen.

Hinter Gittern verlangte Fischer sofort, telefonieren zu dürfen. Doch das wurde ihm verweigert. Ausländer, die – auch unwissentlich – japanisches Recht brechen, dürfen ohne weitere Formalitäten verhaftet, eingesperrt und abgeschoben werden. Selbst für kleine Vergehen kann man monatelang in Untersuchungshaft wandern, ohne die Möglichkeit einer Freilassung auf Kaution. Fischers Forderung, als amerikanischem Staatsbürger stehe ihm ein Anruf zu, wurde ignoriert.

Erst nach 24 Stunden rief ein Zollbeamter Miyoko an und informierte sie über den Vorfall. Sie schaltete sofort einen Anwalt ein und fuhr zum Flughafen. Doch als sie dort ankam, waren die Besuchszeiten vorbei. Erst am nächsten Tag konnte sie zu Bobby, eine halbe Stunde lang. »Er war total durch den Wind, völlig untröstlich«, verriet sie einem Journalisten.

Fast einen Monat lang saß Fischer in der Arrestzelle am Flughafen. Der Vorwurf lautete, er habe versucht, mit einem ungültigen Pass zu reisen. Viel schwerer wogen aber natürlich die Straftaten, deren die amerikanische Justiz ihn anklagte. Mit seinem Interview zum 11. September hatte Bobby den Bogen überspannt: Das amerikanische Justizministerium wollte ihn in die Vereinigten Staaten deportiert und für seine Taten verurteilt sehen. (Möglicherweise plante das Finanzministerium auch, ihn wegen Steuerhinterziehung vor Gericht zu stellen.) Miyoko jedenfalls fand, die amerikanischen Behörden hätten Bobby seit 1992 jederzeit verhaften lassen können, hätten ihn aber erst ernsthaft verfolgt, als er »plötzlich anfing, Amerika zu verteufeln, was die Regierung sehr wütend machte.«

Rastlos tigerte Bobby in der Zelle auf und ab. Er beschwerte sich über alles – das Essen, die Raumtemperatur, die Respektlosigkeit ihm gegenüber – und legte sich mit den Wachen an. Schließlich überstellte man ihn nach Ushiku, 60 Kilometer nordöstlich von Tokio. Dort verfügte das Ostjapanische Gefängnis für illegale Einwanderer über die nötige Infrastruktur für längere Haftaufenthalte. Es herrschten Zustände wie in einem Hochsicherheitstrakt. Fischer forderte auch dort einen respektvolleren Ton, schließlich sei er mit 61 Jahren der älteste Insasse. Doch weder sein Alter noch sein Schachruhm beeindruckten die Wachen. Einmal kam es sogar zu einer Rangelei, als Bobby sich beschwerte, sein

Frühstücksei sei hart statt weich gewesen, und ein neues verlangte. Danach steckte man ihn ein paar Tage in Isolationshaft, er durfte weder Besuch empfangen noch die Zelle verlassen. Ein andermal trat er absichtlich auf die Brille eines Vollzugsbeamten, den er nicht leiden konnte, und bekam wieder Einzelhaft.

Miyoko besuchte ihn mehrere Male die Woche – die Fahrt von Tokio dauerte zwei Stunden – und brachte ihm Geld, damit er von den Schließern zusätzliches Essen kaufen konnte (meistens *Nattō*, fermentierte Sojabohnen). Etliche Leute bemühten sich zudem um Bobbys Freilassung, allen voran Masako Suzuki, eine brillante junge Anwältin, die später seine Verteidigerin und entschlossenste Anhängerin wurde, und John Bosnitch, ein in Tokio arbeitender 43-jähriger kanadischer Journalist mit bosnischen Wurzeln. Die beiden gründeten ein Komitee zur Befreiung von Bobby Fischer und warben um weitere Unterstützer. Suzuki legte Rechtsmittel gegen die ihrer Ansicht nach illegale Verhaftung ein. Fischer sprach gar von »Verschleppung«.

Es ist unbekannt, wie viel Fischer für seine Verteidigung ausgab, doch wahrscheinlich kostete sie ihn nicht übermäßig viel, da Suzuki von mehreren Seiten kostenlose Rechtsberatung und Hilfe bekam. Zahlreiche Leute fanden, Bobby werde zu Unrecht verfolgt; sein Fall schlug hohe Wellen. Bosnitch war zwar kein Anwalt, kannte aber die Feinheiten des japanischen Rechtssystems offenbar hervorragend. Ebenso höflich wie hartnäckig wurde er in Bobbys Namen bei Abgeordneten und Beamten vorstellig. Man ernannte ihn daraufhin zum Amicus Curiae, einer Art parteiischen Sachverständigen, was ihm Zugang zu allen Sitzungen und Dokumenten verschaffte. In allererster Linie galt es, die Abschiebung Fischers in die Vereinigten Staaten zu verhindern. Bobby fürchtete, bei einem Prozess in den USA keine Chance zu haben. Mehr noch, er glaubte, die amerikanische Regierung hasse ihn so sehr, dass sie ihn in Haft ermorden lassen würde. Er hoffte, die Abschiebung verhindern zu können, indem er offiziell auf seine Staatsbürgerschaft verzichtete. Dann hätten die Vereinigten Staaten weniger Anspruch auf ihn.

Damit ein Amerikaner seine Staatsbürgerschaft ablegen kann, muss er in Anwesenheit eines amerikanischen Diplomaten einen schriftlichen Eid unterzeichnen. Dies muss im Ausland geschehen, üblicherweise in einer US-Vertretung.

Bobby schrieb an die US-Botschaft in Tokio, man möge einen Diplomaten schicken, damit er seinen Verzicht auf die amerikanische Staatsbürgerschaft erklären könne. Aber niemand kam. Er wandte sich sogar Hilfe suchend an Außenminister Colin Powell. Keine Antwort. Schließlich schrieb Bobby einen zweiten Brief an die US-Botschaft in Tokio. Wieder verlangte er, dass jemand vorbeikäme – und für den Fall, dass das nicht geschah, schickte er seinen schriftlichen Verzicht auf die amerikanische Staatsbürgerschaft gleich mit. Es kostete Bobby offenbar keine größere Überwindung, sich endgültig von seiner Heimat loszusagen. Ihm kam es allein darauf an, schnell wieder freigelassen zu werden. Der Text:

> Ich heiße Robert James Fischer und bin amerikanischer Staatsbürger. Ich wurde am 9. März 1943 in Chicago, Illinois, geboren. Mein amerikanischer Pass hat(te) die Nummer Z7792702 und wurde von der US-Botschaft in Bern (Schweiz) ausgestellt. Ausstellungsdatum ist der 24. Januar 1997, er ist gültig bis 23. Januar 2007. Ich, Robert James Fischer, verzichte hiermit unwiderruflich und dauerhaft auf meine amerikanische Staatsangehörigkeit und alle damit angeblich verbundenen Rechte und Privilegien.

Die Vereinigten Staaten haben diesen Verzicht auf die Staatsangehörigkeit nie anerkannt, in den Augen der amerikanischen Behörden blieb Fischer US-Bürger.

Parallel hatten Suzuki und Bosnitch vor Gericht den Antrag gestellt, Bobby als politischen Flüchtling zu betrachten und ihm in Japan Asyl zu gewähren. Ihre Argumentation lautete, die Vereinigten Staaten verfolgten Bobby allein aus politischen Gründen, wegen seiner Äußerungen zum 11. September. Der Antrag wurde abgelehnt. Bobbys Verteidiger stellten weiter den Antrag, das Auslieferungsersuchen der Vereinigten Staaten abzulehnen und den Abschiebungsbeschluss der japanischen Einwanderungsbehörden aufzuheben. Auch das wurde abgelehnt. Inzwischen saß Bobby seit über einem Monat in Haft und hielt es kaum mehr aus. Er ließ in den verschiedensten Ländern anklopfen, ob man ihm politisches Asyl gewähren wolle:

Deutschland – Bobby brachte vor, sein Vater Hans Gerhardt Fischer sei Deutscher gewesen, weshalb ihm automatisch die deutsche

Staatsbürgerschaft zustehe. Es gab allerdings ein Problem: Bobby leugnete den Holocaust, was in Deutschland unter Strafe steht. Es drohte ihm also gleich wieder Haft.
Kuba – Fischer kannte Fidel Castro persönlich und wusste um dessen Anti-Amerikanismus, deshalb hoffte er auf die Karibikinsel. Nada.
Nordkorea – Das vielleicht amerikafeindlichste Land der Welt. Das Problem: Miyoko hielt es auch für das übelste Land weltweit und kündigte unmissverständlich an, nicht einmal auf Besuch dorthin zu fahren.
Libyen – Das politische Irrlicht Muammar al-Gaddafi suchte Anfang des 21. Jahrhunderts gerade die Aussöhnung mit den Vereinigten Staaten und würde nicht riskieren, Präsident Bush zu verärgern.
Iran – Nach persischer Auffassung war Bobby Jude: kein Interesse.
Venezuela – Das Gesuch wurde ohne Angabe von Gründen abgelehnt.
Schweiz – Das Land war zwar politisch neutral, doch Bobbys Antisemitismus war nicht akzeptabel.
Montenegro – Dort trug man ihm noch seine Nähe zu dem Anlagebetrüger Vasiljevic nach, der so viele Bürger um ihr Geld gebracht hatte.
Philippinen – Erstaunlicherweise suchte Bobby gerade hier, wo man ihn in Schachzirkeln verehrte und wo er soziale Bindungen hatte, nicht ernsthaft um Asyl nach. Die Gründe: Er ärgerte sich darüber, dass man Präsident Estrada abgesetzt hatte, »illegalerweise«, wie er fand. Außerdem schreckte er vor der seiner Ansicht nach wachsenden Kriminalität und Korruption in Manila und sogar Baguio zurück. Er hielt sich zwar gern dort auf, wusste aber nicht recht, ob er dort wirklich Asyl beantragen oder erhalten wollte.
Island – Das war's! Fischer galt auf der Insel noch immer als Held. Er hatte die Augen der Weltöffentlichkeit auf die Nation gelenkt, als er 1972 in Reykjavik den Titel erspielte. Fischer seinerseits mochte die Isländer, weil sie ihn verehrten und gleichzeitig seine Privatsphäre achteten. Wichtiger noch: Island schien durchaus geneigt, ihm Asyl anzubieten.

Man spürte Saemi Palsson, Fischers ehemaligen Leibwächter, in Nordspanien auf, wo er seine Winter verbrachte. »Saemi, hier spricht Bobby. Ich brauche deine Hilfe. Ich bin Gefangener in Japan und will in Island Asyl bekommen. Kannst du mir helfen?«

Saemi, ein Ex-Polizist und Schreiner, der in seiner Jugend als Rock-'n'-Roll-Tänzer berühmt gewesen war und das Publikum mit Twist-Darbietungen begeistert hatte, tat für seine Freunde alles. Außerdem hatte er ein instinktives Gespür für Selbstvermarktung. Obwohl er Bobby 32 Jahre lang nicht gesehen hatte, trommelte Saemi bei isländischen Spitzenpolitikern, Topmanagern und Schachfreunden um Unterstützung für ihn. Dann setzte er sich in ein Flugzeug nach Japan.

Während Palsson noch in der Luft war, traf sich eine Gruppe standhafter Isländer in Reykjavik und besprach die Möglichkeiten für Fischers Rettung. Man bildete ein Komitee namens »RJF« (Bobbys Initialen), angeblich ein Akronym für »Rights, Justice, Freedom« (Rechte, Gerechtigkeit, Freiheit).

Zwar hatten auch die Isländer Bobbys Tiraden aufs Schärfste missbilligt, andererseits waren viele der Ansicht, dass man niemandem den Mund verbieten dürfe. Außerdem fühlte die Nation sich ihm verpflichtet. Fischer hatte dem Land 1972 die Ehre erwiesen, dort zu spielen, und jetzt brauchte er Beistand.

Alle Mitglieder des Komitees waren hoch angesehene Bürger und -Schachenthusiasten: Guðmundur Thorarinsson (ehemaliges Parlamentsmitglied und der Cheforganisator des Titelkampfes 1972), Magnus Skulason (Psychiater), Gardar Sverrisson (Politikwissenschaftler), Helgi Olafsson (Großmeister) und Einar Einarson (Bankchef). Über fünf Monate traf sich die Gruppe, um ihre Lobbyarbeit bei der isländischen Regierung zu organisieren. Sie legte auch bei der amerikanischen und der japanischen Botschaft in Reykjavik Protest gegen Fischers Verhaftung ein. In einem Brief an die japanische Botschafterin in Island, Fumiko Saiga, hieß es:

> Wir fühlen uns verpflichtet, unserer tiefen Bestürzung und Sorge angesichts der grotesken Verletzung von [Fischers] Menschenrechten und internationalem Recht Ausdruck zu verleihen … Wir protestieren gegen Ihr Vorgehen in dieser Angelegenheit in schärfstmöglicher Form und erbitten die sofortige Freilassung Robert J. Fischers.

Palsson besuchte Fischer auch im Gefängnis und traf sich mit einigen Behördenvertretern zu inoffiziellen Gesprächen. Die Tatsache, dass ein Vertreter Islands auf der Bildfläche erschienen war – auch wenn Saemi

nicht in offiziellem Auftrag sprach –, verlieh Bobbys Behauptung, das Land erwäge, ihm Asyl zu gewähren, größere Glaubwürdigkeit.

Leider torpedierte Bobby die Bemühungen seiner Freunde immer wieder. So gab er zum Beispiel vom Münztelefon des Gefängnisses aus weiterhin Interviews, die sofort ins Internet gestellt wurden. Das meiste Gift verspritzte er gegen Juden (»absolute Schweine«), in seinen Aussagen gegen Amerika hielt er sich immerhin ein wenig zurück. Er ätzte zwar noch immer (»Das ganze Land hat keine Kultur, keinen Geschmack; die Umweltverschmutzung ist arg.«), aber nicht mehr so krass wie zuvor. Dennoch machte er beim US-Justizministerium damit bestimmt keine Punkte gut.

Dann kündigte Bobby an, er werde seine langjährige Partnerin Miyoko Watai heiraten. »Vielleicht ist das nur ein Bauernopfer«, erklärte sie gegenüber der Presse. »Doch im Schach verwandelt sich ein Bauer manchmal in eine Dame. Bobby-san ist mein König, und ich werde seine Dame.« Wenig später wurde das Paar in einer privaten Zeremonie im Gefängnis getraut. John Bosnitch fungierte als Zeuge. Doch war die Eheschließung auch rechtskräftig? Ein gutes Jahr später fragte ein Reporter Miyoko, ob sie Fischer tatsächlich geheiratet habe. Sie sagte: »Darauf möchte ich nicht antworten. Über Privatangelegenheiten schweige ich lieber.« Sofort unterstellten die Medien, die angebliche Hochzeit sei nur ein Trick gewesen, um Fischer freizubekommen und ihm ein Aufenthaltsrecht in Japan zu verschaffen. Suzuki protestierte: »De facto haben die beiden schon vorher als Eheleute zusammengelebt. Jetzt sind sie offiziell verheiratet. Ich kenne kein hingebungsvolleres, leidenschaftlicheres Paar.« Miyoko formulierte es nüchterner: »Vor seiner Verhaftung waren wir zufrieden mit unserem Leben. Die Heirat hilft vielleicht, eine Abschiebung zu verhindern und ihm eine dauerhafte Aufenthaltsgenehmigung für Japan zu verschaffen.«

Auf Anraten des RJF-Komitees bat Fischer Islands Außenminister David Oddsson schriftlich um die Genehmigung, sich im Land niederzulassen. Sie wurde sofort gewährt. Doch dem japanischen Gericht reichte das nicht. Wenn ein Land Fischer indes die *Staatsbürgerschaft* antrug, erklärte es, würde man eine Abschiebung in dieses Land erwägen. Mittlerweile erließ das Bezirksgericht Tokio die Verfügung, den Prozess der Abschiebung zu stoppen. Ein Passvergehen, so das Gericht, reiche nicht für eine

Abschiebung. Allerdings war die Sache damit noch nicht endgültig erledigt. Bis zu einem rechtsgültigen Urteil konnte noch ein ganzes Jahr vergehen. Doch Bobby war jetzt schon emotional am Ende.

Fischers Berater ermunterten ihn, einen Brief an das Althing zu schreiben, Islands Parlament. Hier Auszüge seines zweiseitigen Gesuchs:

Ushiku, Japan, 19. Januar 2005

Althing
150 Reykjavik
Island

Hochverehrte Abgeordnete des Althing,

ich, Robert James Fischer, danke der isländischen Nation zutiefst für die Freundschaft, die sie mir erwiesen hat, seit ich vor vielen Jahren hier um die Schachkrone kämpfte – und sogar schon vorher …

In den letzten sechs Monaten wurde ich gewaltsam und widerrechtlich in Japan festgehalten, unter dem völlig falschen und lächerlichen Vorwurf, ich wäre am 15. April 2004 mit einem ungültigen Pass nach Japan eingereist und hätte am 13. Juli 2004 versucht, das Land mit einem ungültigen Pass zu verlassen. Seit meiner Verhaftung hat sich meine Gesundheit stetig verschlechtert, die letzten zwei Monate litt ich unter ständigen Schwindelgefühlen …

Als die Beamten am Flughafen Narita mich brutal und gewaltsam »verhafteten« … wurde ich ernsthaft verletzt und beinahe umgebracht. Außerdem dient es gewiss nicht meiner Gesundheit, dass man mich hierher nach Ushiku verschleppt hat, das nur 66 Kilometer vom leckenden Atomkraftwerk Tokaimura (dem Tschernobyl Japans!!) entfernt liegt. Erst am 14. Oktober 2004 kam es dort wieder zu einem Zwischenfall! …

Weder japanische noch amerikanische Behörden haben sich bemüßigt gefühlt, den krass illegalen Akt meiner Festsetzung zu rechtfertigen. Offenbar halten sie sich strikt an Disraelis Rat, »Beschwer dich nie, erklär dich nie!«.

Aufgrund oben genannter Umstände möchte ich daher das Althing förmlich bitten, mir die isländische Staatsbürgerschaft zu gewähren. Das

würde mir erlauben, die Einladung, mich in Island niederzulassen, auch wahrzunehmen, die Ihr Außenminister, Mr. David Oddsson, mir gegenüber freundlicherweise aussprach.

Mit größtem Respekt
BOBBY FISCHER

Während Bobbys Haft brachten nur die Besuche Miyokos und seiner Anwälte ein wenig Abwechslung. Ansonsten langweilte er sich zu Tode, außerdem rumorte es gewaltig in ihm. Aus seiner Einsamkeit und seiner Verwirrung flüchtete er sich in Telefonate – das Wachpersonal erlaubte ihm, aus seiner Zelle unbegrenzt R-Gespräche zu führen. Er telefonierte ausgiebig mit Palsson, später auch mit Gardar Sverrisson, dem Politikwissenschaftler im RJF-Komitee. Diese Gespräche mit Gardar bedeuteten Bobby viel, weil sie ihn von seiner misslichen Lage ablenkten. Dabei freundeten die beiden sich an und diskutierten lebhaft über Politik, Religion und Philosophie, nicht immer nur über seine Haftumstände und den nächsten juristischen Winkelzug. Als Bobby erfuhr, dass Gardar Katholik war, löcherte er ihn mit theologischen Fragen.

Auch mit Richard Vattuone unterhielt er sich ausführlich über den katholischen Glauben. Der Anwalt aus San Diego half Bobby in seinen juristischen Grabenkämpfen, besuchte ihn im Gefängnis und schenkte ihm *The Apostle of Common Sense*, ein Buch über den Schriftsteller C. K. Chesterton. Bobby las das Buch zumindest teilweise und unterhielt sich mit Vattuone über Religion und Chesterton, der zum Katholizismus konvertiert war.

Wenn Miyoko zu Besuch kam, musste sie oft warten, bis Bobby seinen vorherigen Besucher – etwa Suzuki oder Bosnitch – verabschiedet hatte, weil immer nur ein Besucher gleichzeitig erlaubt war. Und die Besuchszeiten waren begrenzt. Außerdem musste Fischer jeweils durch 16 verschlossene Türen, bis er den Besuchsraum erreichte. Dort unterhielt man sich dann durch eine gläserne Trennscheibe hindurch, als säße er in einem Hochsicherheitstrakt und nicht in einer Haftanstalt für illegale Einwanderer.

Drei Mitglieder des RJF-Komitees – Einarsson, Thorarinsson und Sverrisson – reisten auf eigene Kosten nach Japan, um vor Ort für Fischers Freilassung zu kämpfen. Selbst die Tatsache, dass der isländische Außenminister David Oddsson einen Ausländerpass für Bobby organisiert

hatte – eine unbegrenzte Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis –, überzeugte die japanischen Bürokraten nicht. Die bestanden weiter darauf, Bobby in die USA abzuschieben, sobald alle juristischen Schlachten geschlagen waren.

Die Mitglieder des RJF-Komitees machten sich schon an die Abreise, enttäuscht, dass sie so wenig hatten ausrichten können, da überbrachte Suzuki ihnen eine gute Nachricht: Ein Abgeordneter des japanischen Parlaments war bereit, sich mit dem Komitee zu treffen und auszuloten, wie er helfen könne. Er habe sich die Sache angesehen und stehe auf Bobbys Seite.

Das Treffen fand in aller Heimlichkeit statt, und der Abgeordnete, der in Oxford studiert hatte und makelloses Englisch sprach, bat um Stillschweigen. Heimlich, hinter den Kulissen, glaubte er, mehr bewegen zu können. Und tatsächlich schaffte er es, Mizuho Fukushima, die Vorsitzende der oppositionellen Sozialdemokratischen Partei, für die Sache zu interessieren. Sie versprach, sich für Bobby einzusetzen. Sie kritisierte die japanische Justizministerin Chieko Nohno öffentlich wegen der Festnahme und Inhaftierung und bat sie, den Fall noch einmal zu überdenken. Das brachte zwar noch nicht die Wende, doch langsam schien sich der Wind zu drehen. Als Bobby sah, wie sich die kleinen Vorteile langsam addierten – der Schachgigant Wilhelm Steinitz hatte die Ansammlung winziger Vorteile als wichtigste Schachstrategie beschrieben –, schöpfte er Hoffnung, wenn auch nur vorsichtig.

Die Mitglieder des RJF-Komitees reisten also erneut nach Japan und arbeiteten rund um die Uhr daran, das Parlament für den Fall zu interessieren. Sie warnten, die Zeit laufe davon, wenn man Fischer noch Gerechtigkeit widerfahren lassen wolle. Bald würde er nach Amerika ausgeliefert und dort vermutlich zehn Jahre ins Gefängnis gesteckt.

Trotz aller Solidarität mit Bobby kritisierte der isländische Schachbund allerdings dessen Aussagen in strengster Form. Damit sollte klargestellt werden, dass man Bobby aus rein humanitären Gründen aufnahm, nicht aus weltanschaulichen:

> Der isländische Schachbund ist sich der obszön antisemitischen und antiamerikanischen Aussagen natürlich bewusst, die Bobby Fischer im vergangenen Jahr bei verschiedenen Gelegenheiten gemacht hat. Der

> Verband findet diese Ausfälle grässlich und sieht in ihnen Zeichen für einen verwirrten, kranken Geist. Doch 1992 bestand Bobby Fischers Verbrechen einzig darin, nach Jahren der Isolation wieder Schach zu spielen. Der isländische Schachbund drängt den Präsidenten der Vereinigten Staaten, Bobby Fischer zu begnadigen und ihn ziehen zu lassen.

Der Brief ging an Präsident George W. Bush. Er wurde nie beantwortet.

Zwölf Jahre zuvor, nur Monate nach Eröffnung des Strafverfahrens gegen Bobby 1992, war Bill Clinton zum amerikanischen Präsidenten gewählt worden. David Oddsson, damals isländischer Premierminister, war zu jener Zeit im Weißen Haus vorstellig geworden und hatte einen der wichtigsten Berater Clintons persönlich gebeten, die Anklage gegen Fischer fallen zu lassen. Ihm wurde beschieden, Clinton wolle sich in diese Angelegenheit lieber nicht einmischen. Oddsson fand das »ungewöhnlich«: »Wenn der Regierungschef eines Landes in einer relativ unwichtigen Angelegenheit (wenn man das große Ganze betrachtet) eine persönliche Bitte äußert, dann wird ihr normalerweise entsprochen.«

Spasski hatte nach 1992 in Frankreich wegen des Matches auf Sveti Stefan keine Probleme bekommen, ebenso wenig wie Lothar Schmid in Deutschland. Tatsächlich war Bobby Fischer weltweit der einzige Mensch, der wegen des Verstoßes gegen das präsidentielle Dekret von Präsident Bush sen. angeklagt wurde.

Um zu verhindern, dass Fischer nach Island entwischte, intensivierten mehrere amerikanische Strafverfolgungsbehörden ihre Bemühungen und übten verstärkten Druck auf Japan aus, ihn auszuliefern. Ein Großes Geschworenengericht in Washington initiierte eine Untersuchung gegen Fischer, wegen des Verdachts, er habe nach seinem Kampf gegen Spasski gegen das Geldwäschegesetz verstoßen. Die Anwälte Fischers hielten diesen an den Haaren herbeigezogenen Vorwurf für einen Versuch, das öffentliche Ansehen Fischers zu beschädigen. Und tatsächlich wurde in der Sache nie Anklage erhoben.

Als Nächstes schaltete sich der amerikanische Botschafter in Island, James Gadsen, ein. Er drängte die isländische Regierung, das Angebot, Bobby Fischer aufzunehmen, zurückzuziehen. David Oddsson als Außenminister bestellte Gadsen daraufhin zu sich ins Büro und weigerte sich kategorisch,

einen Rückzieher zu machen. Nach isländischem Recht sei Fischers Verbrechen, gegen Sanktionen verstoßen zu haben, verjährt.

Vielleicht aufgrund des politischen Drucks, der auf sie ausgeübt wurde, verriet die japanische Justizministerin Chieko Nohno nach einer Kabinettssitzung der Presse: »Wenn er [Fischer] die isländische Staatsangehörigkeit hätte, wäre es juristisch denkbar, ihn in dieses Land abzuschieben. Die Einwanderungsbehörde muss darüber nachdenken, wohin er am besten abgeschoben werden sollte.«

Doch die Situation hing weiter in der Schwebe. Übellaunig beging Fischer seinen 62. Geburtstag noch immer in Haft. Inzwischen saß er seit neun Monaten hinter Gittern. Seine wenigen Besucher meinten übereinstimmend, er habe erbärmlich ausgesehen. Thorarinsson sagte, der eingesperrte Fischer erinnere ihn an Hamlet, und zitierte aus Shakespeares Stück:

> O Gott, ich könnte in eine Nußschale eingesperrt sein
> und mich für einen König von unermeßlichem Gebiete halten,
> wenn nur meine bösen Träume nicht wären.

Die Mitglieder des RJF riefen praktisch jeden isländischen Abgeordneten an, um für eine Einbürgerung Fischers zu werben, eine echte Einbürgerung, keine vorübergehende Aufenthaltsgenehmigung. Danach trafen sie das Generalkomitee des Althing, wo man den Antrag verfasste, Bobby Fischer einzubürgern. Am Samstag, dem 21. März 2005 fand eine außerordentliche Sitzung des Parlaments statt. Zwölf Minuten lang wurde der Fall erörtert. Handelte es sich wirklich um einen Notfall?, fragte ein Abgeordneter. Die Antwort fiel eindeutig aus: Bobby Fischer sei widerrechtlich verhaftet worden, sein Verbrechen bestehe allein darin, Holzfiguren über ein Schachbrett bewegt zu haben. Er sei ein Freund Islands, habe eine historische Verbindung zu dem Land und brauche jetzt Hilfe.

Nach der Debatte gab es eine namentliche Abstimmung. Dabei stimmten 40 Abgeordnete mit »*já*«; zwei unentschlossene enthielten sich mit »*forõast*«. Niemand stimmte mit »*nei*«.

Als Bobby davon hörte, lächelte er zum ersten Mal seit Monaten. Zwei Tage später, am 23. März 2005, kam er frei. Eine Limousine der isländischen Botschaft holte ihn ab, Bobby bekam einen brandneuen

isländischen Pass, und zusammen mit Miyoko fuhr er zum Flughafen Narita.

Als Bobby am Flughafen aus der Limousine stieg, erinnerte die Szenerie an den Augenblick in Charles Dickens' *Eine Geschichte aus zwei Städten*, als Dr. Manette aus der Bastille entlassen wird, »ins Leben zurückgerufen«: weißhaarig, ausgezehrt, mit struppigem Bart und alter Kleidung. Bobby und der gute Doktor aus Dickens' Roman unterschieden sich allerdings in ihrer Stimme: Manettes war schwach, »erschütternd mitleiderregend«, während Bobby wild und rachsüchtig dröhnte. »Ich bin verschleppt worden, ganz eindeutig«, sagte er den Dutzenden Reportern und Fotografen, die ihm ins Terminalgebäude folgten. »Bush und Koizumi [der amerikanische Präsident und der japanische Premier] sind Verbrecher. Sie verdienen den Strang.« Bobby war ganz der Alte; auch im Gefängnis hatte er nicht gelernt, seine Zunge im Zaum zu halten. Aber *etwas* hatte sich verändert. Als die damals 30-jährige Zita die Fernsehbilder sah, sagte sie: »Mit seinen Augen stimmt was nicht. Er wirkt wie ein gebrochener, hoffnungsloser Mann.«

Nach der Landung in Island küsste Bobby nicht die Erde – zumindest nicht im wörtlichen Sinn. Im übertragenen Sinn aber ging er vor dem Land der Wikinger in die Knie. Endlich war er in einem Land angekommen, das ihn tatsächlich wollte. Zum ersten Mal seit 13 Jahren fühlte er sich wirklich sicher. Als Allererstes checkte er in die Präsidentensuite des Hotel Loftleiðir ein und bestellte mehrere Schüsseln seines geliebten *skyr*.

15. KAPITEL
LEBEN UND TOD IN ISLAND

Zuerst waren da die vertrauten braunen Augen. Der missbilligende, verstohlene Blick. Augen, die jeden Blickkontakt mieden und untersagten. Bobby Fischers Augen tanzten von der teilweise mit Kopfsteinpflaster ausgelegten Klappirstigur-Straße, in der er lebte, die sanfte Steigung hinauf zum belebten Laugavegur mit seinen kleinen Geschäften, dann wieder zurück zu den geparkten BMWs und Volvos, und weiter in die Gesichter der blauäugigen, apfelbäckigen Isländer, die nach dem Mittagessen zu ihren Arbeitsplätzen zurückeilten. Die Passanten erkannten Bobby: Er war der berühmteste Mann Islands, nicht wegen seiner öffentlichen Ausfälle gegen Amerika, sondern weil er das Land 1972 weltweit bekannt gemacht hatte. Doch sein eiskalter Blick schloss alle anderen aus, und die Menschen huschten mit gesenktem Kopf an ihm vorbei, als versuchten sie, ihr Gesicht vor dem bitterkalten Wind vom Esja herunter zu schützen. Knirschend drang der Schnee seitlich in Bobbys schwarze Birkenstock-Clogs.

Wie immer trug er die gleiche – wirkungslose – Verkleidung: Arbeitshemd und -hose aus blauem Jeansstoff, einen blauen Fleecepullover, einen halblangen schwarzen Ledermantel und eine dazu passende lederne Baseballkappe. Alles so ausgewählt, damit er unter seinen neuen Landsleuten nicht auffiel.

Die eleganten maßgeschneiderten Anzüge und sorgfältig gebundenen Krawatten gehörten der Vergangenheit an. Der Mann, der als Teenager stolz auf seine 18 Anzüge war und danach strebte, hundert weitere zu besitzen, trug nun jeden Tag das Gleiche. Selbst seine Freunde glaubten schon, er

besitze nur einen einzigen Satz Kleidung. Dabei hatte er mehrere identische Sätze Hosen und Hemden, die er selbst wusch und bügelte, oft täglich, normalerweise spät nachts. Beim Bügeln sang er und achtete auf perfekte Bügelfalten. Als man ihn fragte, was die Leute wohl von seiner Garderobe hielten, antwortete er knapp: »Das ist ihr Problem.«

Im Zentrum von Reykjavik, einer bezaubernden Stadt von fast 120 000 Einwohnern, herrschte eine Atmosphäre wie in einem skandinavischen Klischeedorf. Der Besucher sah gewundene Straßen, gepflegte Häuschen mit Schindelfassaden und farbigen Dächern, kleine Läden und Souvenirshops sowie dick vermummte Passanten. Reykjavik ist zwar nicht direkt Aspen oder Gstaad, aber im Winter liegt genug Schnee, dass man auf den nahe gelegenen Bergen Ski fahren kann.

Eines seiner Lieblingsrestaurants, das Bobby oft besuchte, lag keine zwei Straßen weiter. Der kürbisfarbene Speisesaal des Anestu Grösum (»Der Erste Vegetarier«) lag im ersten Stock, man wählte das Essen an einer Theke; Bobby musste nur auf die gewünschten Speisen deuten. Die Serviererin hinter dem Tresen, die ein wenig der Schauspielerin Shelley Duvall ähnelte, reichte ihm lächelnd seine Mahlzeiten. Die Portionen waren riesig.

Wenn Bobby gewöhnlich nach 14 Uhr eintraf, saßen kaum mehr Leute im Restaurant. Vielleicht noch ein dänischer Hippie, ein amerikanisches Touristenpaar oder ein Trio tratschender Freundinnen. Bobby, das Gewohnheitstier, setzte sich immer an den gleichen Tisch, am Fenster zur Querstraße. Draußen würden bald Birken und Wacholder blühen. Zum Essen trank er eine Flasche Bio-Bier der Marke Oxford Gold. Nebenher las er. Besonders hatte es ihm der Artikel »Der Mythos vom Fortschritt« des finnischen Philosophen Georg Henrik von Wright angetan. Der pessimistische Autor war seinem Freund Ludwig Wittgenstein auf dessen Lehrstuhl in Cambridge nachgefolgt. Seine zentrale Frage lautete, ob all die materiellen und technologischen Fortschritte der modernen Gesellschaft tatsächlich Fortschritt darstellten. Der Text entsprach genau Bobbys Philosophie; ganz begeistert schenkte er seinem Freund Gardar Sverrisson eine isländische Übersetzung des Textes.

War das der gleiche Bobby Fischer, der angeblich nur Schach kannte, der mürrische Schulabbrecher aus Brooklyn? Er sah dem alten Bobby zwar körperlich ähnlich – die intelligenten Augen, der kleine Höcker am rechten

Nasenflügel, die breiten Schultern, der mühelose Gang –, doch dieser Bobby Fischer war härter; ein älterer, dicklicher, kahl werdender Mann, der vom Leben gebeutelt wirkte. Irgendetwas an seinem Auftreten erinnerte den Beobachter an einen misshandelten Hund. Über seiner rechten Augenbraue ragte ein fingerkuppengroßer Höcker heraus. Bobby lächelte äußerst selten, vielleicht weil er sich seiner Zahnlücken schämte. Er sah auch nicht mehr in den Spiegel, weil ihm nicht gefiel, was aus ihm geworden war. Doch wirklich neu war, dass Bobby Fischer, der große Schachspieler, den viele für einen ungebildeten Klotz hielten, für einen, der außer einem *Spiel* nichts vom Leben kannte, eine philosophische Abhandlung las. (Der hoch angesehene Journalist Martin Gardner behauptete im *Scientific American* allen Ernstes einmal: »Fischer war fast schon ein Idiot.«)

In vielen Menschen ohne vernünftige Schulbildung erwacht später im Leben das Bedürfnis, ihren Horizont zu erweitern. Dann gehen sie auf eine Abendschule oder lernen aus Büchern. Auch Bobby begann sich aus einer gewissen Selbsterkenntnis heraus weiterzubilden. »Larry Evans sagte mal, ich wüsste nichts vom Leben, und er hatte recht«, erklärte Bobby. In anderer Stimmung gestand Bobby auch einmal, dass er Schach manchmal satthatte. Dennoch spielte er weiter: »Was hätte ich sonst tun sollen?«

Bobbys Mangel an traditioneller Schulbildung war allgemein bekannt und wurde von der Presse oft wiedergekäut. Weniger bekannt war aber, dass Bobby sich seit dem Gewinn der Schachweltmeisterschaft im Alter von 29 Jahren systematisch fortbildete: Er verschlang Bücher der Gebiete Geschichte, Politik, Religion und Zeitgeschichte. Den Großteil der 33 Jahre zwischen seinen zwei Aufenthalten in Reykjavik hatte Bobby in seiner Freizeit gelesen. Da war eine Menge Wissen zusammengekommen.

Mehrere Isländer staunten deshalb, wie tiefgründig man sich mit Bobby über verschiedenste Themen unterhalten konnte. Er kannte sich mit der Französischen Revolution aus und mit sibirischen Gulags, in der Philosophie Nietzsches und den Reden Disraelis.

Im Anestu Grösum blieb er ungefähr zwei Stunden und las; nach der Hauptmahlzeit verputzte er normalerweise noch zwei Schüsseln *skyr* mit einem Berg Schlagsahne. Danach ging Bobby zu seiner Stamm-Buchhandlung, Bókin. Der leicht exzentrische Laden war der Traum aller Bücherwürmer: Vor dem Laden saß ein bebrillter Stoffaffe mit einem Buch im Schoß, im Laden stapelten sich Tausende Bücher, die meisten auf

Isländisch, aber auch etliche auf Englisch, Deutsch und Dänisch. Viele Titel behandelten obskure Themen, für die sich nur wenige Leser begeistern konnten: die Brutgewohnheiten des Papageientauchers oder die Inschriften auf den Kirchen Heidelbergs. Die Buchregale zogen sich durch den gesamten Laden, in der Mitte des Raumes türmte sich ein fast mannshoher Bücherberg, von dem immer wieder Lawinen abgingen. Schachbücher führte der Laden aber nur wenige.

Jeden Tag holte Bobby im Laden seine Post ab, die man hinter der Theke für ihn aufbewahrte. Er wechselte stets einige Worte mit dem Eigentümer, Bragi Kristjonsson, und zog sich an *sein* Plätzchen zurück, ganz hinten im Laden, am Ende eines schmalen Gangs, der seitlich noch mit Bücherstapeln und alten *National Geographic*-Heften zugestellt war. Vielleicht aus Respekt für seinen berühmten Kunden hatte Bragi einen gammligen Stuhl am Ende des Ganges platziert. Dort saß Bobby an einem kleinen Fenster zur Straße.

Stundenlang, oft bis Ladenschluss, las und sinnierte er dort, manchmal nickte er ein. Hier war er zu Hause. »Es ist toll, frei zu sein«, schrieb er einem Freund.

Am liebsten mochte Bobby Geschichtsbücher; er las alles von *Aufstieg und Fall des Römischen Reiches* bis zu *Aufstieg und Fall des Dritten Reiches*. Er verschlang Kriegsberichte aus dem antiken Griechenland wie aus dem Zweiten Weltkrieg, Verschwörungstheorien wie *Hitler's Secret Bankers: The Myth of Swiss Neutrality During the Holocaust* (*Hitlers heimliche Banker: Der Mythos Schweizer Neutralität während des Holocaust*) und antisemitische Hetze wie *Jewish Ritual Murder*. War Bobby auf der Suche nach *seinem* Platz in der Geschichte? Vermutlich trieb ihn eher der Wunsch, den eigenen Charakter in all seiner Komplexität zu verstehen, »die ganze Katastrophe«, wie die Romanfigur Alexis Sorbas so treffend sagte.

Kaum war Fischer in Island angekommen – er hatte noch kaum eine Chance gehabt, seine Koffer auszupacken; allerdings enthielten sie auch nur die wenigen Bücher und Kleidungsstücke, die er in Japan besessen hatte –, da kündigte Janos Kubat überraschend ein bevorstehendes Match zwischen Bobby und seinem Freund Pal Benko an. Kubat, der schon 1992 den Kampf Fischer–Spasski mitorganisiert hatte, erklärte gegenüber der russischen Nachrichtenagentur RIA, das Duell werde in Magyarkanizsa nahe der

ungarisch-serbischen Grenze stattfinden, wo Bobby 1992 einige Monate lang gelebt hatte. Ein Sponsor sei bereits gefunden, behauptete Kubat. Es gab nur ein Problem: Bobby wusste nichts von diesem Kampf. Er und Kubat hatten sich 1993 im Streit getrennt und redeten seither nicht mehr miteinander. Vor allem aber hatte Bobby keinerlei Absicht, Island zu verlassen. Er fürchtete noch immer eine Auslieferung in die USA.

Zur gleichen Zeit, zwei Wochen, nachdem man ihn in Island wie einen Helden empfangen hatte, bekam Bobby schon wieder Ärger. In einem auf den 7. April 2005 datierten Brief teilte ihm die UBS mit, dass sie sein Konto auflösen würde. Auf welches isländische Bankkonto man die Summe von etwa drei Millionen Dollar denn überweisen dürfe?

Bobby plante jedoch nicht im Geringsten, sein Geld einer isländischen Bank anzuvertrauen (auch wenn er dort höhere Zinsen bekommen hätte), und verlangte zu erfahren, was da vor sich ging. In einem Interview für *Morgunbladid* spekulierte Bobby: »Dahinter steckt vielleicht eine dritte Partei, die mich weiter angreifen will. Ich weiß ja nicht, was die Direktoren der UBS denken, aber es scheint offenkundig, dass die Bank sich fürchtet, mich als Kunden zu behalten. Das Vorgehen der UBS ist absolut bösartig, illegal und unfair.« Er drohte mit einer Klage. Mit »dritter Partei« meinte Bobby natürlich die Regierung der Vereinigten Staaten.

Ratsuchend wandte sich Bobby an Einar Einarsson. Der hatte sich nicht nur als Mitglied des RJF-Komitees verdient gemacht, sondern war früher auch ein Spitzenbanker gewesen. Sorgfältig und methodisch begleitete Einarsson Bobby durch einen Austausch langer, vertrackter E-Mails mit der UBS. Doch Bobby war ungeduldig. Da er seine Kampflust gerade nicht auf einem Schachturnier ausleben konnte, legte er sich eben mit der UBS an, die er ohnehin in jüdischen Händen glaubte. Doch der Schweizer Bankkonzern erwies sich als eine Nummer zu groß für Bobby: Die UBS blieb bei ihrer Position, löste sein Konto auf und überwies den Saldo an die Landesbanki Reykjavik. Bobby jammerte, er habe bei dieser Transaktion kräftig draufgezahlt.

Nach einem Motiv für das Handeln der UBS muss man nicht lange suchen: Etliche Amerikaner unterhielten bei der UBS anonyme Nummernkonten, auf denen sie ihr Schwarzgeld vor dem Fiskus versteckten. Aus Imagegründen konnten die Bankmanager da einen Kunden wie Bobby, der öffentlich damit protzte, seit Jahrzehnten keine Steuern zu

zahlen, überhaupt nicht gebrauchen. Steuerhinterziehung gerne, aber bitte diskret. Man wollte ja keinen Ärger mit der amerikanischen Regierung.

Nun kann man sich fragen, warum Bobby sich so gegen den Transfer sträubte, schließlich lagen die Zinsen in Island höher als in der Schweiz. Einige spekulierten, Bobby habe Vorahnungen oder Insiderwissen gehabt und schon gewusst, dass die isländischen Banken zusammenbrechen würden (was 2008 geschah). Wahrscheinlicher ist aber, dass Bobby sich schlicht nicht vorstellen konnte, ewig in Island zu bleiben. Vielleicht hoffte er, zu gegebener Zeit von einem anderen Land aufgenommen zu werden.

Der Kleinkrieg mit der Bank war zwar ein ärgerliches Intermezzo, hielt Bobby aber kaum vom Lesen ab. Er vergrub sich in Geschichts-, Philosophie- und andere Sachbücher, wie er sich früher in Schachliteratur versenkt hatte. Manchmal, wenn er ein Buch bei Bókin nicht fand, ließ er es sich bestellen. Bobby kaufte jeden Tag zwei, drei Bücher. Die meisten behielt er; einige warf er allerdings auch weg, andere verschenkte er an Freunde.

Von der Atmosphäre her erinnerte Bókin an die Schachbuchhandlung von Dr. Albrecht Buschke in Greenwich Village, wo Bobby als Junge und Heranwachsender ein- und ausgegangen war. Auch bei Buschke hatten sich die Bücher ungeordnet gestapelt, doch das Durcheinander war nichts im Vergleich zum Chaos bei Bókin. Eines Tages ging die Unordnung Bobby jedoch derart auf den Geist, dass er dem Eigentümer anbot, gratis aufzuräumen. Bragi lehnte ab: »Wo täten wir die Bücher denn hin?«

In »seinem« Gang fühlte Bobby sich geborgen. Er saß, im Gangster-Stil, mit dem Rücken zur Wand und sah jeden Eindringling schon von Weitem kommen. Dann sah er entweder finster auf oder tat, als wäre er völlig in seine Lektüre vertieft. Er antwortete nicht einmal, wenn man ihn direkt ansprach. Geradeso gut hätte er sich ein »Bitte nicht stören«-Schild um den Hals hängen können.

Manchmal sprang er um kurz vor 18 Uhr auf und eilte zum Bioladen Yggdrasil. (Yggdrasil ist in der nordischen Mythologie der Weltenbaum.) Dort schlüpfte er unmittelbar vor Ladenschluss durch die Tür – und kaufte dann in aller Seelenruhe ein. Die Angestellten waren genervt, weil sie

endlich heimgehen wollten, doch Bobby kam absichtlich so spät, um vor den Blicken anderer Kunden ungestört zu sein.

Einmal fielen ihm an der Kasse Rapunzel-Schokoriegel auf. Es gab zwei Sorten: Halva und Kokosnuss. »Kommen die aus Israel?«, fragte er misstrauisch. »Nein, aus Deutschland, Sie wissen schon, Grimm'sche Märchen und so«, antwortete die Kassenkraft. Darauf war der Antisemit in Bobby beruhigt, und er kaufte ein paar Riegel.

Viele Isländer erkannten Bobby zwar auf der Straße, doch fast niemand sprach ihn an. Fremde allerdings kannten da weniger Zurückhaltung. Normalerweise bürstete Bobby alle ab, die ihn anzusprechen wagten. Eine bemerkenswerte Ausnahme gab es allerdings: Einmal sprach ihn ein amerikanischer Tourist – ein Schachspieler – auf der Straße an und lud ihn zum Abendessen ein. Bobby verlangte daraufhin, den Pass des Amerikaners zu sehen, um sich zu vergewissern, dass der angebliche Tourist kein Reporter war. Danach erklärte Bobby sich überraschend bereit, mit dem Fremden zu essen. Sie gingen in eines der elegantesten und teuersten Restaurants der Stadt und plauderten lange, vornehmlich über Politik.

Die ersten zwölf Monate Bobbys in Island verliefen äußerst ruhig. Als der Großmeister Helgi Olafsson ihn einmal fragte, wie es ihm hier gefalle, antwortete Bobby gewohnt lakonisch: »Gut.« Doch irgendwann sickerte durch, dass er oft in Bókins Buchladen zu finden war. Die Presse berichtete davon und interviewte den Inhaber. Ein russisches Fernsehteam kreuzte auf und wollte Bobby filmen. Die Störungen nervten Bobby so sehr, dass er sich eine neue Zuflucht suchte: die Reykjaviker Stadtbibliothek. Sie lag nur ein paar Straßen von seiner Wohnung entfernt und wurde zu seinem neuen Lebensmittelpunkt.

Im fünften Stock des Gebäudes saß er stundenlang an einem Fensterplatz, neben sich die hohen Regale mit Büchern über Geschichte und Politik. Und was für ein Blick sich da aus dem Fenster bot! Nicht auf eine hässliche Seitenstraße, wie bei Bókin, sondern auf die Bucht von Reykjavik mit ankernden Fischtrawlern, dahinter die Berge. Von dieser neuen Zuflucht bekam die Presse nie Wind. Die Bibliothekare hatten ihn natürlich erkannt, hielten aber dicht.

In unmittelbarer Nähe der Bibliothek befand sich ein günstiges Thairestaurant, Krua Thai. Dort aß Bobby nun zwei, drei Mal die Woche zu Abend. Das Restaurant lag abseits der Touristenpfade, war sauber und

gemütlich, hatte dunkel gestrichene Wände, einen paillettenbesetzten Elefanten und weiteres Dekor aus Thailand. Das Licht war gedämpft, was ihm entgegenkam. Besonders schmeckten Bobby die Fischgerichte mit Gemüse und Reis. Er mochte auch die Eigentümerin, eine intelligente, quirlige Thailänderin namens Sonja. Nur sie durfte ihn bedienen. »Wo ist die Chefin?«, fragte er stets schon beim Hereinkommen. Sie wusste, was ihm schmeckte, und brachte es ihm, ohne dass er bestellen musste. Isländisches Mineralwasser fand Bobby aus unerfindlichen Gründen ekelerregend, er trank nur Bier oder Tee. Nachdem er etwa ein Jahr lang ins Krua Thai gekommen war, fragte Sonja vorsichtig an, ob er für ein Foto mit ihr posieren würde. Er verweigerte ihr jedoch die Bitte.

Selbst seine engsten Freunde wussten nichts vom Krua Thai, denn obwohl Bobby sich oft einsam fühlte, aß er in der Regel lieber allein. Wie Thomas Jefferson im Weißen Haus genoss er seine eigene Gesellschaft, die Gelegenheit, zu schmökern, nachzudenken oder Erinnerungen nachzuhängen. Einsam fühlte er sich paradoxerweise meist ausgerechnet dann, wenn er sich in Gesellschaft befand.

Bobby brauchte seine Privatsphäre, lechzte aber gleichzeitig – schon seit Kindesbeinen – nach Anerkennung von außen. Dieser Konflikt zerriss ihn regelrecht. Er sehnte sich danach, wahrgenommen, gepriesen, geliebt zu werden. Einmal fragten ihn Touristen nach dem Weg. Hinterher beklagte er sich bei Einarsson: »Mann, die haben mich nicht erkannt. Dabei waren sie *Amerikaner*!« Einmal nahm er den Bus nach Grindavík. Das Fischerdorf nahe der berühmten Blauen Lagune hat eine Thermalquelle, in der Bobby liebend gerne badete. Nach ein paar Tagen erkundigte sich die Kellnerin seines dortigen Stammrestaurants: »Sind Sie berühmt?« Spürte sie Bobbys Ruhm, oder hatte sie sein Bild in einer Zeitung gesehen? »Vielleicht«, antwortete er kokett. »Wofür denn?«, fragte sie. »Ein Brettspiel.« Die junge Frau dachte einen Augenblick nach, dann fiel es ihr ein: »Sie sind Mr. Bingo!« Bobby war erschüttert.

Bobby aß weiter auch im Anestu Grösum, ging neuerdings aber danach auf lange Spaziergänge um den Stadtteich, wo er Kindern zusah, wie sie Enten, Gänse und verliebt schnatternde Schwäne mit ineinander verschlungenen Hälsen fütterten. Erst dann machte er sich allmählich auf Richtung Bibliothek. Seine Spaziergänge waren meist ziellos und stellten für Bobby eine Art Meditation dar, eine Chance, die Gedanken treiben zu

lassen. Selbst im bitterkalten Winter ging er lange spazieren. Da die meisten Parks Bänke hatten, setzte er sich bei schönem Wetter hin, las, dachte nach und *war* einfach, nicht untypisch für einen Mann an der Schwelle zum Alter.

Manche Isländer behaupteten, sie hätten Bobby spät nachts gesehen; geistgleich habe er die verlassenen, windgepeitschten Straßen am Alten Hafen durchstreift (wie Charles Dickens die Londoner Docks), tief in Gedanken versunken, leicht humpelnd, aber schnellen Schrittes, einsam und allein, als wandele er durch die öden Lavafelder im Inneren der Insel. Bobbys nächtliche Wanderungen waren das Echo der Nachtspaziergänge, wie er sie in New York und Pasadena gemacht hatte, und Folge seines Tagesrhythmus seit Kindesbeinen: Aufbleiben bis zur Morgendämmerung, danach Schlafen bis zum Nachmittag.

Gut möglich, dass Bobby eineinhalb Jahre nach seiner Ankunft in Keflavík begann, Island als seine private Teufelsinsel zu empfinden, von der es kein Entrinnen gab. David Oddsson glaubte, dass Fischer sich in Island und speziell in Reykjavik »eingesperrt« fühlte. »Ich bin Stadtmensch«, erklärte Oddsson, »und verbringe den Großteil meiner Zeit in Reykjavik. Aber wenn ich nie aufs Land hinaus könnte, würde mir die Decke auf den Kopf fallen. Fischer geht es mit Island wahrscheinlich genauso.« Gardar Sverrisson bestätigte, Bobby habe Island als »Gefängnis« empfunden.

Nach zwei Jahren im Land meckerte Bobby daher immer lauter über die Insel und ihre Bürger. Er vermisste seine Freunde auf dem europäischen Festland und in Asien, traute sich aber aus Angst vor einer Auslieferung nicht außer Landes. Interpol hatte ihn an 368 Flughäfen in aller Welt zur Fahndung ausgeschrieben.

Es fiel Bobby schwer, eine dauerhafte Bleibe in Reykjavik zu finden. Die erste Wohnung, möbliert untervermietet, konnte er nur für ein halbes Jahr haben. Ansonsten war sie ideal: Sie lag zentral, hatte ein wenig Aussicht und eine Terrasse, vor allem aber ließen sich Läden und Restaurants gut zu Fuß erreichen. Da Bobby nie selbst kochte, war es für ihn wichtig, in der Nähe von Restaurants zu wohnen. »Essen bedeutete ihm sehr viel«, erzählte

Zsuzsa Polgár von seiner Zeit in Ungarn. Ruhige Mahlzeiten und gutes Essen waren ihm immer wichtig gewesen.

Als die Eigentümerin der Wohnung wie geplant nach einem halben Jahr wiederkam, sträubte Bobby sich, die Wohnung zu räumen. Er wusste zwar, dass er ausziehen musste, wollte sein gemütliches Heim aber nicht aufgeben. Einarsson schaffte es tatsächlich, die Eigentümerin zu überreden, Bobby weitere sechs Monate bleiben zu lassen. Doch danach brauchte er definitiv etwas Neues. Einarsson und Sverrisson begleiteten Bobby diesmal auf Wohnungssuche. Die gestaltete sich nicht ganz einfach, weil Bobby sich nur mit einer perfekten Wohnung zufriedengeben wollte. Und so fand er überall etwas auszusetzen: Eine Wohnung lag zu nah an einer Kirche; da fürchtete er, von den Glocken geweckt zu werden. Die nächste hatte zu viele Fenster zur Straße; da sorgte er sich um seine Privatsphäre. Eine dritte war »zu hoch« droben, im neunten Stock; auf einen Lift wollte er nicht angewiesen sein. Die vierte schien auf den ersten Blick zwar ideal, doch Bobby beanstandete, »irgendetwas stimmt mit der Luft nicht«. Er behauptete, es schmerze ihn in den Lungen, hier zu atmen. Bei der Besichtigung einer fünften Wohnung überflog gerade ein Jet das Haus – sie wurde als »zu laut« abgelehnt. Dann gefiel ihm endlich einmal eine Wohnung. Bobby erklärte, sie habe »Möglichkeiten«. Doch seine beiden Freunde waren entsetzt: Sie lag direkt unterhalb eines Sexshops. Bobby indes störte das nicht; schließlich würde der Laden erst nachmittags öffnen, morgens wäre es also ruhig. Erst als Einarsson und Sverrisson ihn warnten, dass die Wohnung sich in sehr schlechtem Zustand befinde und für Zigtausende Dollar renoviert werden müsse, gab Bobby die Idee schließlich auf.

Letztlich entschied er sich für eine Wohnung in der Espergerdi-Straße. Gardar Sverrisson wohnte im gleichen Haus; vielleicht gab das den Ausschlag. Denn ansonsten entsprach die Wohnung nicht Bobbys Ideal: Um ins Stadtzentrum zu kommen, musste man den Bus nehmen. Außerdem befand sich die Wohnung im neunten Stock (was ihm früher »zu hoch« gewesen war), und die Luft war, wie er bei einem früheren Besuch festgestellt hatte, »schlecht«. Die Luft in der Espergardi-Straße war übrigens einwandfrei – Bobbys Atemprobleme waren krankheitsbedingt.

Bobby lebte zwar Zigtausend Kilometer von Miyoko entfernt, doch die zwei blieben über E-Mail und Telefon in Kontakt. Sie kam nach Reykjavik,

sooft es ihr Job in einer Arzneimittelfirma – und ihre Tätigkeit als Herausgeberin einer Schachzeitschrift – zuließ. Meistens blieb sie zwei Wochen; Gardar zufolge verstanden die beiden sich weiterhin prächtig. Die Sverrissons und die Fischers machten Wochenendausflüge aufs Land, übernachteten in sympathischen Herbergen und genossen die majestätische Mondlandschaft Islands. Gemeinsame Abendessen waren freudige Ereignisse. »Die zwei gaben ein liebevolles Paar ab und verhielten sich wie Eheleute, die sich ihre Zuneigung in tausend kleinen Gesten zeigen«, sagte Gardar. Vielleicht hoffte Bobby ja, Island eines Tages verlassen und Miyoko überreden zu können, dauerhaft mit ihm in einem fremden Land zu leben.

Die Wohnung, für die Bobby sich schließlich entschied, war ausgesprochen schlicht. Er hätte sich etwas viel Größeres leisten können, doch sie genügte seinen Ansprüchen vollauf. Sie verfügte über ein kleines Schlafzimmer, eine mittelgroße Wohnküche und einen französischen Balkon mit Blick aufs Meer. Bobby richtete sie einfach, aber komfortabel ein. Matisse-Poster zierten die Wände.

Gut möglich, dass Bobby sich für die 14 Millionen Kronen (etwa 160 000 Euro) teure Wohnung entschied, weil sein Freund Gardar im gleichen Haus wohnte. Einarsson zufolge war Bobby zu jenem Zeitpunkt schon krank, auch wenn er das anderen – und sich selbst – nicht eingestand. Da konnte es nicht schaden, Freunde um sich zu haben. Besonders praktisch: Gardars Frau war Krankenschwester.

In seiner neuen Wohnung fand Bobby schnell in eine leicht veränderte Routine. Wie bisher stand er zwischen Mittag und 14 Uhr auf, trank seinen Karottensaft und ging frühstücken. Wenn es ihm gut ging, wanderte er oft die sehr lange Strecke zum Anestu Grösum. Bobby fuhr nie selbst Auto, und wenn er zu einem weiter entfernten Ziel musste, nahm er den Bus. Ein Freund erzählte: »Er war zwar Millionär, fand es aber idiotisch, für ein Taxi zu bezahlen. Es machte ihm nichts aus, in Wind und Wetter draußen zu stehen und auf einen Bus zu warten. Die meisten Isländer waren da zimperlicher. Im Bus machte er sich immer einen Spaß daraus, die Leute zu beobachten.« Autofahrten machten ihn hingegen nervös. Er bestand darauf, dass der Fahrer immer beide Hände am Lenkrad hatte, nie zu schnell fuhr und alle Verkehrsregeln beachtete. Im Bus setzte er sich immer in die Mitte, den seiner Ansicht nach sichersten Ort.

Fischer entkam dem Schach nicht, sosehr er sich das vielleicht auch gewünscht haben mag. »Ich hasse das alte Schach [im Gegensatz zu seinem Fischer Random Chess] und die alte Schachszene«, schrieb er einmal einem Freund. Trotzdem kamen immer wieder Organisatoren aus Russland, Frankreich, den Vereinigten Staaten und anderen Ländern nach Reykjavik und versuchten, ihn zum Spielen zu überreden. Egal, was für ein Schach, Hauptsache, er trat wieder öffentlich an. Seit dem zweiten Match Fischer–Spasski waren schon wieder mehr als 13 Jahre vergangen, und man munkelte, fürchtete, er werde nie wieder spielen. Würde er seine Brillanz noch einmal öffentlich zeigen?

Einmal wurde kurz die Möglichkeit eines weiteren Aufeinandertreffens von Fischer und Spasski (der auch bereit war, Fischer Random Chess zu spielen) erwogen, doch die Gespräche verliefen schon nach wenigen Tagen im Sand. Der Möchtegern-Organisator des Matches, Dr. Alex Titomirow, lud Spasski zu Gesprächen nach Reykjavik ein. Verstärkt wurde das Duo durch den kanadischstämmigen Joel Lautier, den Topspieler Frankreichs. Bei dem Treffen mit Bobby stellte sich jedoch heraus, dass Titomirow gar nicht an einem weiteren Duell Fischer–Spasski interessiert war, sondern an einer Begegnung Fischer–Kramnik. Spasski sollte lediglich mithelfen, Fischer zu überreden, »zum Schach zurückzukehren«. Als Spasski herausbekam, dass gar nicht er gegen Fischer antreten sollte, beschimpfte er Titomirow wütend. Bobby pflichtete ihm aus vollem Herzen bei und bezeichnete Titomirows Verrat als typisch russische Intrige.

Auch andere Angebote lehnte Bobby als uninteressant oder unseriös ab. Etliche Freunde Bobbys bekamen dabei den Eindruck, dass der eine oder andere angebliche »Schach-Organisator« gar nicht ernsthaft verhandeln, sondern nur den mysteriösen Bobby Fischer kennenlernen wollte. Bobby war zu einem der großen Unsichtbaren der Geschichte geworden, in einer Reihe mit J. D. Salinger und Greta Garbo.

Einer der Organisatoren schlug vor, Fischer solle zwölf Partien Gothic Chess gegen Karpow spielen. Und eine Zeit lang sah es sogar aus, als könnte dieses Duell von historischer Bedeutung tatsächlich zustande kommen. (Gothic Chess wird auf einem erweiterten Brett von 10 x 8

Feldern gespielt, mit zwei Extrabauern in der zweiten Reihe und zwei neuen Figuren auf der Grundlinie: dem Kanzler, der wie ein Turm oder ein Springer zieht, und dem Erzbischof, der zieht wie ein Springer oder Läufer.) Das Preisgeld sollte 14 Millionen Dollar betragen, zehn Millionen für den Sieger, vier für den Verlierer. Karpow hatte den Vertrag bereits unterschrieben, doch als die Organisatoren in Reykjavik ankamen, verlangte Bobby, schon *für die Verhandlungen* bezahlt zu werden: 10 000 Dollar für das erste Treffen, 50 000 für das zweite und 100 000 für das dritte. Außerdem forderte Bobby einen Nachweis, dass das Preisgeld tatsächlich auf einem Bankkonto lag. Als der ausblieb, versandete das Ganze.

Auch der Vorschlag, in Island ein Bobby-Fischer-Museum aufzubauen, wurde kurz diskutiert. Oder doch in Brooklyn? Wie auch immer, aus beidem wurde nichts.

Grübelnd betrachtete Bobby das Schachbrett. Er wusste, die Züge der Partie, die er da nachspielte, waren abgesprochen, Teil einer russischen Verschwörung. Aber wie sollte er das beweisen? Er lehnte zwar das »alte Schach« verächtlich ab, konnte sich aber dennoch nicht von ihm lösen. In seiner Wohnung stand eine Schachgarnitur, die Figuren in herkömmlicher Ausgangsstellung, immer für eine Analysesitzung bereit. An jenem Tag ging Bobby wieder einmal, vielleicht zum hundertsten Mal, die vierte Partie des Titelkampfs von 1985 zwischen den sowjetischen Großmeistern Garry Kasparow und Anatoli Karpow durch. Bobby war überzeugt, dass die beiden sich abgesprochen hatten. Das nachzuweisen, hatte er zu seiner Lebensaufgabe gemacht. Felsenfest behauptete er der Weltpresse gegenüber, jede einzelne Partie des Titelkampfs sei damals Zug für Zug abgesprochen gewesen. »Selbst [Zsuzsa] Polgár und Spasski, beide Weltmeister, verstehen, wovon ich rede«, erklärte er. Lauter werdend, fuhr er fort: »Die Partien sind gefaked! Kasparow muss sich erklären! Er sollte einem Lügendetektortest unterzogen werden. Dann erfährt die ganze Welt, was für ein Lügner er ist!«

Der Schwindel bei den 1985er Titelkämpfen sei *offensichtlich*, wütete er. In der vierten Partie zog Karpow seinen Springer im 21. Zug. Danach, so erzählte Bobby es jedem, der zuhörte, habe der offenkundige Betrug

angefangen. »Karpow machte in Folge nicht weniger als 18 Züge hintereinander auf weißen Feldern. Unglaublich!« Nun war dieser Umstand zwar ziemlich ungewöhnlich, doch statistisch nicht völlig ausgeschlossen und gewiss kein unwiderlegbarer Beweis für eine Verschwörung.

Dennoch konnte niemand Bobby von seiner Überzeugung abbringen, dass Kasparow und Karpow »Gauner« waren. Er blieb bei seinem Standpunkt, auch wenn die Schachwelt fast einhellig erklärte, die Idee sei völlig absurd. Mark Segal, ein Wissenschaftler am Zentrum für Bioinformatik und molekulare Biostatistik an der Universität Kalifornien, wies mathematisch nach, dass der »Beweis« für den Schwindel fadenscheinig war: 18 Züge auf weißen Feldern hintereinander sind statistisch wahrscheinlicher als Fischers historische Siegesserie gegen Taimanow, Larsen und Petrosjan. Süffisant schloss Segal sein Forschungspapier mit der Unterstellung: »Vielleicht war Fischers Aufstieg zum Weltmeister ja Teil einer Verschwörung.«

Viele Schachfreunde waren überzeugt, dass Bobby noch immer bereute, 1975 nicht gegen Karpow angetreten zu sein. Aus diesem Grund habe er versucht, den folgenden Titelkampf Karpow gegen Kasparow schlecht zu machen. Andere meinten, mit seinen Ausfällen versuche Bobby nur, auf sich und sein Random Chess aufmerksam zu machen. Und wieder andere schrieben Bobbys Theorien schlicht seiner Paranoia zu. Bobby erklärte ja auch nie, was Karpow und Kasparow denn von einer Absprache gehabt hätten. Der Titel wäre ja ohnehin in sowjetischen Händen geblieben.

Wenn Dankbarkeit das Gedächtnis des Herzens ist, so krankte Bobby an Herz-Alzheimer. Die treuen Mitglieder des RJF-Komitees hatten ihn aus japanischer Haft befreit, ihn vor einer drohenden zehnjährigen Haftstrafe bewahrt und auch nach seiner Ankunft alles getan, damit er sich wohlfühlte: Sie besorgten ihm eine Wohnung, schützten ihn vor windigen Geschäftsleuten und Journalisten, berieten ihn in Sachen Finanzen, fuhren ihn zu Thermalquellen, luden ihn zu Abendessen und Festen ein, gingen mit ihm fischen oder auf Ausflüge. Sie taten alles, damit er sich zu Hause fühlte.

Tatsächlich scharte sich um Bobby so etwas wie eine Sekte, die ihn hofierte wie einen absolutistischen König. Alle taten ihr Bestes, um dem

Monarchen alle Wünsche zu erfüllen. Doch wenn man es ihm nicht hundertprozentig recht machte, reagierte der König mit einem unwirschen »Rübe ab!«. Schon in seinen Teenagerjahren hatte sich Bobby so verhalten: Wenn einer seiner jungen Apostel ihn enttäuschte, brach er gnadenlos den Kontakt ab. Nun wurde Bobby mit Freundlichkeit und Großherzigkeit nur so überschüttet, und trotzdem krittelte er an allen herum und blaffte seine treuesten Helfer an.

Als Erstes überwarf er sich mit seinem ergebenen Leibwächter Saemi Palsson. Monatelang hatte Palsson für Bobby 1972 in Reykjavik und danach in den USA den Bodyguard gemacht und dafür nie Geld gesehen (»keinen Cent«, beschwerte er sich; anderen Quellen zufolge gab Bobby ihm vor seiner Rückkehr nach Island ein Trinkgeld von 300 Dollar). Palsson war auch Bobbys erster Verbündeter in Island gewesen, er war auf eigene Kosten nach Japan geflogen und Bobby auch nach dessen Einbürgerung eine große Hilfe gewesen. Palsson konnte also mit gutem Grund Dankbarkeit von Bobby erwarten. Doch der Grundstein für ihr Zerwürfnis wurde noch vor Bobbys Abreise aus Japan gelegt: Der isländische Dokumentarfilmer Fridrik Gudmundsson fragte bei Palsson an, ob er bei einer Doku über Bobbys Verhaftung, Kampf um die Freilassung und Flucht in die Freiheit mitzumachen bereit sei. Sollte das Projekt einen Gewinn abwerfen – bei einem Dokumentarfilm hochgradig unwahrscheinlich –, *könnte* für Palsson und Bobby ein wenig Geld rausspringen.

Bobby erklärte sich anfangs selbst zur Mitarbeit bereit, allerdings unter der ausdrücklichen Bedingung, dass der Film das von den USA begangene Unrecht thematisieren sollte, nicht Bobbys Privat- oder Schachleben. Er stellte sich den Film als Abrechnung mit den USA vor.

Die Aufnahmen begannen sofort nach Bobbys Landung in Kopenhagen, im Sportwagen, der ihn, Miyoko und Saemi nach Schweden brachte. Der mit verschiedenen Techniken des Cinema verité gemachte Film kostete insgesamt 30 Millionen Kronen, etwa 400 000 Euro. Das fertige Werk war zwar schlampig geschnitten und thematisch konfus, doch das Bildmaterial von Bobby war hochinteressant, mehr oder weniger die ersten Aufnahmen seit dem Match gegen Spasski 1992. Mit klaren Augen und festem Blick dröhnte er: »Ich hasse Amerika, es ist ein illegitimer Staat. Das Land wurde den indianischen Ureinwohnern geraubt und von schwarzen Sklaven

aufgebaut. Die USA haben kein Existenzrecht.« Seltsam ausgelassen, als wäre ihm gerade erst klar geworden, dass er frei war, hetzte er gegen Juden, die japanische Regierung und die Vereinigten Staaten. Gemeinsam mit Saemi sang er »That's Amore« und andere wohlvertraute Lieder, wie Freunde – was sie damals auch waren – auf einer Landpartie. Gelegentlich wurde sogar gelacht. Miyoko saß still da, sah Bobby liebevoll an und lächelte unergründlich.

In den folgenden Monaten drehte Gudmundsson in Reykjavik und versuchte, Bobby für weitere Aufnahmen zu gewinnen. »Wie soll der Titel lauten?«, erkundigte sich Bobby dabei. »*My Friend Bobby*« (Mein Freund Bobby), lautete die Antwort, worauf Bobby das ganze Projekt zu stoppen drohte. »Dieser Film soll von meiner Verschleppung handeln, nicht von Saemi«, beschwerte er sich. (Der Titel wurde schließlich in *Me and Bobby Fischer* [Ich und Bobby Fischer] geändert.) Doch dann gab es Streit ums Geld. Bobby ärgerte sich, dass er keinen Vorschuss bekommen hatte. Gudmundsson bot ihm 15 Prozent des Gewinns, ebenso viel wie Saemi, der Produzent Steinthor Birgisson und Gudmundsson selbst bekommen würden (der Rest ging an die Koproduzenten). Da wurde Fischer fuchsteufelswild. Warum bekam Saemi überhaupt etwas? Außerdem drehe sich der Film um Bobby, deshalb müsse er mehr bekommen als die anderen. »Ich verdiene mindestens 30 Prozent«, forderte er nachdrücklich. »Mehr als sonst jemand. Denn ich bin Bobby Fischer.« Diesen Refrain wiederholte er mehrfach: »*Ich* bin Bobby Fischer! *Ich* bin Bobby Fischer! *Ich* bin Bobby Fischer!«

Gudmundsson versuchte Bobby sein Projekt zu erklären. Der Film habe das Potenzial, ein Meisterwerk zu werden: »Das wird ein postmodernistischer Dokumentarfilm mit Spielfilmszenen.«

»Ist mir wurst!«, brüllte Bobby. »Sag, worum geht es in dem Film?«

Gudmundsson fasste den Inhalt im Stil einer Presseerklärung zusammen:

Das ist ein Film über die Atombombe.
Das ist ein Film über einen Expolizisten.
Das ist ein Film über unbedingte Liebe.
Das ist ein Film über einen Schachweltmeister.
Das ist ein Film über unbedingten Hass.
Das ist ein Film über eine Ikone.
Das ist ein Film über Sieg.

Das ist ein Film über den Krieg gegen den Terror.
Das ist ein Film über einen internationalen Flüchtling.
Das ist ein Film über Irrsinn.
Das ist ein Film über Rock ’n’ Roll.

Je weiter er las, desto finsterer wurde Bobbys Miene. Dieses blödsinnige Projekt musste gestoppt werden! Hilfe suchend wandte er sich ans RJF-Komitee, das tatsächlich auch einen öffentlichen Protestbrief aufsetzte. Bevor der Brief an die Presse, das isländische Fernsehen, die Produzenten und Verleiher des Films herausging, änderte Bobby jedoch einige Formulierungen. Wenig überraschend wurde der Text dadurch deutlich harscher, undiplomatischer:

Mr. Fischer möchte die Adressaten darauf hinweisen, dass Manuskript und Struktur des oben erwähnten »Dokumentarfilms«, in dem er die Hauptrolle spielt, so keineswegs abgesprochen waren. Das Filmmaterial ist daher auf betrügerische Weise erlangt worden.
Das Hauptthema des Films mit dem Arbeitstitel »My Friend Bobby« steht seiner Ansicht nach in scharfem Kontrast zur ursprünglichen Konzeption aus dem Jahr 2005, eine Reportage zu drehen über die von den USA organisierte Verschleppung und Verhaftung von Mr. Fischer in Japan, seinen Kampf gegen die Auslieferung und seine Freilassung aus dem Gefängnis.
Daher spricht er sich strikt gegen eine finanzielle Förderung des Films oder seine Ausstrahlung aus.

Mit Saemi redete Bobby bereits nicht mehr; Anrufe von Gudmundsson nahm er nicht mehr an. Er nannte seinen Ex-Leibwächter einen »Judas«, weil er versucht habe, »seinen« Film zu kapern. Nach Bobbys Auffassung hätte der Film eine Abrechnung werden sollen, keine kuschelige Biografie – und ganz bestimmt kein Rührstück über einen treuen Leibwächter. Bobby zog die Mitglieder des RJF-Komitees auf seine Seite; fast alle brachen danach den Kontakt zu Saemi ab. Der Streit ums Geld erwies sich übrigens als müßig: Der Film floppte finanziell, an den Kinokassen spielte er gerade mal 32 000 Euro ein, außerdem kam noch etwas Geld über DVD-Verkäufe und Fernsehlizenzen herein.

Wenig später erregte ein anderer Bobbys königliches Missfallen: Guðmundur Thorarinsson. Auf einer Party in Thorarinssons Haus klagte Bobby aus heiterem Himmel: »Ich habe 1972 nie meinen vollen Anteil an den Eintrittsgeldern bekommen. Ich will die Rechnungsbücher sehen. Wo sind die Bücher?«

Der schwer gekränkte Thorarinsson erklärte Bobby geduldig, dass er seinerzeit seinen vollen Anteil an den Ticketverkäufen erhalten habe. Zum Beweis wolle er ihm gern die Rechnungsbücher zeigen, die beim isländischen Schachbund verblieben waren. Allerdings, fürchtete Thorarinsson, seien die Bücher nach über 30 Jahren vermutlich längst entsorgt. Tatsächlich blieben die Bücher unauffindbar, und Bobby redete nie wieder mit Thorarinsson – dem Mann, der als Mitglied des RJF-Komitees seine Rettung organisiert und der als Präsident des isländischen Schachbunds 1972 maßgeblich dazu beigetragen hatte, den Titelkampf nach Reykjavik zu holen.

Nach der gleichen krausen Logik, die ihn dazu brachte, ganze Völker zu verdammen, wie etwa die Juden, wandte sich Bobby nun von allen Isländern ab, egal wie wohlmeinend sie waren. Sein absurder Syllogismus ging ungefähr so:

Saemi hat mich hintergangen und betrogen.
Saemi ist Isländer.
Folglich sind alle Isländer Verräter und Betrüger.

Nach dem Saemi-Vorfall begann Bobby eine Litanei von Ausfällen, Verdächtigungen und an den Haaren herbeigezogenen Beleidigungen gegen das RJF-Komitee. Kaum einer entging seinem Zorn, selbst die Treuesten der Treuen bekamen ihr Fett ab: Helgi Olafsson zum Beispiel, weil er Bobbys antisemitische Äußerungen nicht duldete und zu viele Fragen über »altes Schach« stellte (»Er schreibt bestimmt ein Buch«). Mit David Oddsson überwarf Bobby sich aus unerfindlichen Gründen. Erstaunlicherweise stritt er sich sogar mit Gardar Sverrisson, seinem engsten Freund, Sprecher und Nachbarn. Der Grund: Gardar hatte Bobby nicht über ein läppisches und harmloses Foto von dessen Schuhen informiert, das in *Morgunbladid* erschienen war. Gardar kam allerdings

noch glimpflich davon – er fiel nur 24 Stunden lang in Ungnade. Den ganzen Rest des Komitees verbannte Bobby jedoch aus seinem Leben.

Im Herbst 2007 hatte Bobby den absoluten Island-Blues und sprach von einem »gottverlassenen Land«, Isländer fand er »speziell, aber nur im negativen Sinn«. Sollten seine isländischen Wohltäter von seinen undankbaren Äußerungen erfahren haben – einmal verkündete er gehässig: »Ich schulde [diesen Leuten] nichts« –, so redeten sie zumindest nicht öffentlich darüber. Diejenigen, die seinen Undank am eigenen Leib zu spüren bekamen, nahmen das zwar betrübt, aber stoisch hin. »Na ja, so ist er halt«, bemerkte einer. »Wir müssen ihn nehmen, wie er ist.« Als wäre er ein Wechselbalg, ein gestörtes Kind, das die Isländer liebevoll adoptiert hatten.

»Du bist Wahrheit. Du bist Liebe. Du bist Freiheit.«

Bobby las *The Rajneesh Bible*, ein Buch des charismatischen und umstrittenen Gurus Bhagwan Shree Rajneesh. Wie Bobby hatte auch Bhagwan Ärger mit der US-Einwanderungsbehörde; er war verhaftet und ausgewiesen worden. Schon von daher war er Bobby sympathisch. Einen Spruch des Bhagwan schätzte Bobby besonders: »Befolge nie einen Befehl, außer er kommt aus dir selbst.«

Auf Bhagwans Philosophie war Bobby acht Jahre zuvor in Ungarn gestoßen, und sie brachte in ihm eine Saite zum Schwingen. Bobby meditierte zwar nie, was eigentlich essenziell zum Glaubenssystem des Bhagwan gehörte, interessierte sich aber stark für die Eigenschaften des idealen oder »realisierten« Selbst, wie es Bhagwan beschrieb. Wenn Bhagwan Liebe, ausgelassenes Feiern und Humor pries, überlas Bobby das. Ihn faszinierte vielmehr die Vorstellung, dass ein Individuum auf eine höhere Bewusstseinsebene gelangen konnte. Fischer betrachtete sich als Krieger, nicht nur im Schach, sondern überall. »Ich befinde mich immer im Angriff«, verkündete er im friedlichen Island einmal stolz – und dabei redete er nicht über ein Brettspiel. Und in Kriegszeiten war bekanntlich kein Platz für Ausgelassenheit und Humor. Bobby war jederzeit zum Kampf bereit: gegen das Schach-Establishment, gegen die UBS, die Juden, die Vereinigten Staaten, Japan, die Isländer, die Medien, industriell verarbeitete

Lebensmittel, Coca-Cola, Lärm, Umweltverschmutzung, Kernenergie und Beschneidung.

Bobby betrachtete sich als seiner selbst völlig bewusst und hielt sich für einen Übermenschen im Bhagwan'schen Sinn, für jemanden, der die Eingrenzung durch die Gesellschaft überwindet. »Ich bin ein Genie«, erklärte er kurz nach seiner Ankunft in Island gelassen. »Nicht nur am Schachbrett, sondern ganz allgemein.«

Auf seiner Suche nach einem tieferen Sinn im Leben beschritt Bobby seltsame, krumme Wege. Zuerst war da in seiner Kindheit der jüdische Glaube, dem er sich aber nie zugehörig fühlte. Es folgte seine Begeisterung für die Weltweite Kirche Gottes, eine fundamentalistisch evangelikalische Sekte. Später wurde ihm der Antisemitismus zur Ersatzreligion, bei der er bis zum Ende blieb. Zwischendrin flirtete er kurz mit dem Atheismus, später faszinierte ihn Bhagwan, allerdings mehr die Person als die Lehre. Schließlich, gegen Ende seines Lebens, wandte er sich dem Katholizismus zu.

Ganz offenkundig empfand Bobby eine riesige Leere in seinem Leben, die er verzweifelt zu füllen versuchte. Fasziniert las er sich in die katholische Theologie ein. Gardar Sverrisson, einer der wenigen katholischen Isländer (95 Prozent der Bevölkerung sind protestantisch), beantwortete geduldig Bobbys Fragen zu Liturgie, Heiligenverehrung, Mysterien des Glaubens und anderen Aspekten nach bestem Wissen, doch er war natürlich kein Theologe. Schließlich drückte Bobby ihm ein Buch in die Hand, *Basic Catechism: Creed, Sacraments, Morality, Prayer* (Grundkurs Katechismus: Glaube, Sakramente, Moral, Gebet), damit Gardar seine Wissenslücken schloss.

Einarsson und Skulason sagten übereinstimmend, Bobby habe sich zwar gegen Ende seines Lebens mit dem Thema beschäftigt, aber keinen tiefen katholischen Glauben entwickelt und sei nicht zum Katholizismus übergetreten. Gardar Sverrisson zufolge habe Bobby davon geträumt, die Gesellschaft zu verändern, indem man Harmonie zwischen den Menschen schuf. Einmal soll Bobby gesagt haben: »Der Katholizismus ist die einzige Hoffnung der Welt.«

Auch wenn Bobby am Ende seines Lebens mit einer Religion liebäugelte, die großen Wert auf Nächstenliebe, Demut und Reue für die eigenen Sünden legt, hinderte ihn das nicht an Aussagen wie diesen: »Leider sind wir momentan nicht stark genug, alle Juden auszurotten. Deshalb glaube ich, wir sollten wahllos Juden erschlagen. Ich will Leute bis zur Gewalttätigkeit gegen sie aufhetzen! Juden sind Kriminelle. Sie verdienen es, den Schädel eingeschlagen zu bekommen.«

»Ich bin nicht, was ich war«, schloss Byron in *Childe Harolds Pilgerfahrt*, und so hätte Bobby seinen spirituellen Sinneswandel im Alter rechtfertigen können. Vielleicht sah er aber, so zynisch das klingen mag, seine Hinwendung zum Katholizismus als einen guten Schachzug, der ihn mit ein wenig Glück direkt ins Paradies befördern würde. Doch allein seine Aussagen über Juden zeigen schon, wie himmelweit Bobby von christlichen Idealen entfernt war.

Ein Foto aus dem Sommer 2005 zeigt Bobby schon als kranken Mann. Es war nur wenige Monate nach Bobbys Ankunft in Island entstanden. Einar Einarsson hatte es gemacht, als die beiden im Restaurant 3 Frakkar (»Drei Jacken«) zu Abend aßen. Normalerweise posierte Bobby ja nie für Fotos, doch an jenem Abend war er vom Chefkoch begrüßt worden, den er noch von 1972 kannte. Der Maestro bat um ein Foto mit Bobby – und bekam es überraschenderweise. Einarsson schoss ein Bild der zwei Männer, wandte die Kamera dann leicht nach links und schoss ein Porträt Bobbys. Man sieht darauf einen seelisch und vermutlich auch körperlich leidenden Mann. David Surratt, ein Schach-Verleger, befand: »Der Ausdruck in seinen Augen! Himmel, seine Traurigkeit lässt sich fast mit Händen greifen! Vielleicht auch sein Bedauern. Bedauern über verpasste Chancen in der zweiten Hälfte seines Lebens.«

Bobby bekam immer mehr Schwierigkeiten beim Wasserlassen, führte das aber auf die üblichen Prostataprobleme alter Männer zurück. Den Gedanken, dass ihm ernsthaft etwas fehlen könnte, ließ er nicht zu. Auch die Lunge spielte nicht mehr voll mit, er tat sich mit dem Atmen schwer. Wegen seines lebenslangen Misstrauens gegenüber Ärzten ertrug er die Beschwerden bis Oktober 2007, als der Schmerz beim Wasserlassen

unerträglich wurde. Er ging dann zwar zum Arzt, wollte aber nur eine oberflächliche Untersuchung zulassen. Doch der Arzt erklärte, er brauche einen Bluttest, um Bobbys Nierenfunktion überprüfen zu können. Widerstrebend willigte Bobby ein. Der Test zeigte einen deutlich erhöhten Kreatininwert, der auf eine eingeschränkte Nierenfunktion hinwies. Als Ursache kam ein blockierter Harnleiter infrage; das würde sich mit Medikamenten leicht beheben lassen. Doch Bobby weigerte sich weiterhin kategorisch, Arzneien zu nehmen – obwohl er mit Armstrong und der Weltweiten Kirche Gottes, von denen diese Idee stammte, längst gebrochen hatte. Der Arzt mahnte, Bobby müsse unbedingt regelmäßig zur Dialyse. Keine Chance! Die Vorstellung, dass bis zum Ende seines Lebens eine Maschine alle paar Tage sein Blut waschen würde, war Bobby absolut zuwider. Ohne Dialyse, warnte der Arzt, drohten Bobby allerdings völliges Nierenversagen, Krampfanfälle, Wahnsinn und baldiger Tod, vermutlich innerhalb dreier Monate. Doch hartnäckig lehnte Bobby jede Behandlung ab, selbst Schmerzmittel wollte er sich nicht geben lassen. Was soll man davon halten? Pal Benko glaubte, dass Bobby vom Leben schlicht genug hatte und durch Verweigerung der Behandlung bewusst langsamen Selbstmord beging.

Bobby ließ jedoch zu, dass man ihn ins Landspitali einwies, wo Dr. Erikur Jónsson die Behandlung überwachte, die sein Patient zuließ. Sieben Wochen lag Bobby dort, was nicht nur ihm, sondern auch dem Pflegepersonal wie Ewigkeiten vorkam. Weil er ablehnte, sich einen Katheter legen zu lassen, musste man ihm jedes Mal beim Urinieren helfen. Er meckerte außerdem ständig über das Essen und schrieb schwarze Listen mit Besuchern, die er nicht empfangen wollte.

Der Großmeister Fridrik Olafsson kam einmal die Woche auf Besuch. Bobby bat ihn, frisch gepressten Karottensaft von Yggdrasil mitzubringen; wenn es dort keinen Saft gab, musste Olafsson aus Deutschland importierten Saft mitbringen. Unter keinen Umständen, lautete die strikte Anweisung, dürfe Olafsson irgendetwas aus Israel kaufen. Wenig überraschend, unterhielten sich die zwei Großmeister des Öfteren über Schach. Bobby bat Fridrik einmal, einen Ausdruck der Partie Karpow–Kasparow mitzubringen, von der er seit Jahren behauptete, sie sei abgesprochen gewesen. Der Plan war, die Partie auf Bobbys Taschengarnitur nachzuspielen. Doch anstatt das ganze Buch zu bringen, in

dem die Partie abgedruckt war, kopierte Olafsson nur die einschlägigen Seiten. Bobby war schwer enttäuscht: »Warum hast du nicht das ganze Buch mitgebracht?«

Auf Bobbys Bitte hin schickte Russell Targ, sein Schwager, ihm ein Foto von Regina. Bobby betrachtete es zwar gelegentlich, hatte es aber nicht auf seinem Nachtkästchen stehen, wie einige behaupteten. Er behielt es vielmehr in einer Schublade bei sich, als Talisman.

In vielerlei Hinsicht spendeten die Besuche von Dr. Magnus Skulason Bobby den größten Trost. Skulason war zwar Mitglied des RJF-Komitees gewesen, hatte sich aber im Hintergrund gehalten und Bobby in seinen drei »isländischen« Jahren kaum je gesehen. Skulason war Psychiater und Chefarzt der Sogn-Anstalt für kriminelle Geisteskranke. Außerdem spielte er Schach, empfand höchste Bewunderung für Fischers Leistungen und mochte Bobby als Menschen.

An dieser Stelle sei betont, dass Skulason nicht »Bobbys Psychiater« war, wie die Medien gern unterstellten. Er behandelte ihn zu keinem Zeitpunkt, sondern kam als Freund an Bobbys Krankenbett und versuchte, alles in seiner Macht Stehende für ihn zu tun. Aber natürlich machte er sich so seine Gedanken über Bobbys Seelenlage. »Er war definitiv nicht schizophren«, erklärte er später. »Er hatte Probleme, wahrscheinlich aufgrund prägender Kindheitstraumata. Man verstand ihn falsch. Ich glaube, tief drinnen war er ein liebevoller und sensibler Mensch.«

Skulason ist ein freundlicher, herzlicher, äußerst würdevoller Mann. Im Gespräch wirkt er eher wie ein Philosoph, weniger wie ein Arzt und Psychologe. Er zitiert ebenso gern Hegel wie Freud, Plato wie Jung. Bobby bat Skulason, ihm Essen und Säfte ins Krankenhaus zu bringen, und oft saß Skulason einfach an Bobbys Bett, während beide Männer schwiegen. Als Bobby schlimme Schmerzen in den Beinen bekam, massierte Skulason ihn mit dem Handrücken. Bobby sah ihn an und sagte: »Es gibt nichts Beruhigenderes als eine menschliche Berührung.« Ein andermal wachte Bobby auf und fragte Skulason: »Warum bist du so gut zu mir?« Darauf wusste dieser jedoch keine Antwort.

Die Krankenhausleitung bedrängte Dr. Jónsson, Bobby zu entlassen, da er sich ja ohnehin nicht behandeln lasse. Doch Jónsson wusste, dass eine Entlassung Bobbys einem Todesurteil gleichkam, deswegen fand er immer wieder Vorwände, ihn noch weiter dazubehalten. Der Arzt versuchte,

Bobbys Ende so angenehm wie möglich zu gestalten. Beispielsweise klebten die Schwestern Bobby ohne sein Wissen Morphiumpflaster auf die Haut, um seine Schmerzen zu lindern. Schließlich, als es im Dezember 2007 mit ihm zu Ende ging und er sich weiter gegen eine echte Behandlung sträubte, schickte man ihn heim. In seiner Wohnung kümmerten sich Sverrisson, seine Frau Kristin und ihre zwei Kinder um Bobby. Vor allem Kristins Ausbildung als Krankenschwester kam da gelegen.

Nach der Entlassung aus dem Krankenhaus lebte Bobby noch einmal kurz auf. Er fühlte sich wieder besser und ging sogar einmal mit Sverrissons 20-jährigem Sohn, einem Fußballprofi, ins Kino. Um Weihnachten, als ganz Reykjavik im Lichterglanz erstrahlte, der Schnee sich kitschig auf den Dächern türmte und die Festtage kein Ende mehr nehmen wollten, kam Miyoko zu Besuch. Zwei Wochen später flog sie nach Tokio zurück. Wenige Tage danach rief Sverrisson sie mit schlechten Nachrichten an: Bobbys Zustand habe sich dramatisch verschlechtert, er liege jetzt wieder im Krankenhaus. Dort starb er friedlich am 17. Januar 2008. Er wurde so viele Jahre alt, wie das Schachbrett Felder hat: 64.

BILDTEIL

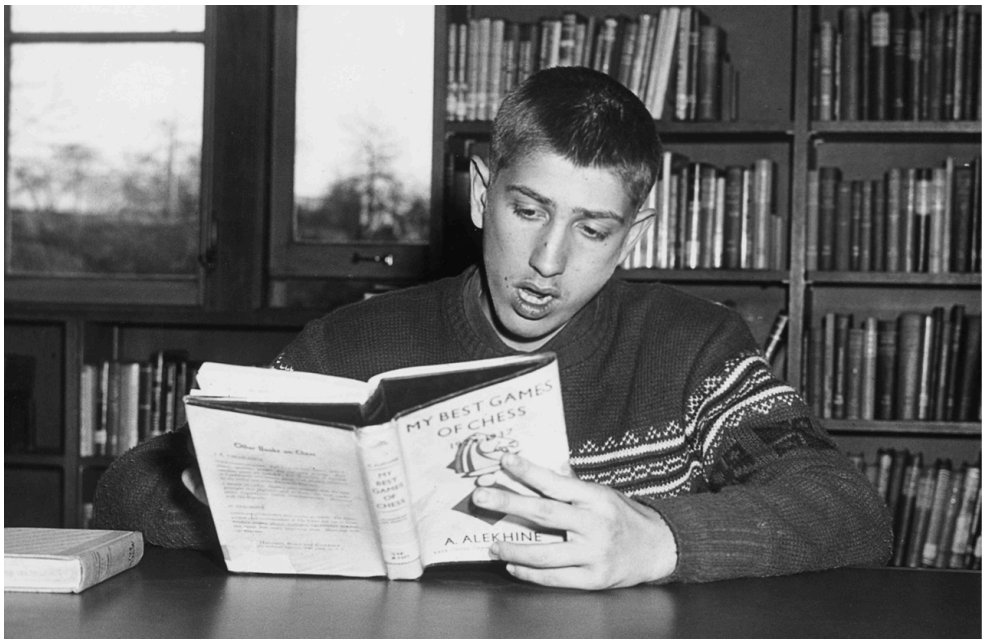
Das früheste bekannte Foto von Bobby Fischer, als er 1944 im Alter von einem Jahr auf dem Schoß seiner Mutter sitzt. Regina Fischer war obdachlos, als Bobby zur Welt kam, und sie mussten eine Zeit lang in einer Unterkunft für bedürftige Mütter leben.

Bobbys Mutter Regina und ihr Ehemann Gerhardt Fischer, als sie während der 1930er-Jahre in Frankreich lebten. Obwohl Gerhardt Fischers Name auf Bobbys Geburtsurkunde steht, ist nicht sicher, ob er tatsächlich sein leiblicher Vater ist.

Schach kann man praktisch überall spielen und Bobby war selten ohne Schachbrett anzutreffen. Eines Abends war Regina mit ihrer Geduld am Ende und tippte ihren neun Jahre alten Sohn mit dem Fuß an: „Raus aus der Badewanne!“

Carmine Nigro, Bobbys temperamentvoller erster Schachlehrer, 1955 bei einem Besuch im New Yorker Washington Square Park, als Bobby an einem Outdoor-Turnier teilnahm.

Bevor Bobby so versessen auf Schach wurde, träumte er davon, ein professioneller Baseballspieler zu werden. Hier schwingt er den Schläger für sein Grundschulteam in Brooklyn im Jahre 1955.



Bobby hatte es sich zur Aufgabe gemacht, jedes Schachbuch in der öffentlichen Bibliothek in Brooklyn zu lesen und die hilfreichsten Textpassagen auswendig zu lernen. Hier ist er im Alter von 14 Jahren und liest gerade das Buch über die besten Spiele Alexander Alekhines.

Bobby mit 14 Jahren, als er bei einem Spiel mit seinem Freund, Lehrer und Mentor, Jack Collins, unterbrochen wird.

Viele Male hat Regina ihren Sohn spät in der Nacht vom Manhattan Chess Club abgeholt und ihn nach Hause begleitet. Hier ist er an der Schulter seiner Mutter eingeschlafen. Dieser Schnappschuss wurde von Bobbys Schwester Joan gemacht.

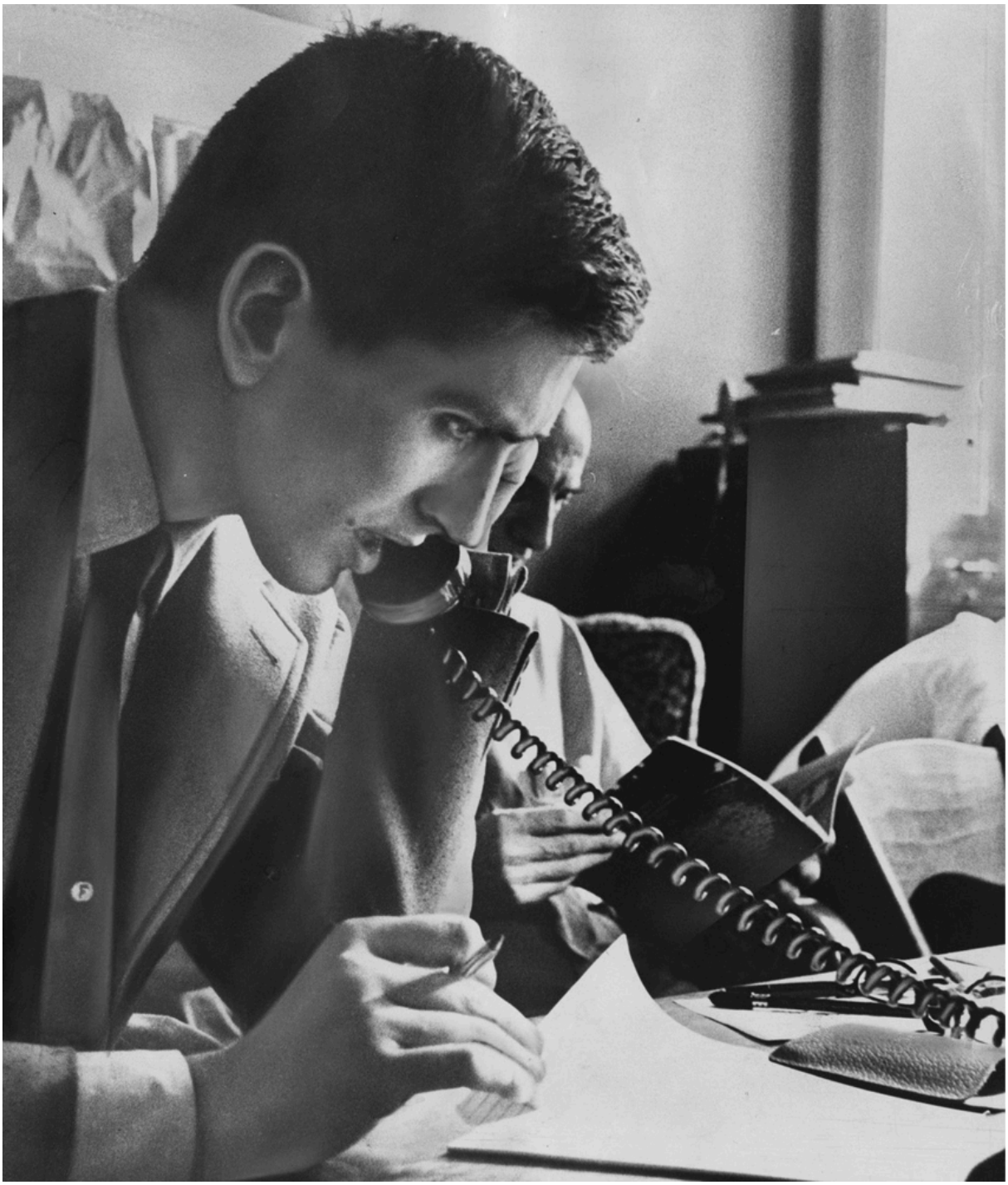
Bobby kommt 1958 mit seiner Schwester Joan in Jugoslawien an, nachdem sein Antrag auf Verlängerung seines russischen Visums aufgrund seines unhöflichen Benehmens abgelehnt wurde.

Obwohl Bobby ein paar Blitzpartien gegen Tigran Petrosian in Moskau gespielt hatte, war dieses Spiel in Portoroz im Jahre 1958 ihr erstes offizielles Zusammentreffen. Das Spiel endete remis.

David Bronstein war 1958 einer der besten Spieler der Welt, konnte gegen Bobby aber nur ein Remis erkämpfen. Dies war eine Sensation und bewies, dass Bobby das Zeug zum Weltmeister hatte.

Regina Fischer schloss sich häufig Demonstrationen an. 1960 konnte man sie an der Spitze eines Friedensmarsches in Moskau sehen. Von dort aus ging sie nach Ostdeutschland, um ihren Medizinabschluss zu absolvieren.

Bobby spielte 1962 drei Spiele gegen Mikhail Tal auf Curaçao, kurz bevor der großspurige Russe krank wurde und ins Krankenhaus eingeliefert werden musste.



1965 war es Bobby nicht erlaubt, nach Kuba einzureisen, deshalb setzte er sich in einen kleinen Raum im New Yorker Marshall Chess Club und spielte gegen seine Gegner per Fernschreiber. Nachdem er Vassily Smyslov besiegt hatte, analysierten die beiden ihr Spiel per Telefon.

William Lambordy (links) und der bärtige Miguel Quinteros, beide Großmeister, waren Bobbys Sekundanten bei der 1972er Partie.

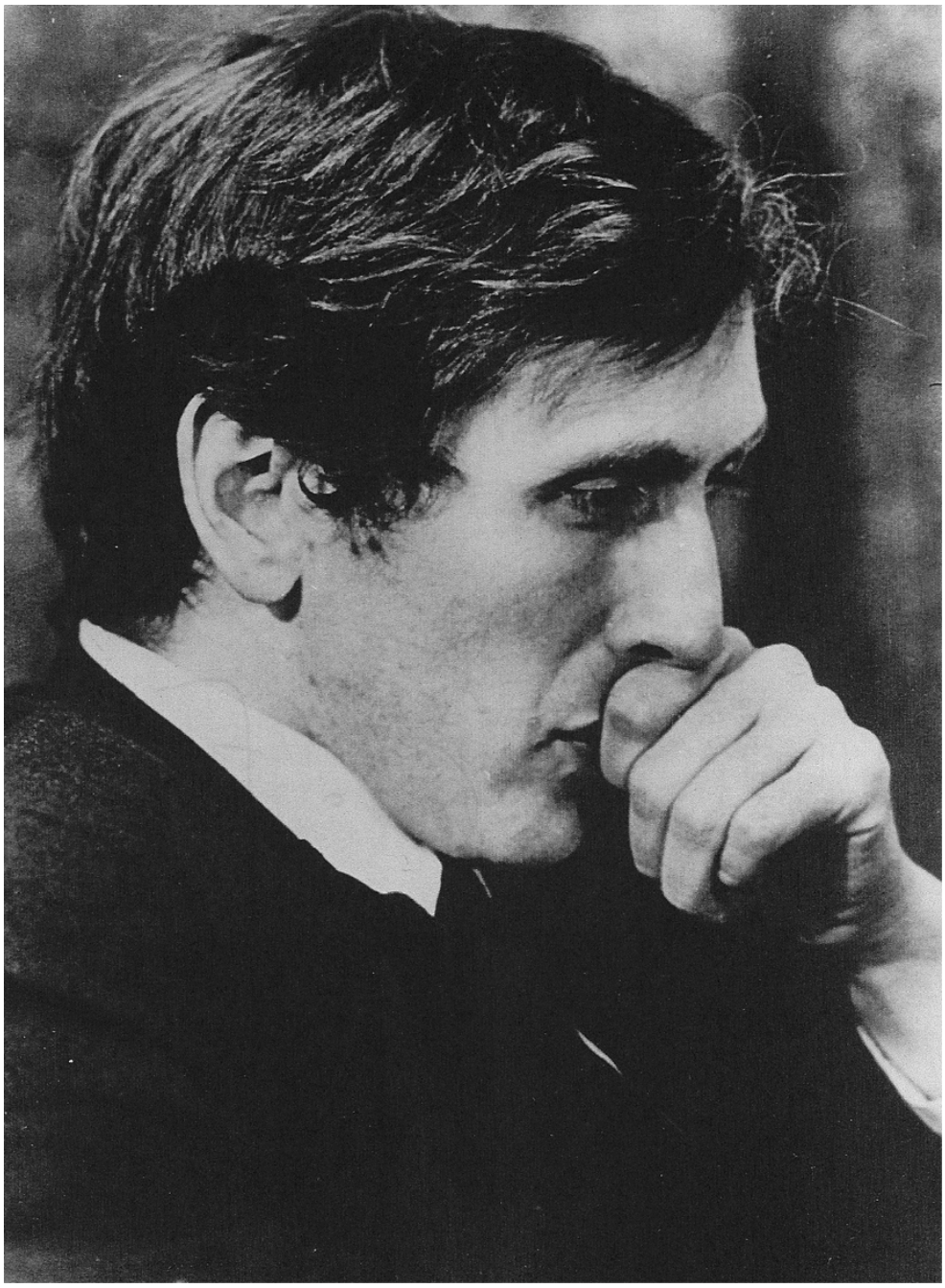
Regina Fischer, die auf diesem Foto als Verkleidung eine blonde Perücke trägt, besuchte Bobby während der Partie in Island

heimlich auf seinem Hotelzimmer. Bobby bereitete sich gerade auf sein nächstes Spiel gegen Spassky vor.

Im Jahre 1972 erreichte Fischer endlich den Schach-Olymp, als er während der Weltmeisterschaft in Island gegen den Sowjet Boris Spassky spielte.

Nachdem er das Spiel gewonnen hatte, überraschte Bobby, der sonst nie Interesse an Frauen gezeigt hatte, beim darauffolgenden Bankett die versammelten Ehrengäste, als er eine isländische Schönheit zum Tanzen aufforderte.

In den USA hatte Bobby durch den Sieg über die Sowjetunion Heldenstatus erreicht. Auf den Stufen des New Yorker Rathauses überreichte ihm Bürgermeister John Lindsay eine goldene Medaille sowie eine Ehrenurkunde.



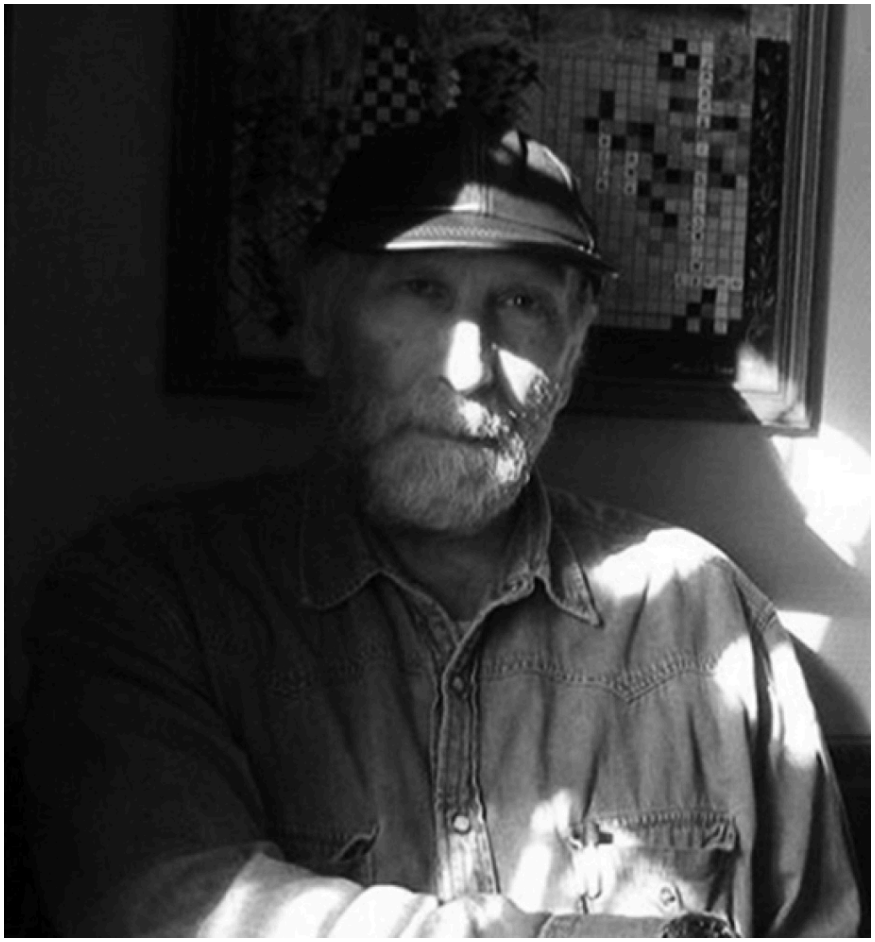
Nachdem er die Weltmeisterschaft gewonnen hatte, trat Bobby in mehreren TV-Shows auf und erhielt eine noch nie dagewesene Medienaufmerksamkeit. Hier ist er 1972 in der *Merv Griffin Show* zu sehen, als er über seinen nächsten Zug nachdenkt.

2004 kam Bobby in Japan ins Gefängnis, weil er keinen gültigen Reisepass besaß. Ihm wurde mit der Auslieferung in die Vereinigten Staaten gedroht. Freunde aus Island bemühten sich um seine Entlassung aus dem Gefängnis, was ihnen aber erst nach zehn Monaten gelang. Als Bobby schließlich bärtig und abgehärmt freikam, schien er ein gebrochener Mann zu sein.

Miyoko Watai besuchte Bobby täglich im Gefängnis und sorgte später auch während seiner Krankheit in Island für ihn. Freunde sagten, dass das Paar sehr liebevoll und zärtlich miteinander umging.

Als dieses Foto von Bobby gemacht wurde, neigte sich sein Leben bereits dem Ende zu. Hier ist er zu sehen, wie er eine Landstraße in der Nähe von Alþingi entlangläuft. Dort steht

Islands Parlament, welches im Jahre 930 gegründet wurde und das älteste bestehende Parlament der Welt ist.



Das letzte bekannte Porträt von Bobby Fischer, welcher die isländische Staatsbürgerschaft erhalten hatte. Es wurde im *3 Frakkar* (3 Mäntel), seinem Lieblings-restaurant in ReykjavÍk, aufgenommen.

EPILOG

Boris Spasski war wie betäubt. Schon seit Langem um Bobbys Gesundheit besorgt, war er in engem Kontakt mit ihm verblieben. Dennoch traf ihn die Nachricht von Bobbys Tod aus heiterem Himmel. Er empfand den Verlust als so gewaltig, dass er Einar Einarsson in einer E-Mail schrieb: »Mein Bruder ist tot.«

Diese vier Worte zeigten, wie sehr er Bobby mochte. Spasski hatte seine Zuneigung nie verhehlt und öfters verkündet, dass er Bobby Fischer liebte wie einen Bruder. Vor dem Revanchekampf 1992 verriet er der Presse sogar: »Ich werde kämpfen, andererseits möchte ich, dass Bobby gewinnt. Denn ich finde, Bobby sollte wieder zum Schach zurückkehren.« Als Bobby in japanischer Haft saß, bot Spasski ernsthaft an, sich in die gleiche Zelle sperren zu lassen – samt einem Schachbrett natürlich. Spasskis Respekt gegenüber Fischer grenzte an Vergötterung beziehungsweise Angst. Einmal sagte er: »Gegen Bobby geht es nicht ums Gewinnen oder Verlieren. Sondern ums Überleben.« Aber zwischen den beiden existierte auch eine echte Kameradschaft jenseits des Schachs, was Spasski gern betonte. Was sie verband, war das Wissen, wie man sich als Ex-Champion fühlte: zerrissen zwischen Stolz (über die Erfolge) und Trauer (über den Verlust des Titels), vor allem aber einsam, weil fast niemand nachvollziehen konnte, wie es in einem aussah.

Nur drei Wochen vor Bobbys Tod schickte Spasski seinem alten Freund eine aufmunternde Botschaft. Bobby solle brav den Ärzten gehorchen und sich melden, wenn er aus dem Krankenhaus »entflohen« sei.

Zwar wusste Spasski, dass Bobbys Zustand ernst war, ahnte aber nicht, wie ernst. Da Einarsson Spasskis Verbundenheit mit Fischer kannte, betrachtete er ihn als Teil von Bobbys »Familie« und informierte ihn, als sich der Zustand seines Freundes verschlimmerte. Spasski schrieb: »Ich hege Bobby gegenüber Brudergefühle. Er ist ein guter Freund.«

In seinen letzten Tagen verfiel Bobby zusehends, er konnte kaum mehr sprechen oder Nahrung bei sich behalten. Seine Lippen waren ständig trocken. Jede Nacht hielten der 48-jährige Sverrisson – dem es selbst nicht gut ging – oder seine Frau Kristin neben Bobbys Bett Wache.

Bobby hatte Sverrisson angewiesen, seinen Leichnam auf einem kleinen Friedhof in der Landgemeinde Laugardaelir begraben zu lassen, etwa eine Fahrstunde von Reykjavik entfernt. Von dem Friedhof hieß es, er sei über 1000 Jahre alt, gegründet in der Zeit, als Erik der Rote Richtung Grönland aufbrach und das Althing – das älteste Parlament Europas – gegründet wurde.

Der Friedhof gehört zu einer winzigen protestantischen Kirche mit Platz für etwa 50 Gläubige, die in ihrer Schlichtheit auch die Kulisse für ein Ingmar-Bergman-Drama abgeben könnte. Bobby hatte den Friedhof bei einem Ausflug mit seinem Freund Gardar entdeckt, die friedliche Atmosphäre der Umgebung hatte ihm sofort zugesagt. In ihrem Nachruf brachte die Autorin Sara Blask in der *Iceland Review* Bobbys letzten Willen auf den Punkt: »Fischer wollte begraben werden wie ein normaler Mensch, nicht als Schachspieler, sondern als *Person*.«

Es dauerte lange, bis Bobby sich mit seinem bevorstehenden Tod abfand. Doch als die Erkenntnis eingesunken war, schärfte er Sverrisson ein, dass seine Beerdigung eine *private* Zeremonie werden sollte. Nur keinen Zirkus, Medienauflauf oder Pomp! Nachtragend und kontrollsüchtig bis über den Tod hinaus, verbat er sich strikt, dass einer seiner »Feinde« dem Begräbnis beiwohne. Niemand, der ihn seiner Ansicht nach ausgenutzt oder verraten hatte, dürfe kommen; verboten waren außerdem Reporter, Kameraleute und glotzende Touristen.

Sverrisson befolgte Bobbys letzten Willen bis aufs i-Tüpfelchen. Er wusste, es würde die anderen Mitglieder des RJF-Komitees, die so viel für Bobby getan hatten, sehr schmerzen, dass sie ihm nicht die letzte Ehre erweisen durften. Doch Sverrissons Loyalität galt zuerst Bobby, den er stets abgeschirmt und dessen Wünsche er treu erfüllt hatte. Der US-Schachbund fragte beim isländischen Schachbund nach, was mit Bobbys Leichnam geschehen würde; vermutlich hätten die Amerikaner ihn gerne nach Hause geholt. Bei der Vorstellung hätte sich Bobby garantiert im Grabe umgedreht. Sverissons jedoch fand, dass seinem verstorbenen Freund auf

jeden Fall das Recht gebührte, beerdigt zu werden, wo, wann und wie er es sich gewünscht hatte.

Um alles zu organisieren, brauchte Sverrisson mehrere Tage. Das Grab musste ausgehoben werden – in der gefrorenen Vulkanerde keine einfache Aufgabe –, ein Priester gefunden und Papierkram erledigt werden. Doch die Beerdigung konnte ohnehin erst stattfinden, nachdem Miyoko aus Japan eingetroffen war. Vier Tage nach seinem Tod brachte ein Leichenwagen Bobbys sterbliche Hülle dann nach Laugardaelir. Der Begräbniskorso verlief ganz nach Bobbys Wünschen, völlig unpompös. Als der Leichenwagen am Friedhof ankam, warteten die beißenden Winde des langen isländischen Winters schon auf den Sarg mit dem größten Schachspieler der Welt. Den Morgen zuvor hatte es geschneit, doch jetzt am Abend regnete es. Miyoko sowie Sverrisson mit Familie waren schon am Vorabend angereist, um sich zu vergewissern, dass alle Vorbereitungen getroffen waren.

Die schlichte Zeremonie wurde von Jacob Rolland geleitet, einem klein gewachsenen katholischen Priester französischer Herkunft. Rolland hatte bereits Halldór Laxness unter die Erde gebracht, den einzigen isländischen Nobelpreisträger (für Literatur). In seinen Segensworten verglich er Bobbys Begräbnis mit Mozarts: »Bei beiden standen nur ganz wenige Leute am Grab, und wie [Mozart] verfügte [Bobby] über eine Intelligenz, die ihn Dinge erkennen ließ, die andere nicht ansatzweise verstanden.« Danach gab Rolland ein Zeichen, und der Sarg versank im Grab. In der kleinen Kirche waren zuvor noch Hymnen gesungen worden, doch am Grab ertönte kein Trauerlied, wehte kein Weihrauch. Selbst der gewaltige Sternenhimmel, den man durch die klare Luft Islands oft sah, versteckte sich hinter Regenwolken. Die ganze Zeremonie dauerte 45 Minuten, dann gingen die frierenden Trauergäste. Auf den Grabhügel kam ein weißes Kreuz. Auf dessen Schild stand:

Robert James Fischer
F. 9 mars 1943
D. 17 januar 2008
Hvil i frioi

Die letzte Zeile bedeutete »Ruhe in Frieden« – doch daraus sollte nichts werden.

Schon wenige Wochen später kamen die ersten Busse aus Reykjavik – manchmal zwei bis drei am Tag – voll gaffender Neugieriger, denen Bobby zu Lebzeiten so verzweifelt zu entkommen versucht hatte. Die Grabstätte, die nun von einem 60 Zentimeter hohen schlichten Grabstein geziert wurde, war zu einer Touristenattraktion geworden.

Zum Zeitpunkt seines Todes hatte Bobby von den 3,5 Millionen Dollar Preisgeld des Revanchekampfs 1992 noch gut zwei Millionen Dollar übrig. Doch Fischer, der im Leben und am Brett stets ein Kontrollfreak gewesen war, hinterließ kein Testament. Vielleicht unterschätzte er ja seine Krankheit, bis es zu spät war. Oder vielleicht amüsierte ihn der Gedanke, wie sich seine Erben um das Geld streiten würden.

Vier Menschen erhoben Ansprüche: Miyoko Watai, Bobbys Lebenspartnerin und – ihrer Darstellung nach – Ehefrau; Nicholas und Alexander Targ, Bobbys Neffen (die zwei Söhne von Bobbys verstorbener Schwester Joan); und Jinky Young, möglicherweise Bobbys Tochter. Last, but not least erhob auch die amerikanische Regierung ihre Ansprüche: Bevor irgendjemand hier etwas erbte, müssten noch über 20 Jahre ausstehender Steuern nachgezahlt werden. Wer das Erbe nun bekommen sollte, mussten die Gerichte entscheiden.

Nach isländischem Recht geht das gesamte Erbe an die Witwe, wenn der Erblasser keine Kinder hinterlässt. Hat der Verstorbene Kinder, bekommt die Witwe nur ein Drittel. Allerdings zweifelte das Gericht an, dass Miyoko tatsächlich mit Bobby verheiratet war, da sie nur eine Kopie ihrer japanischen Heiratsurkunde vorlegen konnte.

Der Anspruch der Gebrüder Targ indes war unbestritten: Sie waren Bobbys Neffen. Die beiden waren längst erwachsene Männer und lebten – der eine als Arzt, der andere als Anwalt – in Kalifornien. Ihnen war klar, dass sie nur erben konnten, wenn »engere« Verwandte als rechtmäßige Erben ausschieden. Deswegen setzten sie alles daran, die Legitimität der anderen Ansprüche anzufechten.

Zum Beispiel den von Jinky, die zum Zeitpunkt von Bobbys Tod acht Jahre alt war. Bobby hatte das Mädchen sein Leben lang finanziell unterstützt. Während seiner drei Jahre in Island kamen Mutter und Kind einmal einen Monat lang auf Besuch, wohnten aber in einem eigenen Apartment. Während dieses Besuchs sei Fischer liebevoll mit dem Kind umgegangen, berichteten isländische Freunde, er habe mit Jinky gespielt und ihr Geschenke gemacht.

Eineinhalb Jahre nach Bobbys Tod kamen Marilyn und Jinky erneut nach Island, diesmal, um offiziell Anspruch auf den Nachlass zu erheben. Auf Vermittlung Eugenio Torres fand sich auch ein isländischer Anwalt – Thordur Bogason –, der im Auftrag des Kindes einen Gentest zur Feststellung von Bobbys Vaterschaft beantragte. Das Genmaterial von Jinky ließ sich leicht besorgen: Ärzte nahmen ihr ein wenig Blut ab. Doch es war entschieden schwieriger, an Bobbys DNS zu kommen. Das Nationalkrankenhaus, in dem Bobby an Nierenversagen gestorben war, hatte keine Blutprobe von ihm behalten. Seine Sachen befanden sich zwar noch in der Reykjaviker Wohnung, doch wer wollte beweisen, dass ein aus einer Bürste entnommenes Haar auch tatsächlich von Bobby stammte? Es gab nur eine gerichtsfeste Methode: Aus Bobbys Leichnam eine DNS-Probe zu entnehmen und die Frage damit ein für alle Mal zu klären.

Doch durfte der Leichnam überhaupt exhumiert werden? Darum stritten die Parteien bis zum Obersten Gerichtshof des Landes. Der entschied schließlich: Jinky hat das Recht zu erfahren, ob Bobby ihr Vater war.

Am 5. Juli 2010 um drei Uhr morgens öffneten Experten der Friedhofsverwaltung Reykjavik Bobby Fischers Grab. Man hatte sich für diese ungewöhnlich frühe Stunde entschieden, um Gaffer zu vermeiden. Die Erde über dem Sargdeckel wurde abgetragen, danach wurde ein Graben um den Sarg gezogen, damit mehrere Leute um ihn herum stehen konnten. Die Gruppe um das Grab wirkte fast wie eine Trauergemeinde: der Pastor der Kirche, Kristinn A. Fridfinnsson; einige Kirchenältere; Forensikexperten; Regierungsvertreter; die Anwälte aller Parteien im Erbschaftskrieg; Ólafur Kjartansson, der Polizeichef von Selfoss, und der Leiter der Aktion, Dr. Oskar Reykdalsson. Sie alle waren gekommen, um sicherzustellen, dass die Exhumierung respektvoll und professionell ablief und das entnommene Genmaterial tatsächlich von Bobby stammte.

Um vier Uhr morgens wurde gegen neugierige Blicke ein Zelt über dem Grab errichtet. Dann wurde der Sarg geöffnet und die Genprobe entnommen. Eine sanfte Brise umwehte den wunderbaren Sommermorgen.

In vielen Ländern saß die Presse der Falschmeldung auf, dass der Sarg gar nicht freigelegt worden sei; man habe von oben durch das Erdreich und den Sargdeckel hindurch bis in Bobbys Körper gebohrt. Polizeichef Kjartansson korrigierte diese Darstellung am folgenden Tag. Man habe keinen Bohrer eingesetzt, sondern die Probe direkt aus Bobbys Körper entnommen.

Normalerweise nimmt man bei einer Exhumierung mehrere DNS-Proben, nur für den Fall, dass sich eine als ungeeignet erweist. Forensiker empfehlen, einen Fingernagel, einen Zahn, eine Gewebeprobe und ein Stück des Oberschenkelknochens zu entnehmen. In Bobbys Fall entnahm man eine Probe vom linken kleinen Zeh sowie sieben Gewebeproben – genug für ein eindeutiges Testergebnis. Danach wurde der Sarg wieder verschlossen und mit Lavaerde bedeckt. Das Rasenstück, das vor der Exhumierung abgenommen worden war, kam wieder aufs Grab. Dann wurden die Proben verpackt und zur Analyse an ein deutsches Forensiklabor geschickt. (Das isländische Labor für Gentests blieb außen vor, um Mauscheleien auszuschließen.)

Die Vorstellung, dass der eigene Leichnam in seiner Totenruhe gestört wird, gefällt wohl niemandem – der jüdische und der muslimische Glaube verbieten Exhumierungen sogar ausdrücklich und beinahe ausnahmslos. Auch Bobby, der sein Leben lang seine Privatsphäre manisch verteidigt hatte, hätte diesen letzten Übergriff auf seine Privatsphäre sicher als die ultimative Schändung aufgefasst. Selbst als Toten ließ man ihn nicht in Frieden ruhen!

Sechs Wochen später gab das Bezirksgericht Reykjavik das Ergebnis des Gentests bekannt: Die DNS-Proben stimmen nicht überein, Bobby Fischer war nicht Jinkys Vater.

Jinky schien also aus dem Rennen, blieben nur noch Miyoko Watai, Bobbys Neffen und das US-Finanzamt.

Doch Jinky wollte sich nicht so leicht geschlagen geben. Samuel Estimo, ein Schachmeister und Jinkys Anwalt auf den Philippinen, zweifelte das Ergebnis des Gentests an. In einem Brief an die *New York Times* und andere Medien unterstellte er Betrug:

> Die Exhumierung Bobby Fischers wurde nicht auf die übliche Weise durchgeführt. Sein Sarg hätte heraufgeholt und geöffnet werden müssen, um sicherzustellen, dass die sieben entnommenen Proben wirklich von ihm stammten. Tatsächlich grenzt die Vorgehensweise schon ans Dubiose. Das Grab, in dem Fischer liegt, gehört der Familie von Gardar Sverrisson, einem engen Freund von Miyoko Watai, die ebenfalls Anspruch auf Bobbys Erbe erhebt. Er hatte ungehinderten Zugang zum Grab, ohne dass der Pastor davon erfuhr. Wer weiß schon, was sich dort zwischen dem Begräbnis und den Tagen vor der Exhumierung abgespielt hat?

Jinkys isländischer Anwalt Bogason warnte Estimo, seine Unterstellungen könnten als Verleumdung gewertet werden, und riet ihm, die Sache aufzugeben. Doch Estimo ließ nicht locker. Er verlangte DNS-Proben auch von Bobbys Neffen, um nachzuprüfen, ob die Proben aus dem Grab tatsächlich von Bobby stammen konnten. Estimos Unterstellung, irgendjemand habe Bobbys Körper im Grab gegen einen anderen ausgetauscht, grenzt schon ans Absurde. Und Mauscheleien während der Exhumierung schienen ebenso abwegig. Wie hätte bei so vielen Zeugen eine Manipulation unerkannt bleiben können? Trotzdem ließ das isländische Gericht weitere Beweise für Bobbys »Vaterschaft« zu. Bogason, der Estimos Vorgehen für verfehlt hielt, legte sein Mandat unter Protest nieder. Estimo wiederum erneuerte seine Forderung, die Brüder Targ sollten ihrerseits DNS-Proben abgeben. Falls diese sich nicht mit den Proben aus dem Grab vereinbaren lassen sollten, könnten die bei der Exhumierung entnommenen Proben nicht von Bobby Fischer stammen.

Doch selbst wenn die Proben übereinstimmten, wollte Estimo seinen Anspruch aufrechterhalten: Jinky sei als Erbin zu betrachten, weil Bobby sie wie eine Tochter behandelt habe. In der ganzen Sache gehe es schließlich nicht nur ums Geld, sondern um die Legitimität der Abstammung des Mädchens. Die ganze philippinische Volk habe ein Recht darauf zu erfahren, ob ein Kind der Nation, Jinky Young, die Tochter des größten Schachspielers aller Zeiten sei.

Mittlerweile steht eigentlich nur noch Miyoko zwischen den Gebrüdern Targ und ihrem Anspruch auf die Millionen des Onkels. Beziehungsweise, Miyoko *wäre* die einzige Rivalin, gäbe es nicht das US-Finanzamt. Sollte es

den Steuerbehörden nämlich gelingen, die von Bobby hinterzogenen Steuern samt Verzugszinsen einzutreiben, bliebe vom Erbe wohl kaum etwas übrig.

Woraus bestünde dann aber Bobbys Erbe? Bobby Fischer hat uns allen, die seinen Aufstieg zum – nach weitverbreiteter Ansicht – größten Schachspieler aller Zeiten mitverfolgt haben, vor allem eines hinterlassen: Ehrfurcht vor seiner Brillanz.

NACHWORT

Ich begann bereits vor so langer Zeit, über Bobby, sein Leben und seine ebenso brillante wie turbulente Karriere zu schreiben, dass ich mittlerweile ein paar Dinge revidieren muss. So prophezeite ich zum Beispiel fälschlicherweise, dass er der aktivste Schachchampion aller Zeiten werden würde. Auch musste ich einige Informationen, die ich von Bobbys Bekannten und Schachkontrahenten erhalten hatte, relativieren oder verwerfen. In seiner Launenhaftigkeit schien Bobby sich ständig zu verwandeln. Selbst nach seinem Tod musste ich stets aufs Neue über ihn staunen, wenn wieder eine neue Facette oder Episode bekannt wurde.

Das Projekt *Endspiel* begann als Versuch, diese Wandlungen Bobby Fischers zu ergründen. Der große Erfolg dieses Buches kam für mich völlig überraschend. Schließlich lag Bobbys Tod schon ein paar Jahre zurück – und seit dem Höhepunkt seines Ruhms waren fast 40 Jahre vergangen! Außerdem waren bereits mehr als 100 Bücher über ihn und seine Partien erschienen. Aber offenbar besteht weiterhin ein schier unstillbares Interesse an Bobbys Privatleben. Egal, ob man Bobby nun mag oder verabscheut: Jeder ist fasziniert von ihm. Damit steht er auf einer Stufe mit den anderen großen Untergetauchten, Greta Garbo und J.D. Salinger. Während die Jahre vergehen, erscheinen immer mehr Bücher, Artikel, Filme und wissenschaftliche Abhandlungen zum Thema Bobby Fischer. Bis heute mühen wir uns damit ab, die Komplexität seines Charakters zu ergründen oder die letzten Details seines Privatlebens zu erforschen: wo er lebte, was er las, seine Gewohnheiten, Schrullen und Zynismen, seinen Charme und seine Ausgelassenheit. Liegt irgendwo darin der Schlüssel zu seiner Genialität? Was machte Bobby Fischer zu einem so großartigen Schachspieler? Warum war er so reizbar, was quälte ihn so sehr? Vielleicht ist es für einen Biografen unmöglich, diese Fragen zu beantworten, aber ich fand, dass es einen Versuch wert ist.

Schon ein paar Wochen nach dem Erscheinen schaffte *Endspiel* es auf die *New York Times*-Bestsellerliste – als erstes Buch über einen Schachspieler überhaupt. Die *New York Review of Books* lobte mein Buch als

»beeindruckenden Balanceakt und große Leistung«. Mit Stolz und Überraschung las ich, dass *Chess Life* es als »Meisterstück« bezeichnete. Neben der amerikanischen und der deutschen Ausgabe erscheint das Buch auch in italienischer, niederländischer und japanischer Übersetzung, außerdem bekam es in Großbritannien und Australien eigene Ausgaben. Dieser Erfolg hat mich erstaunt, er schmeichelt mir und macht mich überaus dankbar. Zahllose Leser, die Bobby Fischer gekannt, seine Partien nachgespielt oder seine Karriere verfolgt haben, schrieben mir und baten um weiterführende Informationen, verrieten mir ihre Meinung zu Bobby oder erzählten mir von eigenen Erfahrungen mit dem umstrittenen Genie. Auf Lesereisen und Turnieren sprachen mich mehrere Menschen an und erzählten mir Geschichten über Fischer: ein Schachspieler, der den jungen Bobby im Schachclub Brooklyn kennengelernt hatte; ein über 90-Jähriger, der mit Bobbys Mutter aufs College gegangen war; der ehemalige Manager des Schachclubs Manhattan, der sich um den jugendlichen Bobby gekümmert hatte. Ich erhielt Hunderte E-Mails von Leuten, die bei der Lektüre meines Buchs an ihre eigenen Erfahrungen mit Bobby Fischer erinnert worden waren: von einem Klassenkameraden Bobbys an der Erasmus Highschool; einem Geschäftsmann, der nach Island gereist war, um Bobby für ein millionenschweres Match zu gewinnen; einer Frau, die Anfang, Mitte der 1970er ebenfalls der Weltweiten Kirche Gottes angehört hatte; einem Anwalt, der gratis für Bobby gearbeitet hatte und schließlich ohne guten Grund von ihm gefeuert wurde. Einige dieser neuen Informationen wurden in den Text dieser Ausgabe eingearbeitet.

Die Reaktionen auf *Endspiel* fielen fast einhellig positiv aus. Nur ein paar fleißige Kritiker hatten noch ein paar Korrekturen. Hans Ree, der hochgebildete niederländische Großmeister, konnte meine Behauptung, Dr. Max Euwe sei nicht nur Schachweltmeister, sondern auch europäischer Amateurboxmeister gewesen, nicht glauben. Ich selbst habe dafür keinen Beweis, ich verließ mich da auf eine Aussage Euwes mir gegenüber. Einige Leser wiesen mich darauf hin, dass Bobby und ich bei unserem Dinner in der Cedar Tavern nicht Jackson Pollock gesehen haben konnten. Und sie hatten recht: Ich hatte mich falsch an die Szene vor fünfzig Jahren erinnert, damals hatten wir den Künstler Robert Motherwell gesehen, nicht Pollock. Einige Leser fanden, ich hätte einige Partien Bobbys ins Buch aufnehmen sollen. Doch darauf habe ich mit gutem Grund verzichtet: Sammlungen mit

den Partien Fischers gibt es genug, und ich wollte Laien nicht mit Schachnotation abschrecken. Wer sich für die Partien Fischers interessiert, findet in der Literatur eine hervorragende Auswahl an ausführlichen und klugen Kommentaren dazu. *Endspiel* sollte kein Schachbuch, sondern eine Biografie sein.

Letzten Frühling ließ Zita Rajcsanyi, die junge Frau, die Bobby Fischer 1992 als seine »Verlobte« bezeichnet hatte, Bobbys Briefe an sie versteigern. Das Auktionshaus überließ mir Kopien der Briefe, später erläuterte mir Zita in mehreren Gesprächen ihren jeweiligen Entstehungszusammenhang und die Bedeutung unklarer Passagen. Die Originalbriefe wurden schließlich authentifiziert und an einen anonymen Sammler verkauft.

Natürlich war Bobby vorher gelegentlich verliebt gewesen, er hatte auch ein paar Affären gehabt, aber Zita war seine erste große Liebe, und die Korrespondenz mit ihr spiegelt alle wichtigen emotionalen Elemente ihrer Beziehung wider: seine Zuneigung und seine Eifersucht, seine uncharakteristische Kompromissbereitschaft und sein Verlangen danach, sie zu heiraten und Kinder zu haben.

Wie weiter oben beschrieben, war Zita 17, als sie den 49-jährigen Bobby 1992 zum ersten Mal in Kalifornien besuchte. »Er war mein Idol. Ich war wie ein Teenager, der in einen Rockstar verknallt war. Ich betete ihn an.« Bobby erwiderte ihre Gefühle, er nannte sie »bezaubernde Zita« und seine »Verlobte«, auch wenn er damals nicht wagte, ihr seine wahren Gefühle zu zeigen und ihr zu sagen, dass er sie liebte. Vielleicht fürchtete er die Zurückweisung, vielleicht war er schlicht nicht imstande, tief gehende Gefühle auszudrücken. Schriftlich beklagte er sich über seine Unfähigkeit, die drei doch nicht so einfachen Worte auszusprechen. Obwohl Bobby zu jenem Zeitpunkt kein Jugendlicher mehr war, benahm er sich doch wie einer: Er verhielt sich besitzergreifend gegenüber Zita und verdächtigte sie, eine Affäre mit seinem Anwalt Robert Ellsworth zu haben, bei dem sie während ihres sechswöchigen Aufenthalts in Kalifornien untergeschlüpft war, weil in Bobbys winziger Wohnung kein Platz war. »Was für ein blödsinniger Vorwurf«, kommentierte Zita. »Da ist nie etwas passiert.«

Vielleicht trugen Bobbys Zweifel an Ellsworth ja auch dazu bei, dass er ihn Jahre später zu Unrecht verdächtigte, seine eingelagerten Erinnerungsstücke »gestohlen« zu haben. Von Bobbys Eifersucht und seinen antisemitischen Tiraden einmal abgesehen, verliefen die ersten Wochen ihres Zusammenseins weitgehend idyllisch. Bobby lud Zita ein, mit ihm seine Mutter zu besuchen. Vermutlich hoffte er, Reginas Segen für eine spätere Ehe einzuholen. Es ist gut möglich, dass Bobby deswegen nach Palo Alto fuhr, und nicht aus Sorge um Reginas Gesundheitszustand, wie er vorgab. Obwohl Zita und Regina sich nur ein paar Stunden lang sahen, zeigte sich Zita schwer beeindruckt: »Ich liebte Regina! Was für eine kluge, scharfsinnige Frau!«

Während des Rematches Fischer–Spassky im Jahr 1992 beschrieben die Medien Zita als diejenige, die Bobby zum Comeback bewogen hatte. Zita zufolge stimmte das in etwa, auch wenn die Presse ihre Rolle weit übertrieben dargestellt hätte. Ebenso übertrieben seien die Berichte gewesen, wonach Bobby und Zita sich verlobt hätten. Als Zita noch während des Matches zu einem Turnier in Südamerika abreiste, begann Bobby eine kurze Affäre mit einer jungen Serbin. Kurz darauf brüstete sich die Frau vor der Presse, sie sei von Bobby schwanger, was sich aber rasch als Schwindel herausstellte.

Bobby hörte davon auf BBC, seinem Lieblingssender. Er rief die Frau in Serbien an, um sich zu vergewissern, dass sie geflunkert hatte. Danach schrieb er Zita einen Brief, in dem er versuchte, sich aus der Affäre zu winden. Ja, er wolle ein Kind zeugen, aber nur mit ihr, Zita. Bobby glaubte, dass sie 1994 zweimal von ihm schwanger gewesen sei, aber beide Male Abtreibungen vornehmen habe lassen. Eine angeblich nach sieben oder acht Wochen Schwangerschaft, die andere nach vier Monaten. Woher Bobby diese Informationen hatte, ist unbekannt. Zita jedenfalls versicherte kategorisch, damals weder von ihm noch von sonst irgendjemandem schwanger gewesen zu sein. Wie aber kam Bobby zu seinen Vermutungen? Zita zufolge »glaubte Bobby ständig, Frauen würden versuchen, seinen Samen zu rauben«. (Das erinnert an den Film *Dr. Seltsam, oder wie ich lernte, die Bombe zu lieben* von Stanley Kubrick. Dort fürchtet die Figur Jack D. Ripper, die Kommunisten könnten die »kostbaren Körpersäfte« der Amerikaner stehlen.) Wie das genau gehen sollte, blieb allerdings sein Geheimnis. Als Bobby im darauffolgenden Jahr nach Budapest zog, machte

er sich noch immer Hoffnungen, Zita zurückzugewinnen. Dabei hatte Zita zu jenem Zeitpunkt einen festen Freund und wurde von diesem schwanger statt von Bobby.

Bobby konnte nie glauben oder akzeptieren, dass Zita seine leidenschaftlichen Gefühle nicht erwiderte. Er flehte sie an, es sich noch einmal zu überlegen, sie sei die Liebe seines Lebens, er heirate sie auch mitsamt dem Kind des anderen, er würde für immer bei ihr bleiben. Schriftlich entschuldigte er sich für seinen Stolz, die Arroganz und die Feigheit, die er in ihrer Beziehung an den Tag gelegt habe. Er bemerkte auch, er habe sich »wie ein Esel« benommen, als er Zitas Schwester fragte, ob sie ihn vielleicht heiraten wolle, wenn Zita nicht dazu bereit sei.

Doch Zita blieb standhaft. Während seiner acht Jahre in Budapest sah sie ihn vielleicht ein Dutzend Mal, fand die Treffen aber wegen seines wahnhaften Antisemitismus immer schwerer zu ertragen. Einmal gingen die beiden eine Straße entlang, da deutete Bobby auf ein Graffito und behauptete, es handele sich um eine Geheimbotschaft der Juden an ihn.

Als Zita das als Unsinn abtat, protestierte er: »Nein, das stimmt! Das ist wahr!« Diese Episode sagt vermutlich eine Menge über seinen damaligen Geisteszustand aus. Zita konnte Bobby sein schlechtes Verhalten nie verzeihen. Heute lebt sie mit ihren drei Kindern in Neuseeland, wo sie als Web-Designerin und Übersetzerin arbeitet; das Schachspielen hat sie aufgegeben.

Bobby Fischer, der beim Schach nur selten eine Partie verloren gab, erkannte schließlich die Hoffnungslosigkeit seiner Lage. Der größte Schachspieler aller Zeiten, der Mann, der laut Garry Kasparow »Perfektion erlangt hatte«, schaffte es nicht, seine wichtigste Liebespartie zu gewinnen. Zita gegenüber hat Bobby den vielleicht treffendsten und einsichtigsten Kommentar zu seinem Leben abgegeben: »Im Spiel des Lebens bin ich solch ein Versager.«

DANKSAGUNG

Ich habe mich jahrzehntelang mit Bobby Fischers Leben beschäftigt. Ich kann kaum ein Turnier besuchen, ohne dass mir jemand eine Geschichte über ihn erzählt. In meinem Gedächtnis sind unzählige - Anekdoten und Berichte aus erster Hand gespeichert. Ich musste ein ganzes Dickicht von Erzählungen durchforsten und herauszufiltern versuchen, was stimmte und was ins Reich der Fabel gehörte, was übertrieben war und was zutraf, welche Darstellung unvoreingenommen und welche parteiisch war. Wie auch immer: Hiermit möchte ich allen Schachspielern und Freunden Bobbys meinen tief empfundenen Dank aussprechen, die mir über die Jahre ihre Erinnerungen erzählt und Augenzeugenberichte geliefert haben, von kurzen Begegnungen und amüsanten oder dramatischen Vorfällen um Bobby.

Im Verlauf der Recherche zu diesem Buch las ich so ziemlich alles, was auf Englisch über Bobby Fischer erschienen ist, ich hörte mir all seine Radiointerviews an, las seine Bücher und sonstigen Schriften und vergrub mich in seine Korrespondenz mit seiner Mutter, mit Pal Benko, Jack Collins und anderen. Von fremdsprachigem Material ließ ich mir Übersetzungen anfertigen.

Im Zuge meiner Recherchen unterhielt ich mich mit mehreren Ex-Schachweltmeistern – Michail Botwinnik und Wassili Smyslow in Mazedonien sowie Dr. Max Euwe in New York und Island – sowie Dutzenden weiteren Spielern über Bobby. Der aufmerksame Leser mag einige Textpassagen wiedererkannt haben, in denen ich einen kleinen Teil des Materials wiederverwendete, das schon in anderen Texten von mir erschienen ist. Mit *Endspiel* habe ich versucht, den Menschen Bobby Fischer darzustellen, nicht nur seine Turniere und Wettkämpfe chronologisch aufzuarbeiten.

1972 verbrachte ich zwei Monate in Reykjavik und verfolgte jede einzelne Partie des Weltmeisterschaftskampfs zwischen Fischer und Spasski. Dabei bekam ich die Gelegenheit, mit Schachgrößen wie Miguel Najdorf, Svetozar Gligorić, Robert Byrne, Bent Larsen, Dr. Max Euwe, William

Lombardy, Lubomir Kavalek, Lothar Schmid, Dragoljub Janošević, I. A. Horowitz und Larry Evans über Bobby zu sprechen. Außerdem redete ich mit der versammelten Schachgemeinde und literarischen Größen wie Arthur Koestler, George Steiner und Harold Schonberg. Bobbys Anwälte, Paul Marshall und Andrew Davis, zeigten sich anfangs reserviert, öffneten sich mir später aber. All die oben genannten Menschen ließen mich an ihren Erkenntnissen über Bobby teilhaben. Mit manchen von ihnen stehe ich bis heute in Kontakt.

Die sowjetische Entourage Spasskis – Efim Geller, Nikolai Krogius und Ivo Nei – weigerte sich 1972, mit mir zu sprechen. Wahrscheinlich hielt sie mich für einen Spion der anderen Seite. Als ob irgendjemand Bobby bei seinem Kampf um die Schachkrone hätte helfen können! Spasski, stets der Gentleman, war wenigstens zu Smalltalk bereit. Wir haben kürzlich korrespondiert, und er war so nett, mir mehr über seine Freundschaft mit Bobby zu erzählen.

Dank schulde ich den folgenden Menschen, die über das vergangene Jahr hinweg mit mir geredet oder mir auf andere Weise geholfen haben, den Kern Bobby Fischers zu erfassen: Fridrik Olafsson, Walter Browne, Bernard Zuckerman, Boris Spasski, Leslie Ault, Arthur Bisguier, Lew Khariton, Renato Naranja, Kirsan Iljumschinow, Gabor Schnitzler, Richard Vattuone, Stuart Margulies, Shelby Lyman, Joseph Smith, Aben Rudy, Eliot Hearst, David Oddsson, Mark Gerstl, William Ronalds, John Bosnitch, David Rosenblum, Tibi Vasilescu, Paul Jonsson, Arthur Feuerstein, Asa Hoffmann, Hanon Russell, Zsuzsa Polgár, Alla Baeva, Lion Calandra, Vincent Mallozzi, Bill Goichberg, Helgi Olafsson, Ralph Italie, Dr. Joseph Wagner, Guðmundur Thorarinsson, Sam Sloan, Allen Kaufman, Sal Matera, Curtis Lakdawala, James T. Sherwin, Anthony Saidy, Saemi Palsson, Russell Targ, Pal Benko und Bragi Kristjonsson. Ein besonderer Dank an den Internationalen Meister John Donaldson, der das Manuskript fachlich redigierte und einiges Unkraut aus meiner Prosa zupfte.

Außerdem lasen vier Freunde, allesamt Schachspieler und Autoren, das gesamte Manuskript und gaben mir wahrhaft unschätzbaren Rat. Sie schlossen alle verbliebenen Lücken: Jeffrey Tannenbaum, ein gnadenloser Lektor, Dr. Glenn Statile, ein Philosoph, Glenn Petersen, der langjährige Herausgeber von *Chess Life*, und Don Schultz, der vielleicht mehr über Schach in Amerika weiß als irgendjemand sonst. Ich trauere noch immer

einigen Steckenpferden nach, die ich gerne im Buch gesehen hätte. Meine Viererbande überzeugte mich jedoch davon, diese Steckenpferde im Stall zu lassen. Vielen Dank dafür – das Buch hat dadurch gewonnen!

Auch drei Isländer zeigten sich äußerst hilfsbereit, als ich vergangenen Oktober nach Reykjavik reiste. Ihnen lag sehr am Herzen, dass ich Bobbys Leben in ihrem faszinierenden Land korrekt wiedergab. Für die Höflichkeit, die sie mir erwiesen, schulde ich ihnen großen Dank: Einar Einarsson erzählte mir alles, was er über Bobby wusste. Dr. Magnus Skulason verstand Bobby vielleicht besser als alle meine anderen Gesprächspartner. Und Gardar Sverrisson war während Bobbys Aufenthalt auf Island sein Sprecher und sein bester Freund. Danke, danke, danke!

Die folgenden Bibliotheken bargen erstaunliche Informationsnuggets über Fischer: die New York Public Library, die Brooklyn Public Library, die Long Island Collection of the Queensborough Public Library, die John G. White Collection der Cleveland Public Library, die Bibliothek der Columbia University und die Lilly Library der Universität Indiana. Bei meinen Recherchen waren die Schachzeitschriften *New in Chess*, *Chess* und *Chess Life* enorm hilfreich, ebenso wie die Webseiten *Chess Base*, *Chess Café* und *Chessville.* Ihnen verdanke ich sehr viel. Großer Dank auch an Mirjam Donath, eine Fulbright-Stipendiatin, und Taryn Westerman, meinen ehemaligen Uni-Assistenten. Beide halfen mir bei der Recherche.

Noch nie zuvor hatte ich einen derart scharfsichtigen und fleißigen Lektor wie Rick Horgan. Ihm ist nicht nur zu verdanken, dass dieses Buch existiert, er hat es auch in jeder denkbaren Weise geformt. Außerdem war er mir ein wichtiger Diskussionspartner bei der Konzeption des Buchs. Und er musste mich gelegentlich in meinem erzählerischen Furor bremsen.

Besonderes Lob verdient auch mein Agent, Jeff Schmidt. Er hat das Potenzial von *Endspiel* erkannt und das Manuskript bei einem der besten Verlage der Welt untergebracht.

Und last, but not least ist da noch meine Frau Maxine, der ich dieses Buch widme. Auch sie kannte Bobby und verbrachte Zeit mit ihm, bei uns zu Hause, auf Partys und auf vielen Turnieren. Ihre Intelligenz und ihr Gedächtnis wiesen mir beim Schreiben den Weg – und später half sie mir mit ihren Schreib- und Redaktionskünsten. Ohne ihren Beitrag gäbe es kein *Endspiel*. Für ihre unermüdliche Betreuung kann ich ihr gar nicht genug danken.

ANMERKUNGEN

Dieses Buch speist sich aus einer Vielzahl von Quellen verschiedensten Ursprungs: aus Interviews und Briefwechseln mit Schachspielern, Freunden und Verwandten Bobby Fischers, aus Schachzeitschriften (vor allem *Chess Life, Chess Review, Chess Life & Review, New In Chess*) und -büchern sowie Zeitungsartikeln, aus Bobby Fischers eigenen Schriften, aus Bibliotheken und Archiven – hauptsächlich den Archiven der Marshall Chess Foundation und von John W. Collins – sowie aus den Erinnerungen des Autors, der sich oft mit Bobby unterhalten und seine Karriere von den ersten Anfängen bis zum Ende verfolgt hat.
Die Hauptquellen dieses Buches sind folgende:

Autobiografischer Essay von Bobby Fischer (unveröffentlicht)
Archiv von John W. Collins
Archiv der Marshall Chess Foundation
New York Times
Chess Life
Chess Review
C*hess Life & Review*
Archiv von Frank Brady
New In Chess
Chess Base
Profile of a Prodigy
KGB-Berichte

1. KAPITEL

Zu den Quellen für dieses Kapitel gehören unter anderem ein in der dritten Person geschriebener Bericht Bobbys über seine Inhaftierung, die FBI-Akten über Regina Fischer, ein autobiografischer Essay, den Bobby als Teenager schrieb, der aber nie veröffentlicht wurde, und Gespräche des Autors mit Bobbys Mentoren Carmine Nigro und Jack Collins sowie mit Regina Fischer. Darüber hinaus stützt sich die Darstellung auf persönliche Beobachtungen des Autors und bereits erschienene Bücher über Bobby.

2. KAPITEL

Ein großer Teil des Materials für dieses Kapitel stammt aus persönlichen Gesprächen mit Carmine Nigro und Briefwechseln mit Dr. Harold Sussman und Dr. Ariel Mengarini. Einige Nachrichten zwischen Bobby und seiner Mutter halfen ebenfalls, diese Phase von Bobbys Leben zu rekonstruieren. Bobbys autobiografischer Essay füllte auch hier ein paar Wissenslücken.

3. KAPITEL

Die erhellenden Anekdoten über Bobbys Umgang mit seinen Mitreisenden auf dem Kuba-Trip stammen aus Regina Fischers Tagebuch. Ebenfalls aufschlussreich waren Interviews mit Spielern wie James T. Sherwin, Allen Kaufman und Anthony Saidy sowie erneut Bobbys autobiografischer Essay.

4. KAPITEL

Bobbys Briefe an seinen Lehrer Jack Collins und an seine Mutter illustrieren schön, wie er sich bei seinem Besuch in Moskau und dem folgenden Interzonenturnier 1958 in Portorož fühlte. Die FBI-Akten zu Regina Fischer und KGB-Akten (deren paraphrasierten Inhalt der Autor dem Buch *Russians versus Fischer* entnahm) steuerten weitere interessante Informationen bei.

5. KAPITEL

Das Kapitel stützt sich in erster Linie auf Bobby Fischers Briefe an seine Mutter und Jack Collins. Die Ausführungen zu Bobbys Lieblingssendungen im Radio und deren Einfluss auf seinen Glauben beruhen auf einem Interview Bobbys und auf persönlichen Gesprächen des Autors mit ihm.

7. KAPITEL

Bobby Fischers Interview für eine Veröffentlichung, die die Machenschaften der Weltweiten Kirche Gottes anprangerte, verrät mehr über seinen Glauben als fast alles, was sonst über ihn und seine Religiosität veröffentlicht wurde. Als weitere Quelle für dieses Kapitel dienten Interviews mit Teilnehmern des Turniers in Curaçao 1962.

8. KAPITEL

Den FBI-Akten über die Durchleuchtung Bobby Fischers verdanken wir einige bisher unbekannte Tatsachen über sein Leben. Darüber hinaus erfuhr

der Autor viel aus Interviews mit Spielern, die ihn gut kannten. Ausgelöst wurden die Nachforschungen durch direkte Beobachtungen des Autors.

9. KAPITEL

Dieses Kapitel beruht hauptsächlich auf Bobbys Briefen und Postkarten an Jack Collins und den zahllosen Medienberichten, die Fischers Weg zur Weltmeisterschaft begleiteten.

10. KAPITEL

Einen großen Teil der in diesem Kapitel dargestellten Fakten sammelte der Autor in den zwei Monaten des Titelkampfes 1972 selbst; er war als Journalist die ganze Zeit vor Ort. Einiges davon ist bereits in seinem Buch *Profile of a Prodigy* (1973 und 1989) erschienen.

13. KAPITEL

Interviews mit Pál Benko, Olga Lilienthal (von Dimitrij Komarow geführt), Kirsan Iljumschinow und Zsuzsa Polgár sowie die in Tivadar Farkasházys Buch *Bobby Vizzatér* veröffentlichten Gespräche waren eine unschätzbare Quelle für dieses Kapitel.

15. KAPITEL

Dieses Kapitel beruht hauptsächlich auf persönlichen Gesprächen, Telefonaten und Briefwechseln mit etlichen Isländern, die Bobby Fischer während seiner Aufenthalte in Reykjavik 1972 und 2005–2008 gekannt hatten und die entscheidend zu seiner Freilassung aus japanischer Haft beitrugen. Ein Briefwechsel mit Bobbys Anwälten half darüber hinaus, wichtige Details zu klären. Auch das Studium der Akten und Briefwechsel zu seiner Inhaftierung und späteren Einbürgerung in Island war sehr aufschlussreich.

BIBLIOGRAFIE

Alburt, Lev/Lawrence, Al: *Three Days with Bobby Fischer, & Other Chess Essays: How to Meet Champions & Choose Your Openings.* New York, Chess Information and Research Center, 2003.

American CHESS Journal: Premiere Issue (1992).

Andersen, Cristopher: *Barbra. The Way She Is.* New York, William Morrow, 2006.

Basalla, Bob: *Chess in the Movies.* Davenport, TPI Wonderworks, 2005.

Berkovich, Felix: *Jewish Chess Masters on Stamps.* Jefferson, McFarland & Co., 2000.

Bisguier, Arthur B./Berry, Newton: *The Art of Bisguier. Selected Games 1961–2003.* Mitford, Russell Enterprises, 2000.

Bjelica, Dimitrije: *Chess Meets of the Century.* Sarajewo, Zavod Za Izdavanje Udžbenika, 1971.

Böhm, Hans/Jongkind, Kees: *Bobby Fischer. The Wandering King.* London, B.T. Batsford, 2004.

Botvinnik, M. M.: *Achieving the Aim.* New York, Pergamon, 1981.

Brady, Frank: *Bobby Fischer: Profile of a Prodigy.* New York, Dover Publications, 1973.

Bronstein, David: *Zurich International Chess Tournament, 1953. Übersetzung der zweiten russischen Ausgabe* durch Jim Marfi. New York, Dover Publications, 1979.

Burger, Robert E.: *The Chess of Bobby Fischer.* Radnor, Chilton, 1975.

Burgess, Graham: *Chess Highlights of the 20th Century.* London, Gambit, 1999.

Canetti, Elias: *Die Blendung.* Wien, Verlag Herbert Reichner, 1935.

Chernev, Irving: *Wonders and Curiosities of Chess.* New York, Dover Publications, 1974.

Cockburn, Alexander: *Idle Passion. Chess and the Dance of Death.* New York, Simon & Schuster, 1974.

Collins, John W.: *My Seven Chess Prodigies.* New York, Simon & Schuster, 1974.

Darrach, Brad: *Bobby Fischer vs. the Rest of the World.* (Aktualisierte Ausgabe) San Rafael, ISHI Press International, 2009.

De Groot, Adriaan: *Thought and Choice in Chess.* Den Haag, Mouton & Co., 1965.

DeLucia, David: *David DeLucia's Chess Library. A Few Old Friends.* Zweite Ausgabe. Darien, David DeLucia, 2007.

DeLucia, David und Alessandra: *Bobby Fischer Uncensored.* Darien, David DeLucia, 2009.

Divinsky, Nathan: *The Batsford Chess Encyclopedia.* London, B. T. Batsford, 1990.

Donaldson, John: *A Legend on the Road. Bobby Fischer's 1964 Simul Tour.* Seattle, International Chess Enterprises, 1994.

Donaldson, John/Tangborn, Eric: *The Unknown Bobby Fischer.* Seattle, International Chess Enterprises, 1999.

Donner, J. H.: *The King. Chess Pieces.* Alkmaar, New In Chess, 2006.

Dunne, Alex: *Great Chess Books of the Twentieth Century in English.* Jefferson, McFarland & Co., 2005.

Edmonds, David/Eidinow, John: *Wie Bobby Fischer den Kalten Krieg gewann. Die ungewöhnlichste Schachpartie aller Zeiten.* Frankfurt, Fischer, 2007.

Eisner, Will: *Das Komplott. Die wahre Geschichte der Protokolle der Weisen von Zion.* München, Deutsche Verlags-Anstalt, 2005.

Elo, Arpad E.: *The Rating of Chessplayers, Past and Present.* New York, ARCO Publishing, 1978.

Euwe, Max: *Bobby Fischer – The Greatest?* New York, Sterling, 1979.

Euwe, Max/Timman, Jan: *Fischer: World Champion!* Alkmaar, New In Chess, 2002.

Evans, Larry: *The Chess Beat.* New York, Pergamon, 1982.

Evans, Larry: *This Crazy World of Chess.* New York, Cardoza, 2007.

Evans, Larry/Smith, Ken: *Chess World Championship 1972: Fischer vs. Spassky.* New York, Simon & Schuster, 1973.

Farkasházy, Tivadar: *Bobby Visszatér: avagy a Fischer-rejtély.* Budapest, Adwise Media, 2008.

Fine, Reuben: *Bobby Fischer's Conquest of the World's Chess Championship. The Psychology and Tactics of the Title Match.* New York, David McKay, 1973.

Fischer, Bobby: *Meine 60 denkwürdigen Partien.* Hamburg, Wildhagen, 1989.

Fischer, Bobby: *I Was Tortured in the Pasadena Jailhouse!* Selbstverlag, 1982.

Fischer, Bobby/Margulies, Stuart/Mosenfelder, Donn: *Bobby Fischer lehrt Schach.* Dresden, Mädler, 2003.

Freud, Sigmund: *Die Traumdeutung.* Leipzig und Wien, Franz Deuticke, 1899.

Gaige, Jeremy: *Chess Personalia. A Biobibliography.* Jefferson, McFarland & Co., 2005.

Geuzendam, Dirk Jan ten: *Finding Bobby Fischer. Chess Interviews by Dirk Jan ten Geuzendam.* Alkmaar, New In Chess, 1994.

Geuzendam, Dirk Jan ten: *The Day Kasparov Quit, and Other Chess Interviews*. Alkmaar, New In Chess, 2006.

Gladwell, Malcolm: *Überflieger. Warum manche Menschen erfolgreich sind – und andere nicht.* Frankfurt/M., Campus, 2009.

Gligorić, Svetozar: *Fischer – Spassky. Schachmatch des Jahrhunderts*. Stuttgart, dt. Bücherbund, 1972.

Gligorić, Svetozar: *Shall We Play Fischerandom Chess?* London, B.T. Batsford, 2002.

Golombek, Harry: *Chess. History.* New York, Putnam's, 1976.

Golombek, Harry (Hrsg.): *Golombek's Encyclopedia of Chess.* New York, Crown, 1977.

Grekov, Nicolai: *Soviet Chess.* Aktualisiert von David Bronstein. New York, Capricorn, 1962.

Gufeld, Eduard et al.: *Bobby Fischer. From Chess Genius to Legend.* Davenport, Thinkers' Press, 2002.

Hammarskjöld, Dag: *Zeichen am Weg.* München, Droemer Knaur, 1965.

Hannak, Johannes: *Emanuel Lasker. Biografie eines Schachweltmeisters.* Berlin, Engelhardt, 1953.

Hays, Lou (Hrsg.): *Bobby Fischer. Complete Games of the American World Chess Champion.* Dallas, Hays, 1992.

Hilbert, John S.: *Shady Side. The Life and Crimes of Norman Tweed Whitaker, Chess Master.* Yorklyn, Caissa Editions, 2000.

Hooper, David/Whyld, Kenneth. *Oxford Companion to Chess.* New York, Oxford University Press, 1996.

Horowitz, Israel A./Rothenberg, P. L.: *The Personality of Chess.* New York, Macmillan, 1963.

Horton, Byrne J.: *Dictionary of Modern Chess.* New York, Philosophical Library, 1959.

Hurst, Sarah: *Curse of Kirsan.* Mitford, Russell Enterprises, 2002.

Johnson, Daniel: *White King and Red Queen. How the Cold War Was Fought on the*

Chessboard. London, Atlantic, 2007.

Kaikamjozov, Zhivko: *The Genius and the Misery of Chess.* Boston, Mongoose, 2008.

Karpov, Anatoli: *Karpov on Karpov: Memoirs of a Chess World Champion.* New York, Atheneum, 1991.

Kashdan, Isaac (Hrsg.): *Second Piatigorsky Cup. International Grandmaster Chess Tournament Held in Santa Monica, California, August 1966.* New York, Dover Publications, 1968.

Kasparov, Garry: *Meine großen Vorkämpfer 4.* Hombrechtikon/Zürich, Edition Olms, 2005.

Keres, Paul: *Grandmaster of Chess. The Complete Games of Paul Keres.* New York, Arco, 1977.

Koltanowski, George: *TV Chess.* San Francisco: KQED, Bay Area Educational Television Assn., 1968.

Koltanowski, George: *Chessnicdotes, Volume II.* Coraopolis, Chess Enterprises, 1981.

Kortschnoi, Viktor: *Ein Leben für das Schach.* Düsseldorf, Rau, 1978.

Kotow, Aleksandr/Judovich, Michail: *Schach in der UdSSR.* Moskau, Verlag Progress, 1980.

Larsen, Bent: *Larsen's Selected Games of Chess, 1948–69.* New York, David McKay, 1970.

Lipnitzky, Isaak: *Fragen der modernen Schachtheorie. Ein Sowjet-Klassiker.* Hamburg, Quality Chess, 2009.

Mamet, David: *The Wicked Son.* New York, Schocken Press, 2006.

Margeirsson, Ingólfur: *Sæmi Rokk. Lifsdans Sæmundar Pássonar.* Reykjavik, Bókaútgáfan Æskan ehf. / Almenna útgáfan, 2008.

Mednis, Edmar: *Wie schlägt man Bobby Fischer?* Berlin, Sportverlag, 1993.

Müller, Karsten: *Bobby Fischer. Die Karriere und alle Spiele des amerikanischen Weltmeisters.* Alkmaar, New in Chess, 2010

Münninghoff, Alexander: *Max Euwe. The Biography.* Alkmaar, New In Chess, 2001.

Pandolfini, Bruce: *Bobby Fischer's Outrageous Chess Moves.* New York, Simon & Schuster, 1985.

Pandolfini, Bruce (Hrsg.): *The Best of Chess Life and Review, Vol. 1, 1933–1960.* New York, Simon & Schuster, 1988.

Piatigorsky, Jacqueline: *Jump in the Waves. A Memoir.* New York, St. Martin's Press, 1988.

Plisetsky, Dmitry/Voronkov, Sergey (Hrsg.): *Russians Versus Fischer.* Moskau, Moscow Chess World, 1994.

Radford, John: *Child Prodigies and Exceptional Early Achievers.* New York, Macmillan, 1990.

Ree, Hans: *The Human Comedy of Chess. A Grandmaster's Chronicles*. Milford, Russell Enterprises, 1999.

Russell, Hanon W.: *A Chessplayer's Guide to Russian.* New Haven, H. W. Russell, 1972.

Saidy, Anthony/Lessing, Norman: *The World of Chess.* New York, Random House, 1974.

Schonberg, Harold C.: *Die Großmeister des Schach.* München, Scherz, 1974.

Schultz, Don: *Chess Don.* Boca Raton, Chessdon Publishing, 1999.

Schultz, Don: *Fischer, Kasparov, and the Others: The Best of CHESSDON and Much More.* Highland Beach, Chessdon Publishing, 2004.

Seirawan, Yasser/Stefanovic, George: *No Regrets. Fischer-Spassky 1992.* Seattle, International Chess Enterprises, 1992.

Soltis, Andrew: *Karl Marx Plays Chess and Other Reports on the World's Oldest Game.* New York, David McKay, 1991.

Soltis, Andrew: *Bobby Fischer Rediscovered.* London, B.T. Batsford, 2003.

Soltis, Andrew: *The Wisest Things Ever Said About Chess.* London, B. T. Batsford, 2008.

Soltis, Andy/McCormick, Gene H.: *The United States Chess Championship, 1845–1996.* 2. Ausgabe. Jefferson, McFarland & Co., 1997.

Sosonko, Genna: *Russian Silhouettes.* Alkmaar, New In Chess, 2001.

Sosonko, Genna: *The Reliable Past.* Alkmaar, New In Chess, 2003.

Steiner, George: *Fields of Force. Fischer and Spassky at Reykjavik.* New York, Viking, 1974.

Sunnucks, Anne (Hrsg.): *The Encyclopaedia of Chess.* London, Robert Hale, 1970.

Tal, Michail: *Sein Lebenswerk.* Nettetal, Chessgate, 2004.

Thorbergsson, Freysteinn: *Welcome to Iceland Mr. President! A Short Work on Political Chess.* Reykjavik, Freysteinn Thorbergsson, 1973.

Tiller, Terrence (Hrsg.): *Chess Treasury of the Air.* London, Penguin, 1966.

Totaro, Lawrence: *Fisching for Forgeries.* Davenport, Thinkers' Press, 2007.

Wade, Robert G./Blackstock, L. S. (Hrsg.): *Interzonal Chess Tournament: Palma de Mallorca 1970.* Nottingham, The Chess Player, 1970.

Wade, Robert G./O'Connell, Kevin J. (Hrsg.): *Bobby Fischer's Chess Games.* Garden City, Doubleday, 1972.

Waitzkin, Fred: *Das Königsspiel. Ein Meister wird geboren.* München, Goldmann, 1994.

Winter, Edward: *Chess Explorations. A Pot-Pourri from the Journal Chess Notes*. London, Cadogan Chess, 1996.

Winter, Edward: *Kings, Commoners and Knaves. Further Chess Explorations.* Milford, Russell, 1999.
Winter, Edward: *A Chess Omnibus.* Milford, Russell Enterprises, 2003.

BILDNACHWEIS BILDTEIL

Bild 1: MCF photo, unten: MCF photo
Bild 2: MCF photo, unten: MCF photo
Bild 3: C.O. Mamay/NY Daily News via Getty Images
Bild 4: FB Photo, unten: MCF photo
Bild 5: MCF photo, unten: JAT, the Jugoslavian Airline
Bild 6: Yugoslavian Chess Federation, unten: Yugoslavian Chess Federation
Bild 7: Planet News, Ltd., unten: Brooklyn Public Library, Brooklyn Collection
Bild 8: The Queens Borough Public Library, Long Island Div., *New York Herald-Tribune* Photo Morgue
Bild 9: Icelandic Chess Federation, unten: MCF Photo
Bild 10: Icelandic Chess Federation, unten: Icelandic Chess Federation
Bild 11: Gerry Kinstler/NY Daily News via Getty Images
Bild 12: Mit freundlicher Genehmigung von *The Merv Griffin Show*
Bild 13: Einar Einarsson
Bild 14: Einar Einarsson
Bild 15: Einar Einarsson
Bild 16: Einar Einarsson

ÜBER DEN AUTOR

© Richard Rex Thomas

Niemand weiß heute mehr über das Leben und die Karriere von Schachgenie Bobby Fischer als Frank Brady. Er hat ihn kennengelernt, als Fischer zehn Jahre alt war und erlebte einige seiner größten Triumphe mit ihm. Brady ist Präsident des Marshall-Schachklubs und war Gründungsmitglied des Schachmagazins Chess Life. Er ist Professor für Kommunikationswissenschaft an der St. John's University in New York und Autor einiger von der Kritik gefeierter Biografien.